

Samenkörner

403. Heft / Januar 1923.



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld, Postfach 227

Preis dieser Nummer M. 45.—

Neu sind erschienen:

Christliche Lieder mit Noten

für Sonntagschule und Familie.

Stark gebund. m. Kaliforücken (norm. Preis) M. 125. —

In Ganzleinen, besonders stark, m. Goldtitel „ 450. —

Die Ausgabe ohne Noten ist vergriffen.

Prophetische Karte

Des Menschen Tun und Gottes Wege

Entworfen von E. Neuffer, Ludwigsburg

Mk. 100. —

Die vorzüglich ausgeführte Karte gibt unter Beifügung zahlreicher Erläuterungen auf dem Umschlag in allgemein verständlicher Darstellung ein klares Bild von den Ratschlüssen und Wegen Gottes mit der Erde und den Menschenkindern. Besonders in der heutigen Zeit, wo wir dem Ende so sichtbar nahe rücken, dürfte ihr Studium von Interesse sein.

C. S. Macintosh

Betrachtungen über das erste Buch Mose

6. neu durchgesehene Auflage (Nr. 301 d. Verzeichnisses)
In Halbleinen gebunden mit Goldtitel . . M. 1250. —

Gott sucht dich

Rürzlich las ich folgendes:

Ein Sohn, der viel aus Gottes Wort wußte, dabei aber dem Trunk und Spiel ergeben war und mit Vorliebe schlechte Gesellschaft aufsuchte, wurde eines Tages, wie so oft schon, vor seinem frommen Vater ernst und liebevoll darauf hingewiesen, wie gefährlich es sei, auf Gottes Barmherzigkeit hin zu sündigen und die Buße von Tag zu Tag hinauszuschieben. Die Worte des Vaters waren dem Sohn unangenehm. Um sie loszuwerden, ging er ins nächste Wirtshaus und suchte dort in lustiger Gesellschaft und berausenden Getränken Vergessenheit. Aber an diesem Abend wollte die erwartete Fröhlichkeit sich nicht einstellen.

Während er bei seinen Freunden sitzt und trinkt, stört ihn die große Standuhr. Sie tickt so laut, und wider Willen klingt's ihm in den Ohren:

„Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.

O Mensch, bekehre dich zu Gott!“

Der Kellner stellt ein volles Glas vor ihn. Da muß er an das Wort aus der Offenbarung denken: „Wie viel sie sich herrlich gemacht und ihren Mutwillen gehabt hat, so viel schenket ihr Qual und Leid ein“.

Sinnend schweift sein Blick in dem vollbesetzten Raum umher. Durch den starken Tabaksqualm hindurch kann er kaum die Gesichter seiner Bechgenossen

unterscheiden. Da kommen ihm die Verdammten in den Sinn und ihr schreckliches Los:

„Der Rauch ihrer Qual steigt auf von Ewigkeit zu Ewigkeit“.

Es wird ihm zu eng im Zimmer. Er geht hinaus, um draußen in der frischen Luft und ländlicher Umgebung auf andere Gedanken zu kommen. Da sieht er einen Fischer mit der Angel am Wasser sitzen, und wie er ihn sieht, fährt ihm der Spruch durch den Kopf: „Denn der Mensch weiß seine Zeit nicht; gleich den Fischen, welche gefangen werden im verderblichen Neze: gleich diesen werden die Menschenkinder verstrickt zur Zeit des Unglücks, wenn dieses sie plötzlich überfällt“.

Er geht weiter in den Wald hinein und findet Holzfäller bei der Arbeit. Gerade führen sie den letzten Schlag gegen einen Baum. Krachend stürzt er zu Boden. Im selben Augenblick meint er eine Stimme zu hören: „Jeder Baum, der nicht gute Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen“.

Ein Rabe fliegt daher, und wie er ihn über seinem Haupte krächzen hört, da packt ihn das Wort mit unwiderstehlicher Gewalt: „Ein Auge, das den Vater verspottet und den Gehorsam gegen die Mutter verachtet, das werden die Raben des Baches aushaden und die Jungen des Adlers fressen“.

Da kann der junge Mann nicht länger widerstehen. Er bricht vor Gott zusammen, tut Buße und befehrt sich von Herzen zu Jesu, dem Heiland der Sünder. Von dieser Stunde an ist er ein anderer Mensch.

Als ich diese kurze Geschichte las, mußte ich

denken: Welch eine treffende Darstellung von dem Wirken des Heiligen Geistes in einer Menschenseele! Dieser junge Mann war von gottesfürchtigen Eltern erzogen und kannte die Schrift besser als tausend andere. Aber wie so viele Kinder gläubiger Eltern ging er Wege der Sünde und Gleichgültigkeit, bis schließlich das stille, ernste Wirken des Geistes Gottes den Sieg errang.

O wie tot ist doch der Mensch, in geistlichem Sinne! Da wälzt sich einer in der Sünde, ist völlig abgestumpft, kennt kein anderes Begehren, als seinen sündigen Neigungen zu dienen. „Tot in Sünden und Vergehungen.“ Da betreibt ein anderer sein Geschäft, jagt ihm förmlich nach, nur von dem einen Gedanken erfüllt, zu erwerben und zu erraffen, so viel wie möglich, auf welchem Wege, ob durch Betrug oder Gewalttat, ist gleich. „Tot in Sünden und Vergehungen.“ Da wird ein dritter christlich erzogen, wächst in guter, gläubiger Umgebung auf. Aber er ist und bleibt gleichgültig. Was er hört, macht keinen Eindruck auf ihn. Auch er „tot in Sünden und Vergehungen“. Wieder ein anderer geht regelmäßig zur Kirche, tut viel Gutes, führt ein ehrbares und menschlich tadelloses Leben, keiner kann ihm etwas nachsagen. Aber — in Bezug auf Gott ist er so tot wie die vorher Genannten — tot wie ein Stein. Kein Leben aus Gott ist in ihm. Kann denn auch auf ihn das Wort angewandt werden: „tot in Vergehungen und Sünden“? Ja, denn vor dem dreimal heiligen Gott, vor dem die Himmel nicht rein sind und Engel ihre Angesichter verhüllen, ist auch ein solcher Mensch mit Schuld und Sünde bedeckt.

Aber nun kommt das Wunderbare! Diesen toten Menschen lebendig zu machen, an ihm die Wunder Seiner Gnade zu erzeigen, ihn aus der Finsternis in Sein wunderbares Licht zu bringen, das ist Gottes Wunsch und Wille, nicht seit heute, oder seit gestern und vorgestern, nein von je her. Schon dem ersten Menschen ward nach seinem Fall von Gott die Verheißung, daß sein Same, Jesus Christus, der Schlange, dem Lügner und Verführer von Anfang, den Kopf zermalmen werde; und durch den Prophet Hesekiel ließ derselbe Gott verkündigen: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, Jehova, ich habe kein Gefallen am Tode des Gefeklosen, sondern daß der Gefeklose von seinem Wege umkehre und lebe!“ (Kap. 33, 11.) Die beiden großen Apostel des Neuen Testaments aber, der Apostel der Heiden und der der Juden verkünden klar und deutlich: „Unser Heiland-Gott will, daß alle Menschen errettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“, und: „Gott ist einer, und einer Mittler zwischen Gott und Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle“ (1. Tim. 2, 4—6); und: „Der Herr will nicht, daß irgend welche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen“. (2. Petr. 3, 9.) Alle diese Stellen, und viele andere mit ihnen, tun uns den Willen Gottes bezüglich des gefallen Menschen kund: Er will, daß alle errettet werden.

Zur Ausführung dieses Willens wirkt Gott durch Seinen Heiligen Geist an den Herzen der Sünder. Er macht es wie jenes Weib im Gleichnis, das eine Drachme verloren hat und nun eine Lampe oder Kerze anzündet und sorgfältig nach dem

verlorenen Geldstück sucht. Die Drachme konnte nicht aus eigener Kraft in die Tasche ihrer Besitzerin zurückkehren, sie besaß weder den Willen, noch die Fähigkeit dazu, sie war ja tot! Das Weib mußte sie suchen.

Ähnlich verhält es sich mit der Arbeit des Heiligen Geistes an der verlorenen Menschenseele. Der Mensch von Natur hat weder den Wunsch noch die Kraft, sich zu Gott zu bekehren. Deswegen ist auch die Auslegung des Gleichnisses von der kostbaren Perle, die in dem Kaufmann den suchenden Menschen und in der Perle den Heiland sieht, so verkehrt. Verkauft etwa der verlorene Sünder alles, was er hat, um sich mit dem Erlös gleichsam den Heiland zu erkaufen? Oder kauft er den Acker (die Welt), um den darin verborgenen Schatz zu erwerben? Wahrlich nicht! Er, Jesus, hat alles, selbst Sein Leben, hingegeben, um den für Ihn so kostbaren Schatz, Seine Gemeinde zu besitzen. Sie ist nach Seinem Urteil der Schatz, die kostbare Perle, die der Vater für Ihn bestimmt hat und die deshalb einen so unermesslichen Wert für Ihn hat.

Und wie mit der Gesamtheit der Gläubigen, so ist es mit dem einzelnen. Der Heilige Geist, von Gott auf diese Erde gesandt, sucht, sucht sorgfältig, um den Verlorenen zu finden. In diesem „sorgfältig“ liegt eine besondere Kraft. Gottes Geist scheut keine Mühe. Er wendet Sorgfalt an, um in dem Verlorenen den Wunsch nach einem Heiland zu wecken. Denn — und damit kommen wir auf das Gleichnis vom verlorenen Sohn zu reden — der Betreffende, in dem Gottes Geist gewirkt hat, der aus seinem Todesschlaf erwacht

ist, muß sich nun auch seinerseits aufmachen, um zu seinem Vater zu gehen. Es kommt jetzt auf ihn an, welche Antwort er der liebenden und sorgfältigen Arbeit des Heiligen Geistes zu teil werden läßt. Er kann der ladenden und mahnenden Stimme folgen, aber er kann auch sein Herz verhärten.

Mein lieber unbefehrter Leser! Gott sucht dich. Er will, daß auch du zur Buße kommen und Vergebung deiner Sünden finden mögest durch den Glauben an Jesu Blut. Schon lang ist Seine Liebe dir nachgegangen.

Ein junger Mann kam eines Tages angetrunken in das Kontor seines Vaters und verlangte Geld. Der Vater wollte ihm nichts geben, sagte jedoch zu ihm: „Wenn du ein Jahr das Trinken lassen willst, soll mein Geschäft zur Hälfte dir gehören, wenn du aber fünf Jahre lang nicht mehr trinkst, trete ich ganz vom Geschäft zurück, und alles gehört dir“. Der Sohn versetzte: „Das Geschäft will ich nicht, ich will Geld!“ Damit stürzte er, ein großer, starker Mensch, auf den alten Vater los und schlug auf ihn ein, bis dieser fast die Besinnung verloren hatte. Dann raubte er alles Geld, das gerade in der Kasse war, und eilte davon. Auf die Anzeige eines jungen Mädchens hin, das in dem Kontor arbeitete, wurde er jedoch verhaftet und dem Gericht überliefert. Über die spätere Gerichtsverhandlung berichtet ein Augenzeuge: „Da der Angeklagte außerstande war, die ihm zur Strafe auferlegte Summe zu bezahlen, wurde er zu einer längeren Haft verurteilt. Kaum aber hatte der Richter das Urteil verkündigt, als der alte Vater langsamen Schrittes vortrat. Sein Haar

war weiß geworden, und sein Gesicht so vergrämt, daß man ihn kaum wiederzuerkennen vermochte. Er legte eine Geldrolle auf das Pult des Richters und bezahlte des Sohnes Schuld. Dann sagte er: „Komm mit mir nach Hause, mein Sohn!“

Ich weiß nicht, was aus dem Sohne geworden ist. Man möchte annehmen, die Liebe des Vaters habe sein hartes Herz erweicht. Aber des Menschen Herz ist ein böses und trotziges Ding. Doch ich frage: Wer ist schuldiger, ein Sohn, der die Liebe seines Vaters mit Undank und Schlechtigkeit vergilt, oder ein Mensch, der eine Gnade, die den eingebornen Sohn für Sünder am Kreuze sterben ließ, verachtet und der suchenden Liebe des Heiligen Geistes sein Herz hartnädig verschließt?

Urteile, lieber Leser, vergiß aber auch nicht, dieses Urteil auf dich selbst anzuwenden!

Das lebendige und wirksame Wort Gottes

In einer Stadt Irlands hielt Fräulein M., eine entschiedene Christin, regelmäßig Bibelstunden für erwachsene junge Mädchen. Eines Tages nach beendeter Stunde bat eine der Schülerinnen die Dame, sie ein Stück Weges begleiten zu dürfen, da sie ihr etwas mitzuteilen habe. Die Erlaubnis wurde gern erteilt, und Johanne S., so hieß das junge Mädchen, begann folgendermaßen:

„Sie erinnern sich gewiß meiner Nachbarin, Marie F., von der ich Ihnen mehrmals erzählt, und die ich auch schon Ihrer Fürbitte empfohlen habe. Sie wissen, daß ich ihr das eine und andere,

das wir in der Stunde besprochen hatten, zu erzählen pflegte, und Marie hörte mir auch immer gern zu. Seit drei Wochen aber darf ich kein Wort mehr mit ihr reden. Die Eltern haben ihr jeden Verkehr mit mir verboten, als sie erfuhren, daß ich mit ihr über die Notwendigkeit des Glaubens an Jesum gesprochen hatte.

„Die Sache kam so: Marie war verlobt, und diesen Monat sollte die Hochzeit stattfinden. Nun aber ist etwas geschehen, was Maries Eltern in die größte Aufregung versetzt hat. Im vorigen Monat hämlich ist ihr Bräutigam bei einem Spaziergang mit einem Freund an einem Saal vorbeigekommen, in welchem zeitweilig das Evangelium verkündigt wird. Auch an dem betreffenden Abend war das der Fall. Als nun Robert, so heißt der Bräutigam, den Gesang hörte, blieb er stehen und fragte seinen Freund, ob er wisse, was in dem Hause los sei.

„„Ach,“ versetzte dieser wegwerfend, „da wird wohl wieder so ein protestantischer Redner einen Vortrag halten.“

„„Aber sie singen gut“, erwiderte Robert. „Komm und laß uns einen Augenblick zuhören! Was mag der Eintritt kosten?“

„„Nichts. Das allein beweist schon, daß die Sache nichts taugt.“

„Doch Robert war anderer Meinung. Er gab nicht nach, und schließlich trat sein Freund mit ihm ein. Gerade als sie die Tür öffneten, war der Gesang zu Ende. Der Redner stand auf und las den Text seiner Ansprache: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes

bleibt auf ihm". (Joh. 3, 36.) Die beiden Freunde blieben bis zum Schluß des ergreifenden Vortrags, Robert tief getroffen und bewegt, der andere gleichgültig und unberührt. Noch in derselben Nacht fand Robert Frieden im Glauben an den Sohn Gottes und bekannte am folgenden Morgen offen und freimütig, welche große Errettung ihm zuteil geworden sei. Sie können sich denken, was für eine Aufregung dieses Bekenntnis hervorrief. Marias Eltern gerieten außer sich, als Robert erklärte: „Bisher war Marie alles für mich. Ich kannte keinen größeren Schatz als sie. Aber jetzt ist Christus mehr für mich geworden, und solange Marie nicht eines Sinnes mit mir wird, kann ich sie nicht heiraten.“

„Seit diesem Tage darf ich Marie nicht mehr besuchen. Auch haben die erzürnten Eltern dem Bräutigam das Betreten ihres Hauses ein für allemal verboten.“

Fräulein M. konnte einen Ausruf des Mitgefühls nicht unterdrücken.

„Ja“, fuhr die Erzählerin fort, „es ist traurig, aber es kommt noch schlimmer. Vergangenen Freitag sah Marie bei einem Gang in die Stadt eine weiße Karte auf der Straße liegen. Sie ließ sie liegen und schritt vorbei, fühlte dann aber nach ihren eigenen Worten etwas in sich, das sie zwang zurückzukehren und die Karte aufzuheben. Sie las die Worte: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber seine Seele einbüßte?“ (Matth. 16, 26.) Marie las die Worte mehrere Male. Sie trafen ihr Inneres, aber unwissend wie sie ist, vermochte sie doch nichts Rechtes damit anzufangen. In der Hoffnung nun, daß ich

ihr die nötigen Erklärungen geben könne, eilte sie trotz des Verbots ihrer Eltern sofort zu mir, obwohl es eine halbe Stunde Wegs war.

„Mit den Zeichen der größten Erregung stürzte sie in mein Zimmer und rief, mir die Karte entgegenhaltend: „Was bedeuten diese Worte? Du mußt es mir sagen können!“

„Ich las die Karte und versetzte so ruhig wie möglich: „Die Worte sind doch ganz einfach. Sie bedeuten genau das was sie sagen.“ Darauf suchte ich ihr, so gut ich es vermochte, die Bedeutung der Stelle klar zu machen. Eine Weile hörte sie mir aufmerksam zu. Dann fragte sie, wer die Worte gesprochen habe.

„„Der Herr Jesus Christus selbst“, erwiderte ich. „Du kannst sie im Evangelium Matthäus finden.“

„Kaum hatte ich das gesagt, als sie mir die Karte aus der Hand riß und aus dem Zimmer stürzte. Ihr Blick war so wild, daß ich erschrak. Ich hielt es im Hause nicht aus. Voll tiefer Unruhe folgte ich ihr, um zu sehen, wie die Sache auslaufen würde. Ihre Mutter öffnete mir die Tür, erwiderte aber auf meine Frage, ob ich ihre Tochter sehen könne, kurz und scharf: „Nein. Marie ist so aufgereggt, daß sie keinen Besuch empfangen kann. Sie rennt wie eine Besessene in ihrem Zimmer hin und her.“

„Mit diesen Worten schlug Frau F. mir die Tür vor der Nase zu, und ich mußte unverrichteter Sache wieder heimkehren.

„O Fräulein M.“, so schloß das junge Mädchen seine Erzählung, „ich fürchte, Marie wird noch

wahnsinnig. Helfen Sie mir für sie beten, daß der Herr ihr den Verstand erhalte und ihr helfe.“

Fräulein M. hatte mit herzlicher Teilnahme zugehört und versprach gern, der Bitte ihrer Schülerin zu willfahren. Sie wartete auch nicht lange damit, sondern beugte, daheim angekommen, ihre Kniee vor dem Gott aller Gnade und flehte lang und inbrünstig für die unglückliche Marie. Dies war am Sonntagabend. Als sie sich am nächsten Abend wieder zum gleichen Zweck in ihr Zimmer zurückzog, fühlte sie sich merkwürdigerweise nur angetrieben zu danken. Es war ihr das ganz unerklärlich, aber sie sollte den Grund bald erfahren. Schon am folgenden Morgen empfing sie einen langen Brief von Johanne S.

Danken Sie dem Herrn! so schrieb sie. Marie ist bekehrt und ganz glücklich. Sie hat mir selbst alles erzählt. Hören Sie:

Es war am Freitagabend, als sie mit dem Kärtchen zu mir kam und nachher so aufgereggt fortstürzte. Sie scheint dann den ganzen Abend wie eine Wahnsinnige im Hause umhergelaufen zu sein. Die Eltern versuchten vergebens sie zu beruhigen. Endlich ging sie in ihr Schlafzimmer mit den Worten, sie werde am nächsten Morgen schon wieder ruhig sein.

Die ganze Nacht saß sie wach im Lehnstuhl oder wanderte im Zimmer umher.

„Alles was ich sah“, erzählte sie mir, „trug jene schrecklichen Worte: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber seine Seele einbüßte?“ Besonders die letzten Worte glaubte ich überall zu sehen, an der Decke, auf

dem Fußboden, ja, selbst auf meinen Händen. „Seine Seele einbüßen!“ Mir schauderte bei dem Gedanken. Ich war der Verzweiflung nahe. Ich wagte weder mich niederzulegen noch das Licht auszulöschen. Endlich versuchte ich zur Jungfrau Maria zu beten. Aber ob auch meine Lippen sich zitternd bewegten und der Rosenkranz unaufhörlich durch meine Hände glitt, in meinem Innern blieb es finster und trostlos. Es war eine schreckliche Nacht.

„Als ich am Morgen müde und bleich ins Schlafzimmer trat, fragte mein Vater besorgt, ob es mir noch nicht besser gehe.“

„„Nicht viel“, antwortete ich.“

„„Soll ich denn zum Arzt schicken?“ fragte er.“

„„Nein, nein“, rief ich. „Tu das nur nicht, Vater! Ich bin nicht krank. Bis morgen wird alles in Ordnung sein.““

„Am Abend zog ich mich wieder früh zurück. Aber kaum hatte ich die Tür hinter mir geschlossen, als von neuem die verhängnisvollen Worte rings um mich her erschienen. Da standen sie groß und deutlich: „Seine Seele einbüßen!“ Wieder tat ich kein Auge zu. Ich versuchte zu beten, aber nichts kam über meine Lippen als: „Herr, erbarme dich! Herr, hilf mir!““

„Am nächsten Morgen war mein Vater sehr ärgerlich, weil ich so krank und elend ausseh, und erklärte, den Arzt holen zu wollen. Ich bat ihn noch einmal, das doch nicht zu tun, und versprach ihm, am folgenden Tage selbst zum Arzt gehen zu wollen, wenn ich mich dann immer noch nicht wohler fühle. Am Abend war große Gesellschaft bei uns.“

Erschöpft und zerschlagen, wie ich war, mußte ich mit ins Gesellschaftszimmer. Ich konnte mich kaum aufrecht halten. Gegenstände und Personen tanzten mir vor den Augen. Ich erinnere mich nicht mehr, was an jenem Abend vorging, nur das weiß ich, daß ich überall, wohin ich blickte, jene schrecklichen Worte zu sehen glaubte.

„Endlich wurde mir so unwohl, daß ich aus dem Zimmer gebracht werden mußte. Mein Vater hatte Mitleid mit mir und schickte mich zu Bett. Natürlich konnte ich nicht schlafen. Im Laufe des Abends war mir nun ein neuer Gedanke gekommen, der mich jetzt stark beschäftigte, der Gedanke nämlich an eine alte Wärterin, die mich einst sehr lieb gehabt hatte, aber bald entlassen worden war, weil sie mir allerlei Dinge gesagt hatte, die nach Ansicht meines Vaters fekerisch waren.

„O wenn doch die alte Manny hier wäre! dachte ich bei mir. Die könnte mir sicher helfen.

„Gegen elf Uhr wurde im Hause alles still, und meine Eltern gingen zur Ruhe. In demselben Augenblick fiel mir ein, daß Manny eine alte, zerrissene Bibel zurückgelassen hatte, die seiner Zeit in die Kumpelkammer unten im Hause geworfen worden war. Dieses Buch mußte ich haben, das war mir klar. Ich nahm mein Nachtlicht und huschte die Treppe hinab. Zu meiner Freude fand ich die Kammer nicht verschlossen. Doch mußte ich lange suchen, bis ich die alte Bibel, mit Staub bedeckt, in einer Ecke fand. Es war ein großes, schweres Buch. Klopffenden Herzens brachte ich es in mein Schlafzimmer hinauf. Ich schloß die Tür ab, legte die Bibel auf mein Bett, kniete nieder und bat Gott,

mir zu zeigen, wo die Worte, die mich so sehr beschäftigten, zu finden seien. Dann öffnete ich das Buch, und die ersten Worte, die ich las, lauteten: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

„Ich war ganz enttäuscht, denn ich hatte erwartet, Gott würde mich meinen Vers finden lassen. Nochmals hat ich Ihn, mir doch die rechte Stelle zu zeigen. Dann schloß ich das Buch und öffnete es nach einem Augenblick von neuem. Doch wie war ich erschrocken, als ich wiederum las: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.

„Abermals schlug ich das Buch zu und schrie noch einmal inbrünstig zu Gott, mir doch meinen Vers zu zeigen. Dann öffnete ich zum drittenmal, und — „denn also hat Gott die Welt geliebt“. So las ich auch jetzt wieder. Ich war wie versteinert. Fassungslos starrte ich die Worte an. Wieder und wieder las ich sie, und jetzt Johanne, fiel nicht nur der Lampenschein auf das vergilbte Papier, nein, ein Licht schien es zu bestrahlen, das mich zittern und beben machte. Plötzlich fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Durch die Gnade Gottes verstand ich die Bedeutung der herrlichen Worte. Es war nicht der Vers, den ich gesucht hatte, und doch mein Vers, der für meinen trostlosen Zustand paßte, und der die tiefe Wunde meiner Seele heilen konnte. Jetzt wußte ich es: Gott hatte mich lieb! Er hatte Seinen eingeborenen Sohn für mich ge-

geben. Ich besaß ewiges Leben! Von meinen Gefühlen ganz überwältigt, sank ich zu Boden. Ein lauter Schrei entfuhr meinen Lippen, aber es war ein Schrei unaussprechlicher, seliger Freude. Das Geräusch hatte meine Eltern geweckt. Sie klopfen an meine Tür und fragten erschrocken, was mir sei.

„Ich erhob mich und öffnete. Erstaunt und fragend sahen die Eltern mich an. Da erblickte mein Vater die aufgeschlagene Bibel, und plötzlich schien ihm klar zu werden, weshalb ich während der letzten Tage in einem so schrecklichen Zustand gewesen war. Zornig ergriff er das alte Buch und schleuderte es zu Boden. Dann begann er zu schelten und zu drohen. Meine Mutter sank laut schluchzend auf einen Stuhl, aber ich, o ich war glücklich, unsagbar glücklich. Heute Morgen war mein Gesicht nicht mehr bleich und traurig. Ein Friede und eine Freude erfüllten mein Herz, die ich dir nicht zu beschreiben vermag, und die niemand begreifen kann, der sie nicht selbst kennen gelernt hat.“

Das ist es, Fräulein M., was Marie mir selbst erzählt hat. Ich teile es Ihnen sogleich mit, weil ich weiß, wie es auch Sie erfreuen wird. Der Herr hat über Bitten und Verstehen getan. Ihm sei Lob und Dank dafür!

Ihre getreue Johanne S.

Mit welchen Gefühlen Fräulein M. diese Zeilen las, können wir uns vorstellen. Das war in der Tat eine Erhörung ihrer Gebete, die die kühnsten Erwartungen übertraf.

Daß Marias Eltern alles aufboten, um ihr Kind von dem vermeintlichen Irrwege zurückzuführen

ren, ist begreiflich. Aber all ihre Bemühungen, Bitten und Versprechungen, Befehle und Drohungen, waren umsonst. Marie blieb dabei, daß ihr Leben fortan Dem gehöre, der sie durch Sein kostbares Blut sich erkaufte und ihr Glück und Frieden geschenkt habe. Eines Tages sagte ihr Vater zu ihr:

„Nun, Marie, ich habe getan was ich konnte, um dich wieder zur Vernunft zu bringen. Da leider alles umsonst ist, habe ich mich entschlossen, Vater Josefus rufen zu lassen und dich seinen Händen zu übergeben.“

Einige Tage später kam Vater Josefus, ein eifriger Jesuit. Er versuchte zunächst, Marie dadurch wankend zu machen, daß er alles, was sie ihm erzählte, ins Lächerliche zog. Als er auf diesem Wege nicht weiter kam, begann er, ihr das Törichte ihres Verhaltens vorzustellen. Auch fügte er seinen Vorstellungen Drohungen hinzu.

„Wissen Sie nicht“, sagte er unter anderm, „daß Ihr Vater das Recht hat, Sie aus dem Hause zu schicken, wenn Sie sich seinen Wünschen fernerhin so halsstarrig widersetzen?“

„Ich weiß es“, lautete die einfache Antwort.

„Ja, daß er nicht nur das Recht dazu hat“, fuhr der Priester ärgerlich fort, „sondern daß er es auch tun wird?“

„Nun, ehrwürdiger Vater“, erwiderte das Mädchen bescheiden, „selbst wenn Vater und Mutter mich verlassen, so weiß ich doch, daß der Herr mich nicht verlassen wird.“

„Wer hat Sie solchen Unsinn gelehrt?“

„Niemand. Ich fühle nur, daß es so ist.“

„Wohlan denn“, hob Vater Josefus nach einer

Pause wieder an, „wenn Sie allen Bitten und Ermahnungen zum Trotz bei Ihrer Torheit verharren, so erkläre ich Ihnen, daß die Kirche Sie mit dem Bannfluch belegen wird. Was das bedeutet, wissen Sie. Sie werden nicht nur aus Ihrer Heimat verstoßen, sondern von Freunden und Bekannten verlassen werden. Ein elendes, armes Leben wird Ihr Teil sein, und schließlich werden Sie, als eine Verächterin der Heilmittel der allein-seligmachenden Kirche, in ewige Finsternis und Qual hinabgestoßen werden. — Bedenken Sie deshalb wohl, was Sie tun“, so schloß der Priester, nachdem er dem jungen Mädchen noch lange die schrecklichen Folgen ihres Starrsinns in den düstersten Farben geschildert hatte, „Sie werden verflucht sein für diese Zeit, verflucht für alle Ewigkeit!“

Marie hatte mit gesenktem Haupt diesen drohenden Worten gelauscht. Jetzt aber blickte sie auf, sah den Priester voll an und erwiderte ernst:

„Pater Josefus, nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht jemand verfluchen, den der Herr Jesus selbst gesegnet hat!“

Pater Josefus stand auf und verließ stillschweigend das Zimmer. Die Ruhe und Sicherheit des jungen Mädchens hatten ihn völlig entwaffnet. Doch bevor er aus dem Hause ging, befahl er dem Vater, seine Tochter fortzuschicken und sie ihrem Schicksal zu überlassen. In diesem Stück jedoch gehorchte Herr F. dem Priester nicht. Marie durfte im Hause bleiben. Die Eltern ließen sie auch fortan in Ruhe. Sie konnte gehen, wohin sie wollte. Ja, noch mehr. Nach einiger Zeit konnte Marie in dem Benehmen ihrer Eltern eine deutliche An-

derung wahrnehmen. Sie waren oft ernst und nachdenklich und gegen sie manchmal von der zärtlichsten Aufmerksamkeit. Der Umschwung war auffallend.

Eines Abends sollte sie den Grund erfahren. Als sie nach dem Abendessen wie gewöhnlich noch ein wenig mit ihren Eltern zusammensaß, begann ihr Vater, der den ganzen Abend sehr still und ernst gewesen war, mit stöckender Stimme zu erzählen. Und was durfte Marie hören? Der Vater hatte in jener Nacht die alte Bibel mitgenommen, um sie am nächsten Morgen zu verbrennen. Statt dessen aber hatte er, nachdem er aus Neugierde einen Blick hineingeworfen, angefangen, sie regelmäßig zu lesen. Nicht zu seiner Freude. Denn das Lesen hatte ihn zu der Überzeugung gebracht, daß er ein verlorener, verdammungswürdiger Sünder sei. Als er dies sagte, kamen ihm die Tränen. Seiner Tochter erging es nicht besser. Aber sie weinte vor Freude. Ihrem Vater um den Hals fallend, sagte sie ihm von der Liebe des Heilands, der in jenen schrecklichen Tagen ihr Herz so überaus glücklich gemacht, und von dem sie seither durch ihre Freundin noch so viel Herrliches gehört hatte. In Verbindung damit verkündigte das glückliche junge Mädchen ihren Eltern, auf welchem Wege ein verlorener Sünder Frieden und Vergebung finden kann.

An diesem Abend konnte Marie sich mit dem Bewußtsein zur Ruhe begeben, daß der Herr in den Herzen ihrer Eltern ein gesegnetes Werk begonnen habe und es sicher auch zu Ende führen werde. Sie wurde in ihrem Vertrauen nicht getäuscht. Nicht lange nachher fanden beide Frieden in dem einfältigen Glauben an das Blut Jesu.

Als dies bekannt wurde, mußte die ganze Familie den Ort verlassen. Die Aufregung unter Freunden und Bekannten war so groß, daß sie ihres Lebens nicht mehr sicher waren. Sie zogen in eine fern gelegene Stadt, wo niemand sie kannte, und wo sie in Ruhe und Frieden dem Herrn dienen konnten. Robert zog mit ihnen.

Wie groß ist doch die Macht des Wortes Gottes! An jedem einzelnen Gliede der kleinen Familie hatte sich wunderbar das bekannte Wort des Apostels bewahrheitet: „Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert, und durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist, sowohl der Gelente als auch des Markes, und ein Beurteiler der Gedanken und Gesinnungen des Herzens“. (Hebr. 4, 12.) Möchte es auch an jedem Leser dieser Zeilen seine durchdringende, zugleich aber auch seine heilbringende Kraft erweisen!

Das stille Jüdchen

Im Jahre 1286 besuchte König Wenzel II. von Böhmen die Stadt Prag und wurde mit lautem Jubel empfangen. Er zog mit seinem Gefolge durch die ganze Stadt und stattete bei dieser Gelegenheit auch dem sogenannten Ghetto, dem Judentempel, einen Besuch ab.

Bei der Fahrt durch die engen Straßen des Ghetto wollte es das Unglück, daß von einem Hause ein gewaltiger Stein herabfiel, gerade vor die Füße der Pferde, die den königlichen Wagen zogen. Wäre der Stein nur ein paar Sekunden

später herabgestürzt, so hätte er den Wagen samt seinen Insassen zerschmettert.

Selbstverständlich meinte man in diesem Unglück einen Anschlag auf die Person des Königs erblicken zu müssen. Noch am gleichen Tage erschien ein königlicher Befehl, der die Auslieferung des Übeltäters forderte. Erfolgte diese nicht innerhalb eines Zeitraums von acht Tagen, so sollte das ganze Judenviertel zur Strafe der allgemeinen Blünderung preisgegeben werden. Eine derartige Verordnung war nichts Ungewohntes in einer Zeit, wo die Juden beinahe vogelfrei und allgemein gehaßt waren und verfolgt wurden.

Umsonst waren alle Nachforschungen nach dem Verbrecher. Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Sache eben lediglich ein unglücklicher Zufall, an dem kein Mensch schuld war. Aber bei dem Haß gegen die Juden sollte das Unglück zum Verbrechen gestempelt werden.

Umsonst waren die Bemühungen des Ober-Rabbiners, der alles aufwandte, um die Obrigkeit zu einer Änderung des grausamen Befehls zu veranlassen. Tag und Nacht versammelten sich die Juden auf ihren Begräbnisstätten oder in der Synagoge und riefen zu Gott, daß Er das schreckliche Unheil abwenden möge. Umsonst. Der Tag, an dem der Übeltäter ausgeliefert werden mußte, rückte näher und näher, aber kein Hoffnungsschimmer tagte.

Nun wohnte in einem armseligen Häuschen der Judenstadt ein armer Schneider, Reb Schime Scheftels sein Name. Er war allgemein als „das stille Jüdchen“ bekannt, da er ein ganz zurückgezogenes Leben führte und sich um öffentliche Angelegen-

heiten nicht kümmerte. Im ganzen Ghetto war wohl kein Mensch, der tieferes Leid über die neue große Not des armen Judentums getragen hätte als dieser stille Mann. Unaufhörlich sann er auf Mittel und Wege, um das Verhängnis abzuwenden.

So nahte der achte Tag heran. Der Übeltäter war nicht gefunden, und am folgenden Tage sollte das schreckliche Urteil vollzogen werden. Der Entschluß des stillen Mannes war gefaßt. Er küßte Frau und Kinder und begab sich zum Königsschloß, um sich als den anzugeben, der den Mordanschlag auf den König ausgeführt habe. Er wurde sofort in Ketten gelegt, und der Befehl zur Plünderung wurde aufgehoben.

In Scharen strömten die Juden beim Vernehmen dieser guten Nachricht zur Synagoge, um Gott zu danken, daß Er sich über sie erbarmt habe. Wer hätte gedacht, daß in der Brust des „stillen Jüdchens“ ein so großes, edelmütiges Herz schlug? Denn daß er wirklich der gesuchte Verbrecher war, glaubte niemand von seinen Glaubensgenossen. Jedermann wußte, daß er um seines Volkes willen freiwillig in den Tod ging, und sein Name war in aller Mund.

Am folgenden Tage wurde Reb Schime Scheftels vor das Haus geführt, von dem der Stein herabgefallen war. Er wurde dazu verurteilt, sich aus dem Fenster in die Spieße der unten aufgestellten Soldaten zu stürzen.

Kein Auge blieb trocken beim Anblick des Mannes, der sich also für seine Brüder opferte. Ein Schluchzen ging durch die Menge, als er zum letztenmal Abschied nahm von Frau und Kindern.

Jahr für Jahr wurde die Heldentat dieses Retters seines Volkes gefeiert, und noch heute gedenkt man seiner mit Dank.

Es ist ein schöner Zug im jüdischen Charakter, diese Dankbarkeit für empfangene Wohltat. Umso mehr muß es einen wundern, daß die Juden für jene noch viel größere Liebe, die am Kreuz auf Golgatha ihre herrlichste Entfaltung fand, so gar kein Empfinden haben.

Jesus, Gottes Sohn, der langverheißene Messias Israels, kam einst „in das Seinige, aber die Seinigen nahmen Ihn nicht an“. Für alle Wohltaten, die Er Seinem Volk erwiesen, hatten sie nur ein „Kreuzige Ihn!“ Und bis zum heutigen Tage überschütten sie Seinen kostbaren Namen mit Haß und Verachtung. Aber die Zeit wird kommen, da sie erkennen werden, wen sie durchstoßen haben, und dann werden sie bitterlich Leid tragen über ihre schreckliche Tat.

Ach! daß auch so viele sogenannte Christen nichts von Dem wissen wollen, dessen Liebe unendlich größer ist als die Liebe jenes stillen Juden, von dem die Geschichte berichtet! Denn was käme der Liebe gleich, die für Mörder und Räuber, für Meineidige und Unsittliche, für Lasterer und Spötter in den Tod ging! O undankbarer Mensch, erkenne doch, wer es war, der den Tod erlitt, damit du ewig leben möchtest! Laß dich bitten, ehe es für immer zu spät ist, Den anzunehmen, dessen Liebe „Feuergluten sind, eine Flamme Jahs“. (Hohel. 8, 6. 7.)

„Jetzt ist die wohlgenehmige Zeit.“

Eines Sonntagabends besuchte ein junger Mann einen Evangelisten. Er stellte sich ihm mit den Worten vor:

„Ich komme auf Ihre Einladung an diejenigen Ihrer Zuhörer, die gern weiter mit Ihnen über göttliche Dinge reden wollen“.

„Freut mich, Sie zu sehen“, lautete die Antwort. „Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Ich weiß zwar nicht“, fuhr der junge Mann fort, „was ich Ihnen eigentlich sagen soll. Was mich zu Ihnen getrieben hat, ist der Gedanke, daß ich mich lange genug nicht um Religion gekümmert habe. Es muß anders mit mir werden, und ich bin entschlossen, nicht länger aufzuschieben.“

„Ein guter Entschluß!“ lobte der Evangelist, „denn Gottes Wort sagt: „Siehe, jetzt ist die wohlgenehmige Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.““

„Ich glaube nicht, daß dieser Text für mich paßt, denn — —“

„Er paßt gerade für Sie.“

„Ich wollte sagen“, verbesserte sich der Besucher, „daß ich noch nicht so weit gekommen bin, um diese Stelle auf mich anwenden zu können.“

„Aber Sie sagten mir doch, Sie seien entschlossen, nicht länger aufzuschieben. Darum erwiderte ich Ihnen: „Jetzt ist die wohlgenehmige Zeit, jetzt ist der Tag des Heils.““

„Allerdings. Aber ich möchte nicht zu eilig zu Werke gehen.“

„Sie sollten aber eilig sein, lieber Freund. Die Engel forderten Lot einst auf, zu „eilen“ und so rasch wie möglich aus dem dem Untergang geweihten Sodom zu fliehen. Und wie über Sodom, so wird bald über diese Welt Gottes Strafgericht hereinbrechen. Darum gebietet Gott jetzt allen Menschen, allenthalben Buße zu tun.“

„Aber ich glaube nicht, daß ich in dem passenden Zustande bin, um jetzt ein Christ zu werden.“

„Sie meinen also“, versetzte der Evangelist, „daß Ihr Ungehorsam gegen Gottes Wort Sie in einen besseren Zustand bringen werde?“

„Nein, gewiß nicht. Aber ich bin von meiner Sündhaftigkeit noch nicht tief genug überzeugt. Wohl weiß ich, daß ich ein Sünder bin, und daß es anders mit mir werden muß, und ich bin auch fest entschlossen, mich zu Gott zu wenden.“

„Nun, so tun Sie es doch. Deswegen sagte ich Ihnen ja: „Jetzt ist die wohllangenehme Zeit.““

„Aber mein Herz ist noch so hart und gleichgültig. Ich muß sogar bekennen, daß ich heute eine Abneigung gegen Gott fühle, wie ich sie früher nicht gekannt habe.“

„So tun Sie Buße, und bekennen Sie Gott die Gleichgültigkeit und Feindseligkeit Ihres Herzens, und zwar heute!“

Der junge Mann saß einen Augenblick nachdenklich da. Endlich sagte er: „Ich möchte wohl zu Gott kommen, aber ich bin noch nicht bereit genug dazu.“

„Sind Sie denn heute mehr bereit als z. B. am vorigen Sonntag?“

„Nein, leider nicht. Ich glaube sogar, daß ich

heute weniger bereit bin als in dem Augenblick, da ich den Entschluß faßte, mein Leben zu ändern und ein Christ zu werden.“

„Jedenfalls sind Sie Gott nicht näher gekommen,“ erwiderte der Evangelist. „Und wissen Sie, weshalb nicht? Weil Sie nicht glauben, daß jetzt die wohlgenahmte Zeit ist.“

„Das glaube ich doch, denn die Bibel sagt es. Aber ich fühle meine Sünden noch nicht tief genug“, versetzte der junge Mann mit einem Seufzer.

„Dann ist die wohlgenahmte Zeit also noch nicht da?“

„Ich habe noch nicht Glauben genug.“

„Dann ist also der Tag des Heils noch nicht da?“

„Ich — ich — ich bin noch nicht genügend vorbereitet.“

„Dann hat Gott einen Fehler gemacht, indem Er sagte: „Jetzt ist die wohlgenahmte Zeit“?“

Der junge Mann sprang auf und rief in großer Erregung: „Was soll ich denn tun?“

„Bekennen Sie Gott Ihre Sünden und glauben Sie an den Heiland, den Er gesandt hat, um solche zu erretten, wie Sie sind: feindselige, hassenswerte, gleichgültige Sünder. Und warten Sie nicht länger damit. Tun Sie es heute! Heute ist der Tag des Heils, heute ist die Zeit Gottes, nicht morgen. Sie sagten mir, Sie hätten den Entschluß gefaßt, nicht länger aufzuschieben, und Sie haben sicher auch geglaubt, daß es Ihnen mit diesem Entschluß ernst sei. Ihr ganzes Benehmen beweist aber, daß Sie heute noch nicht zu Jesu kommen, sondern eine gelegenerere Zeit abwarten wollen. Lassen Sie sich war-

nen, mein Lieber! Eine gelegenerere Zeit kommt nie. Jetzt ist die wohlangelehme Zeit.“

„Sie sind grausam, mich so in die Enge zu treiben.“

„Lügen Sie auf dem Krankenlager“, versetzte der Evangelist ernst, „und wären Sie dem Tode nahe, so würden Sie nicht so sprechen. Denn was wollten Sie anfangen, wenn Gott dann noch eine Vorbereitungszeit von einer Woche oder einem Monat von Ihnen forderte? Würden Sie nicht vielmehr mit Freuden das Wort annehmen: „Jetzt ist die wohlangelehme Zeit“? Glauben Sie mir, es ist Gnade, unverdiente Gnade, wenn Gott Ihnen sagen läßt: „Jetzt ist der Tag des Heils“. Denn Sie wissen nicht, ob Sie morgen früh noch am Leben sind.“

Der junge Mann starrte vor sich hin. Endlich fragte er bewegt: „Wollen Sie nicht einmal mit mir beten?“

Mit Freuden willfahrte der Evangelist dieser Bitte, und als der Jüngling dann Abschied von ihm nahm, wiederholte er nochmals mit tiefem Ernst: „Jetzt ist die wohlangelehme Zeit“.

Eine Woche verstrich, und es war wieder Sonntagabend geworden. Da klopfte es abermals an der Tür des Evangelisten, und herein trat der junge Mann. Lächelnd reichte er dem Evangelisten die Hand und sagte:

„Jetzt bin ich glücklich. Ich glaube an Christum und bin mit Gott versöhnt. Borigen Sonntag war ich unzufrieden mit Ihnen. Ich hielt Sie für grausam, daß Sie immer wieder mit dem gleichen Text auf mich loshämmerten. Aber wie gut, daß Sie es getan haben! Es ist durch Gottes Gnade

das Mittel zu meiner Errettung geworden. Ich konnte den Text nicht loswerden. Er begleitete mich überallhin. Wo ich ging und stand, tönte es mir in den Ohren: „Jetzt ist die wohllangenehme Zeit“. Drei Tage ging es so fort. Ich bemühte mich, die Worte zu vergessen, aber es war unmöglich. Schließlich fragte ich mich, woher es wohl kommen möge, daß jene Worte mich so sehr beunruhigten. Und was fand ich da? Ich entdeckte, daß ich nicht willens war, mich durch Christum retten zu lassen. Trotzdem ich mich entschlossen hatte, nicht länger aufzuschieben, wollte ich doch, wie Sie mir auch gesagt haben, noch eine gelegenerere Zeit abwarten. Ich wollte noch etwas von der Welt genießen und mich von meinen weltlichen Freunden nicht trennen. Wohl wollte ich religiöser und frommer werden, mehr Gutes tun, mehr beten und Gottes Wort mehr lesen. Aber ich wollte nicht als ein verlorener Sünder zu Jesu gehen. Und deshalb kam ich nicht zum Ziel. Gott sei Dank, daß Er mich nicht preisgegeben hat! Sein Licht ist in mein Herz gefallen. Ich eilte zu Jesu mit all meinen Sünden, mit meiner Gleichgültigkeit und Feindseligkeit, und ich fand Ruhe und Frieden. Ich hatte keine Gnade gewollt. Aber wie froh war ich, als ich endlich erkannte, daß nur die Gnade mir helfen konnte! Und diese Gnade hat in der Tat alles für mich gutgemacht.“

Ja, lieber unbefehrter Leser, auch dir gilt das Wort: „Zur angenehmen Zeit habe ich dich erhört, und am Tage des Heils habe ich dir geholfen. Siehe, jetzt ist die wohllangenehme Zeit, siehe, jetzt ist der Tag des Heils.“ (2. Kor. 6, 2.)

Ganz für Ihn

Gibt's auf unsrer Pilgerreise
Durch die kurze Erdenzeit
Höheres, als Gott zum Preise
Wirken für die Ewigkeit?
Unsers Meisters Sache wird
Biel zu lässig noch geführt.

Läßt Er uns auch oft nicht schauen
Unsrer Arbeit Frucht — wohlan,
Laßt uns säen, laßt uns bauen,
Wann und wo ein jeder kann,
Weil noch sel'ge Gnadenfrist
Heut' von Gott gegeben ist.

Will's uns oft vergeblich dünken,
Was für Gottes Reich wir tun,
Nur nicht müd' und matt hinsinken,
Nicht auf halbem Wege ruhn!
Ganze Herzen, ganze Leute
Sind des Vaters Lust und Freude!



Inhalt:	Seite
Gott sucht dich	1
Das lebendige und wirksame Wort Gottes	7
Das stille Mädchen	19
„Jetzt ist die wohlgenahmte Zeit“	23
Ganz für Ihn	28

Neuregelung von Preisen und Zahlungsbedingungen für die Zeitschriften im Jahre 1923

Wie bereits im Dezemberheft des „Botschafter“ mitgeteilt, ist es, wenn nicht die Herausgabe der Zeitschriften unmöglich werden soll, zwingend notwendig, den Bezugspreis, der im verflossenen Halbjahr in gar keinem Verhältnis zu den Herstellungskosten gestanden hat, ganz erheblich zu steigern. Er muß um ein Mehrfaches erhöht werden.

Ferner muß der Preis, so lange die Verhältnisse so unsicher bleiben, monatlich festgesetzt werden, da er sich für mehrere Monate, z. B. ein Vierteljahr, nicht mehr im voraus bestimmen läßt. Wie das vorliegende, wird in Zukunft daher jedes Heft seinen Preis, der die Versandkosten in sich schließt, aufgedruckt erhalten. Auf diese Weise sieht jeder Besteller ohne Mühe, was er monatlich zu zahlen hat. Besondere Rechnungen sollen bei Einzelbeziehern, (das sind Besteller, die bis zu 4 Stück monatlich empfangen,) wegen der damit verbundenen großen Arbeiten und Kosten als Regel fortan nicht mehr ausgestellt werden. Mit der Annahme der Hefte verpflichten sich die zahlungsfähigen Bezieher zur Einzahlung der fälligen Beträge, sei es vierteljährlich oder besser noch monatlich, auf das Postscheckkonto des Verlags Köln 15639. (Zahlkarten sind bei jeder Postanstalt erhältlich.)

Bei Sammelbestellungen (mehr als 4 Stück auf einmal) erfolgt viertel- oder halbjährliche Abrechnung. Doch werden die Schriftenbesorger herzlichst gebeten, schon vor Erhalt der Rechnung nach Möglichkeit

Teilzahlungen zu leisten, denn infolge der stets fortschreitenden Geldentwertung und der Aufhebung jeglichen Kredits seitens der Lieferanten ist eine pünktliche Zahlung zur Durchführung des Zeitschriftenvertriebs unerlässlich.

Weiter wird gebeten, jedesmal auf mindestens ein Vierteljahr fest zu abonnieren und in der Zwischenzeit möglichst nicht abzubestellen. Wer die Zeitschriften nicht gut bezahlen kann, sie aber gern weiter beziehen möchte, wende sich wie bisher wegen billigeren oder ganz unentgeltlichen Bezugs an die Schriftenbesorger an dem betreffenden Ort oder an den Verlag selbst.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die „Samenkörner“ fortan wieder als 32seitige Hefte einschließlich Umschlag erscheinen sollen, da diese, trotz des größeren Umfanges, nicht teurer sind als die 24seitigen.

In der Schweiz bestelle man bei
Herrn C. Widmaier
Schaffhausen
Vordergasse

In Amerika bei
Mr. Anton Weise
Paterson N. J.
233 North 7th Street

Gebruckt bei J. u. B. Brockhaus, Elberfeld, Baustraße 47.

Samenkörner

404. Heft / Februar 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld
Postfach 227

Preis dieser Nummer M. 60. —

Zur Verteilung werden freundlichst empfohlen
Evangeliums-Hefchen (Nr. 101–124):

Der sterbende Kapitän

„Zwei sind für mich gestorben.“

„Ich muß mit Gott versöhnt werden.“

„Wissen Sie das sicher?“

Die letzte Warnung

Kein Unterschied

Das einzige Heilmittel

Der bedeutungsvolle Strich

Johannes drei, sechzehn

„O diese lange, schwarze Liste!“

„Jenes eine Wort.“

Der unbekannte Gott

Ein gerechter und rettender Gott

Die kleine Sängerin

„Wo geht's dann hin?“

Es ist genug

Beheilt

Endlos

„Um euretwillen arm.“

„Suchet, und ihr werdet finden.“

Gewarnt

Draußen

Preis Mk. 1.— Das Hundert zu Mk. 100.—

„Wenn ich nichts anderes hätte!“

In einem armseligen, mit lauter alten, wurmstichigen Möbeln ausgestatteten Dachkammerlein eines kleinen, baufälligen Hauses liegt eine sterbensranke Frau auf ihrem bedürftigen Lager. Das bißchen Licht, das durch das kleine Dachfenster in diesen Raum fällt, scheint der Kranken noch zu viel zu sein, denn das Fensterchen ist mit einem grünen Tuch verhängt. Auf einem Tischchen neben dem Bett steht eine Reihe leerer oder halbgefüllter Flaschen und Gläschen. An dem runden, altersschwachen Tisch in der Mitte des Zimmers sitzt die alte Großmutter, eine große Hornbrille auf der Nase, und stopft Strümpfe, so gut das gehen will bei dem trüben Licht. Doch jeden Augenblick wandern ihre Blicke zu der alten Wanduhr, denn die Inschrift auf einer der Flaschen: „Stündlich einen Eßlöffel voll!“ läßt ihr keine Ruhe. Um sie her kauern mehrere Kinder am Boden, kleinere und größere. Aber keins spielt, und die älteren unterhalten sich im Flüsterton, denn alle haben die kranke Mutter innig lieb und wollen alles Geräusch vermeiden, das ihr etwa schaden könnte. Unter dem Tisch sitzt eine graue Kacke, die an der allgemeinen Traurigkeit Anteil zu nehmen scheint, denn sie blickt still vor sich hin auf das leere Milchschälchen. Ach, kein Mensch scheint sich mehr um sie zu kümmern.

Die Kranke geht offenbar dem Ende entgegen. Die eingefallenen Wangen, der hohle Husten und der schwere, röchelnde Atem lassen daran keinen Zweifel. Wohl war sie einst eine starke, gesunde Frau. Wohl wäre sie noch so nötig für ihre Kinder, da ihr Gatte schon seit Jahren in der kühlen Erde ruht. Wohl hat sie manch gute Freunde, die sie gern wiederhergestellt sähen. Aber was fragt der Tod danach? Er ist taub gegen alles Klagen, blind gegen alles Elend. Er verfolgt seinen Weg ohne Rücksicht darauf, ob man ihn gern kommen sieht oder nicht. Der Tod ist der Sünde Sold. Und dieser Sold ist furchtbar, und seine Auszahlung bleibt mit ganz wenig Ausnahmen (ich erinnere an Henoch, an Elia und an diejenigen, die beim Kommen des Herrn zur Aufnahme der Seinigen verwandelt werden) keinem Sterblichen erspart.

Die Witwe wußte, daß ihre Tage gezählt waren, und der Gedanke, ihre Kinder als Waisen in dieser Welt zurücklassen zu müssen, war ihr hart und schwer. Doch wenn sie zu Dem aufschaute, der den Waisen Erhalter und Vater sein will, wurde sie ruhig. Sie hatte gelernt, wenn auch nicht ohne schwere, innere Kämpfe, sich in Seinen Willen zu schicken und zu sagen: „Dein Wille geschehe!“

Es klopft, und auf das Herein der Großmutter und Kinder tritt mit freundlichem Gruß ein Herr ins Stübchen. Herr Feldermann paßt seinem Außern nach nicht in dieses Zimmer. Er ist ein reicher, ja, sehr reicher Mann. Die arme Witwe hat einst als Dienstmädchen in seinem Hause gewohnt und hat auch später noch Arbeit und Verdienst bei ihm gefunden. Herr Feldermann hält ebenso wie seine

Frau große Stücke auf seine alte Magd, und von Zeit zu Zeit kommt er in eigener Person, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Nie kommt er mit leeren Händen. Die weiten Taschen seines Überziehers bergen stets das eine und andere für die Kranke und ihre Kinder. Die grüne Gardine vor dem Fensterchen stammt ebenfalls von ihm. Auch an diesem Tage hat er nicht vergessen, eine Erquickung für die sterbende Frau mitzubringen. Ja, Herr Feldermann ist ein guter Mann. Das weiß jeder, er selbst auch. Er will auch noch immer mehr Gutes tun und immer besser werden, denn er glaubt an ein Leben nach dem Tode und wünscht sehr, sich einen Platz im Himmel zu sichern. Er ist sich wohl bewußt, daß der Himmel kein Ort für böse und gottlose Menschen ist, sondern daß nur brave und tugendhafte Menschen hineinkommen.

„Wie geht es, Frau Pieper?“ fragt er, nachdem er seine Taschen geleert hat.

„Meine Kräfte nehmen täglich ab, Herr Feldermann“, erwidert die Gefragte mit schwacher Stimme. „Aber es ist gut so, wie der Herr es macht.“

Herr Feldermann nickt zustimmend.

„Es freut mich, daß Sie so ergeben sind in Gottes Willen“, sagt er. „Es ist ja auch unsere Pflicht, das uns beschiedene Los mit Geduld zu tragen und nicht gegen Gott zu murren. Und vor dem Tode haben Sie ja keine Furcht?“

„Nein, ich fürchte mich nicht.“

„Warum sollten Sie sich auch fürchten?“ versetzt Herr Feldermann lebhaft. „Es ist sicher eine ernste Sache, aus dieser Welt abgerufen zu werden, und mit den Menschen, die ein schlechtes, sündiges Leben

führen, wird es gewiß einmal schlecht ablaufen. Denn wer Böses tut, wird Böses finden. Aber das trifft ja bei Ihnen nicht zu. Sie sind stets eine der besten und tugendhaftesten Frauen gewesen, die ich je gekannt habe.“

„Ja, das ist sie“, schluchzt die Großmutter, während sie mit ihrem Ärmel die Tränen abtrocknet, die über ihre gefurchten Wangen rollen. „Sie war auch immer ein gehorsames Kind, die beste von den Zwölfen, die Gott mir gegeben hat.“

„Ach, Mutter!“ seufzt die Kranke.

„Ja, ja“, fällt Herr Feldermann ein, „es ist gut und schön, bescheiden und demütig zu sein. Aber dem, was wahr ist, braucht man nicht zu widersprechen. Wir kennen Sie ja von Jugend auf, und meine Frau sagte heute Morgen noch, sie hätte nie eine bessere und treuere Magd gehabt als Sie, Frau Pieper.“

„Das mag Frau Feldermann wohl sagen“, bestätigt die Großmutter eifrig. „Das mag sie wohl sagen. Dabei ist meine Tochter die beste Frau für ihren Mann gewesen und eine brave, liebende Mutter für ihre Kinder.“

„Ja, sie war für viele Frauen ein schönes Muster“, stimmt Herr Feldermann zu. „Zugleich versäumte sie ihre religiösen Pflichten nicht. Wir alle können davon erzählen, wie fromm und gottesfürchtig sie stets gewesen ist, und wie sie auch in dieser Hinsicht vielen zum Vorbild gewesen ist. („Gerade so wie ich“, will er eigentlich hinzufügen, aber er besinnt sich doch rasch eines Besseren.) Wäre dies alles nicht der Fall, so würde sie wohl nicht so ruhig daliegen können angesichts des Todes.“

Ein tugendhaftes Leben macht das Sterbebett sanft. Wer gut lebt, stirbt auch gut. Ist es nicht so, Frau Pieper?"

Schweigend hat die Kranke den Worten der beiden Lobredner gelauscht. Sie ist zu schwach, um viel darauf erwidern zu können. Jetzt hebt sie sich mit Mühe ein wenig aus den Kissen und sagt:

„Ach, Herr Feldermann, was könnte mir das alles nützen? Wenn ich nichts anderes hätte, so ginge ich ewig verloren.“

Was dieses Andere ist, kann sie nicht mehr erklären. Kraftlos sinkt sie in die Kissen zurück.

Noch an demselben Abend starb sie. Ihr letztes Wort war: „Jesus“.

Herr Feldermann verließ kurz nach dem eben Erzählten das Gemach und ging in tiefen Gedanken nach Hause. Die letzten Worte der sterbenden Frau beschäftigten ihn unaufhörlich. Was mochte sie nur gemeint haben? „Wenn ich nichts anderes hätte, so ginge ich ewig verloren!“ Er hatte nichts anderes als sein ehrbares Leben, seine Almosen, seine Gebete, sein Bibellesen usw. Und mit all diesen schönen Dingen sollte er ewig verloren gehen? Sie sollten nicht genügen, ihm einen Platz im Himmel zu sichern? Er versuchte, sich die Worte aus dem Kopf zu schlagen, aber es ging nicht. Wie eine Stimme aus einer anderen Welt hatten sie an sein Ohr geklungen. Und nicht nur konnte Herr Feldermann die Worte nicht vergessen, sie machten ihn auch allmählich unruhig und immer unruhiger. Wenn es wirklich wahr war — und ein solches Bekenntnis angesichts des Todes hat

doch ein besonderes Gewicht — daß Frau Pieper in ihrem guten Leben keinen genügenden Grund zur Sicherheit und Ruhe beim Eintritt in die Ewigkeit finden konnte, so stand es auch bei ihm nicht zum besten. Zugleich fiel ihm ein, daß er hie und da von Menschen hatte reden hören, die ihrer Errettung und ihrer ewigen Seligkeit völlig gewiß waren. Das konnte er von sich nicht sagen. Wohl glaubte er gegründete Hoffnung zu haben, daß es mit ihm gut ausgehen würde. Aber Gewißheit, nein, die hatte er nicht, trotzdem es nach jedermanns Urteil kaum einen besseren Menschen auf Erden gab als ihn. Was mochte doch nur das *U n d e r e* der Sterbenden sein? Er war doch auch ein Christ, und die Lehre von Jesu war ihm von Jugend an bekannt.

Tag und Nacht gingen Herrn Feldermann diese Gedanken und Fragen durch den Kopf. Er legte sich damit zu Bett und stand damit auf. Er war ein aufrichtiger Mensch, und einem solchen hat es Gott noch stets gelingen lassen. Herr Feldermann begann die Bibel zu lesen mit dem herzlichen Gebet, daß Gott ihm Sein Wort verständlich machen möge. Und siehe da, Gott ließ sich erhören. Feldermann lernte verstehen, daß weder die *L e h r e* noch der vollkommene *W a n d e l* Christi auf dieser Erde einen Menschen zu erretten vermag, sondern daß nur ein gestorbener und wieder auferstandener Christus dem Sünder helfen kann. Und was geschah da? Der brave, tugendhafte und selbstgerechte Mann wurde ein armer Sünder, der mit einem aufrichtigen Bekenntnis seiner Schuld zu Jesu eilte und am Fuße des Kreuzes Vergebung

und Frieden fand. Durch die Gnade Gottes tat er einen Blick in sein Inneres, fand da ein stolzes, selbstgerechtes und verunreinigtes Herz und erkannte, daß all seine eigene Gerechtigkeit in den Augen Gottes nichts anderes war als ein „unflätiges Kleid“. Das war der Augenblick, wo Jesus ihm helfen und sich ihm als Der offenbaren konnte, der durch Sein vergossenes Blut den Sünder fleckenlos rein wäscht. Wenn Herr Feldermann sich fortan beeiferte, noch mehr als bisher in einer Gott wohlgefälligen Weise zu leben, so tat er das nicht aus eigener Kraft und um sich den Himmel damit zu verdienen, sondern als einer, dem die Herrlichkeit des Himmels, das Vaterhaus droben, aus freier Gnade geschenkt ist, und der nun begehrt, aus Dankbarkeit und Liebe zu seinem Herrn und Heiland zu dessen Ehre zu wandeln. Er verstand jetzt völlig, was die Sterbende gemeint hatte, als sie sagte: „Wenn ich nichts anderes hätte, so ginge ich ewig verloren“.

Verstehst du es auch, lieber Leser?

Ein guter Freund

(Zum Titelbild)

Unser kleiner, munterer Kanarienvogel, der Liebling der Familie, der jung und alt so oft durch seinen Gesang erfreute, ist fort. Das Türchen seines Bauers steht offen, und Max hat die Gelegenheit, einen Ausflug ins Freie zu machen, benutzt. Er ist über alle Berge. Wir wollen ihn aber gern wieder haben. Doch wie das anfangen? Da ist guter Rat teuer. Während wir noch über-

legend zusammenstehen und unsere Augen umher= schweifen lassen, ob nicht einer von uns den Aus= reißer entdecke, kommt Karo, der treue Wächter des Hauses. Und was trägt er im Maule? Un= seren Mack. Er hat ihn irgendwo aufgegriffen und hat ihn, ohne ihm die geringste Verletzung beizubringen, nach Hause getragen.

Man hört manchmal sagen, Tiere hätten weder Gefühl noch Verstand. Ich behaupte demgegen= über, daß manche Tiere mehr Gefühl und mehr Verstand an den Tag legen, als manche Menschen. In der Natur des Hundes liegt es, zu zerreißen und zu zerstören. Der Mensch ist als Herr über die Tierwelt bestellt; er darf sie sich nutzbar machen. Sein Einfluß sollte aber, seinem „göttlichen“ Ge= schlecht entsprechend, in jedem Fall veredelnd wirken. Häufig genug ist das Gegenteil der Fall, besonders in unseren Tagen. Da benehmen sich Unzählige so, daß ein Tier sie beschämt.

Gibt es noch Wunder?

„**N**och Wunder soll es geben? Daran glauben wohl nur noch ganz besonders fromm sein wollende Leute, die in jeder Kleinigkeit und besonders, wenn sie einmal vor Schaden oder Unglück bewahrt wurden, ein Gotteswunder er= bliden, obwohl alles dabei ganz natürlich zuging. Daß ihr Gott, der nach ihrer Meinung die ganze Welt regiert, sich auch um die kleinsten Dinge des einzelnen Menschen kümmern soll, welcher wissen= schaftlich gebildete, denkende Mensch kann das noch glauben?“

So sprach kürzlich solch ein Gebildeter zu mir, und ich weiß, er sprach damit aus, was Unzählige seinesgleichen und auch noch viele andere Leute, die keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bildung machen können, denken und sagen. Überzeugen lassen sie sich selten, weil sie von der Richtigkeit ihrer Meinung zu sehr erfüllt sind, und wenn ihnen doch einmal etwas Wunderbares begegnet, dann gehen sie wohl kopfschüttelnd ihres Weges weiter, aber glauben? Wer freilich immer geredet und geprahlt hat, daß der Glaube, der bekanntlich nicht jedermanns Ding ist, etwas Gutes sei für Kinder und alte Weiber und wohl auch für unheilbar Kranke, aber nicht für gebildete, starke und gesunde Leute, die sich in eigener Kraft durchs Leben schlagen, dem muß es wohl auch schwer werden, seinen Irrtum einzusehen und einzugehen.

Nachstehend ein kurzer Bericht aus den Erlebnissen des kürzlich verstorbenen Polarreisenden Shackleton, eines kühnen und hochgebildeten Mannes, der durchaus kein „Frömmel“ oder rückständiger Mensch genannt werden darf.

Auf seiner Südpolarreise von 1914—1916 waren die Wetterverhältnisse sehr schlecht. Sein Schiff geriet in Packeis und sank infolge des Eisdruckes, sodaß er sich mit seinen sieben Reisegefährten, ausgerüstet mit nur wenig Nahrungsmitteln und drei Booten, auf einer gewaltigen Eisscholle fünf Monate lang auf stürmischem Meere dahintreiben lassen mußte. Auf dieser furchtbaren Fahrt waren die Reisenden oft dem Untergang nahe, und Shackleton schreibt, daß es „nur eine Kette von Wundern gewesen sei, die sie immer

wieder vom Tode errettete“. Eines Nachts bemerkte er plötzlich einen Riß, der durch das Eisfloß lief, gerade quer durch das Lager. Nur mit genauer Not konnten sich alle schnell noch vor dem Versinken zwischen den auseinander klaffenden Eismassen retten. Einige Wochen später zerbarst eine andere Eisscholle in derselben Weise am hellen Tage, genau an derselben Stelle, wo Shadleton die Nacht vorher geschlafen hatte. „Ein andermal“, berichtet er weiter, „veranlaßte mich mitten in der Nacht ein unerklärliches Gefühl des Unbehagens, mein Zelt zu verlassen. Als ich bei dem Mannschaftszelt war, zerbarst das Floß gerade unter meinen Füßen. Der Spalt weitete sich bis zu vier Fuß. Als ich herabschaute, sah ich einen weißlichen Gegenstand im Wasser schwimmen. Es war ein Schlafsack mit einem Manne darin. Es glückte mir gerade noch, das Ding zu packen und mit großer Anstrengung Mann und Sack auf das Floß zu ziehen. Wenige Sekunden später trachten die Eismassen mit ungeheurer Gewalt wieder gegeneinander.“

Mit wenigen Vorräten und ganz erschöpft kamen die Reisenden schließlich nach der Elefanten-Insel. Von hier aus trat er mit fünf seiner Gefährten auf einem offenen Boote die Reise nach Süd-Georgia an, eine über 1000 Kilometer lange Fahrt. Ununterbrochene Stürme wüteten. Das Meer war weiterhin nichts wie weißer Gischt. In der zehnten Nacht der Fahrt, als Shadleton gerade am Ruder saß, wälzte sich eine ungeheure Welle auf das Boot zu. „Wir sind verloren!“ schrie er seinen Gefährten zu, aber durch ein ihm unbegreifliches Wunder kam das Boot glücklich durch diese Todeswelle.

Nach wochenlanger Fahrt dämmerten die Felsenklippen des südlichen Georgia in der Ferne. Aber ein wilder Sturm drohte das Boot ins endlose Meer zurück zu jagen. Schon hatten sie alle Hoffnung aufgegeben, da legte sich der Wind plötzlich, sodaß sie landen konnten. Als sie dann aber in den unzugänglichen Klippen eine Bucht erreicht hatten, wurde das Steuer des Bootes weggerissen, und aufs neue sank ihre Hoffnung auf Rettung von dieser weltverlorenen Insel auf den Nullpunkt, zumal ihre Lebensmittelvorräte bedenklich zusammengesmolzen waren. „Aber etwas Seltsames ereignete sich wieder“, schreibt Shackleton wörtlich. „Drei Tage später wurde das Steuerruder, das den ganzen Atlantischen Ozean und die Küsten zweier Kontinente zum Aufenthalt frei hatte, wieder in unsere Bucht zurückgeworfen. Man konnte das Boot nun in eine tiefere Bucht und dann an Land bringen.“

Zuletzt kam noch der Marsch zur Walfisch-Station, den die Männer, schlecht gekleidet, ohne Schlafsäcke und mit nur wenig Nahrung, antreten mußten. Zwischen den Bergen entgingen sie mit Mühe einem Nebel, in dem sie hätten unkommen müssen, und zwar durch eine „Rutschpartie“, in der sie in drei Minuten 900 Fuß hinabglitten. „Wenn ich auf diese Tage zurückblende“, schreibt Shackleton, „so zweifle ich nicht, daß die Vorsehung uns beschützte. Während dieses langen und entsetzlichen Marsches von sechsenddreißig Stunden schien es mir oft, als ob wir vier, nicht drei Personen gewesen wären. Ich sprach zu keinem meiner Gefährten darüber, aber nachher sagte Worsley zu mir: „Ich hatte während des Marsches das seltsame Gefühl,

daß noch eine andere Person bei uns war“.

Das letzte Glied in der Kette der Wunder war dann die Ankunft des Rettungsschiffes an der Elefanteninsel, und zwar zu einer Zeit, als die Dortgebliebenen nur noch für vier Tage Nahrung hatten und das Eis um die Insel gerade eine kurze Zeit offen war. „Zwei Tage früher hätte das Schiff die Insel nicht erreichen können, und wenige Tage später wäre das Packeis undurchdringlich gewesen.“

Welch eine Kette von wunderbaren Behütungen einer schützenden, unsichtbaren Vaterhand! Wer freilich in seinem Unglauben verharren und auch derartige Geschehnisse nur als „merkwürdige Zufälligkeiten“ erklären will, dem ist nicht zu helfen. Mir aber steht es auch aus vielfacher eigener Erfahrung unumstößlich fest, daß eines Gottes führende und helfende Hand über uns waltet, wo wir auch weilen auf weitem Erdenrund, und daß das Wort Jesu wahrlich keine leere Phrase ist, daß selbst die Haare unseres Hauptes gezählt sind, und daß kein Sperling vor Gott vergessen ist. (Luk. 12, 6. 7.)

Und wenn du, lieber Freund, in dein Leben zurückschaust, suchenden Sinnes und ernststen Willens, Fußspuren deines Gottes zu erkennen, ob da nicht auch von dieser und jener wunderbaren Führung und Bewahrung einer höheren Hand etwas zu finden sein wird? Du hattest nur keine dafür geöffneten Augen, du wolltest Ihm vielleicht auch nicht zu Dank verbunden sein. Denn es ist leider Wahrheit, daß es auf Erden kein undankbareres Geschöpf gibt als den Menschen seinem Gott gegenüber. Alle Seine Wohltaten werden als Selbst-

verständlichkeiten, vielfach wohl gar als „eigenes Verdienst“ hingenommen. Mit der verliehenen Gesundheit wird umgegangen, als wenn sie unverwundlich wäre, und die höchsten, die geistlichen Güter und Gaben des ewigen Gottes werden gar als ganz entbehrlich und unnötig beiseite geschoben.

Ist's so auch bei dir, lieber Leser? Dann wäre es ratsam, daß du einmal still ständest und dich ernstlich fragtest: Wozu lebe ich eigentlich? Wohin treibt, und wo landet einmal mein Lebensschifflein? Wenn ich dieses Erdenleben ausgelebt habe — es fliehen ja die Tage und Jahre unaufhaltsam dahin — wohin geht's dann? Ins große Nichts? In ewiges Dunkel? Manchem erscheint das „selige Nichts“ gar als etwas Erstrebenswertes. Er lacht, wenn andere von ihrer Hoffnung reden auf eine für uns arme Erdenwürmer freilich unfaßbare Welt des Lichts. Und doch müßten eigentlich schon die leuchtende Sonne und die funkelnden Sterne, zum Lichtglanz geschaffen von einem Gott, der „Wunderbarer“ heißt, zur Genüge beweisen, daß der Mensch nicht dazu bestimmt ist, in Dunkel und Nichts zu versinken.

Vor allem, lieber Freund, aber laß dich hinführen zu dem Wunder Seiner Liebe, zu dem Gott der Liebe, der Seinen Sohn, Seinen Eigenen, dahingab zur Tilgung auch deiner unausdenkbar großen Schuld, der Ihn sterben und auferstehen ließ, damit du deiner Errettung ganz gewiß werden könntest! Sinne über diese göttliche Wundertat einmal ernstlich nach und bedenke dabei, daß alle, ob hochgelehrte Männer oder arme, unwissende Heidenfrauen, alle, alle, die an diese Liebe Gottes geglaubt haben,

wahrhaft frohe und glückliche Menschen geworden sind. Möchtest du nicht auch ein solch glücklicher Mensch werden?
G. S.

Gebetserhörung

Zu den vielen Gefangenen, die ich regelmäßig in der Strafanstalt zu L. zu besuchen hatte, erzählt ein Gefängnisprediger, gehörte ein junger Mann von fünf- oder sechsundzwanzig Jahren. Er war ein bekannter Verbrecher, ein Berufsverbrecher.

Jeden Sonntagnachmittag wurden sämtliche protestantischen Gefangenen in die GefängnisKirche geführt, und zwar die Einzelgefangenen in einen besonderen Raum, der so eng war, daß sie sich kaum bewegen konnten. Den Prediger sahen sie durch ein GazeFensterchen in der Tür. Die übrigen Gefangenen saßen auf Bänken in einem großen Gelaß mit eisernen Wänden.

Im allgemeinen herrschte große Aufmerksamkeit während der Predigt. Besonderes Vergnügen schien allen der gemeinschaftliche Gesang zu machen. Sie sangen, daß die Wände dröhnten.

Hinterher fand häufig genug in den Gefangenenzellen ein lebhafter Gedankenaustausch statt über das Gehörte.

In der Woche machte ich Besuche bei den Sträflingen, die in Einzelhaft saßen. Wer den Wunsch hatte, mich zu sprechen, ließ seinen Namen auf die zu diesem Zweck bestimmte Tafel schreiben.

Den Namen des jungen Mannes, von dem ich erzählen möchte — Jansen will ich ihn nennen, er

hieß in Wirklichkeit anders — fand ich oft auf der Tafel. Ich ging jedesmal zu ihm. Der Empfang aber, den er mir bereitete, war stets so, daß ich mich fragen mußte: Warum läßt er dich nur rufen? Es war vorgeschrieben, daß die Gefangenen aufstanden, wenn man sie besuchte. Jansen aber blieb sitzen.

Gewöhnlich drehte sich das Gespräch um die letzte Predigt. Was es da an Haß und Bitterkeit in der Brust des jungen Mannes gab, kam dabei zum Vorschein. Es schien ihm ein wahres Vergnügen zu machen, mich mit spitzen Bemerkungen zu ärgern. Die Unterredungen waren immer wirkliche Geduldsbungen für mich. Ich bin überzeugt, daß er mich am liebsten mit seinen Fäusten bearbeitet hätte. Ja, ich glaube, er hätte es bestimmt getan, wenn ich nicht groß und stark gewesen wäre, während seine Kräfte durch den stndigen Mangel an Licht und Luft sehr abgenommen hatten.

Als ich durch Krankheit eine Zeitlang verhindert war, das Gefängnis zu besuchen, schrieb er mir einen Brief. Es war das schändlichste Schreiben, das ich bis dahin in meinem Leben gelesen hatte. Jede Zeile atmete Haß und Feindschaft, nicht eigentlich gegen meine Person, sondern gegen das Evangelium vom Kreuz.

Leider habe ich diesen Brief in meiner Ent-rstung ins Feuer geworfen. Ich bedaure das heute sehr. Hätte ich ihn noch, ich würde ihn einrahmen lassen und an die Wand hängen und eine Niederschrift dessen, was später folgte, daneben.

Einige Monate nach Empfang dieses Schreibens mochten verflossen sein, als ich wieder einmal Besuche

im Gefängnis machte. Die Besuche griffen mich diesmal ziemlich an, und ich stand im Begriff, nach Hause zu gehen, als einer der Aufseher mir mitteilte, Nr. 16 wünsche mich zu sprechen.

Ich war wenig erbaut durch diese Mitteilung, und die Gefühle, mit denen ich die mir so gut bekannte Zelle aufsuchte, waren nicht eben freundlicher Art.

Der Gefangene begann wie immer über eine meiner Predigten zu sprechen.

„Herr Pfarrer“, sagte er, „vor einer Woche oder zwei haben Sie über die Stelle gepredigt: „Bittet, und es wird euch gegeben werden; suchet, und ihr werdet finden; klopft an, und es wird euch aufgetan werden“. Sie sagten bei der Gelegenheit, das Gebet wäre mehr als ein frommer Gedanke, mehr als ein Erheben des Herzens zu Gott, es wäre eine Gabe Gottes, ein Mittel, durch das wir von Gott erbitten könnten, was wir nötig hätten. Gott wäre ein Erhörer der Gebete. So sagten Sie, und ich beschloß darauf, einmal die Probe auf Ihre Worte zu machen.“

„So“, antwortete ich, „und welche Erfahrungen haben Sie gemacht?“

„Daß Sie recht haben.“

„Das freut mich. Im übrigen muß ich gestehen, daß mir an Ihrer Ansicht wenig liegt“, war meine alles andere als freundliche Antwort.

Jansen ließ sich jedoch durch meine Unfreundlichkeit nicht irre machen.

„Ich habe die Stelle hier und da nachgelesen“, fuhr er fort, „und alles was ich gelesen habe, hat mir bestätigt, daß Sie recht haben. Wenn

Jesus und auch Seine Jünger gebetet hatten, kehrten sie gestärkt an ihr Tagewerk zurück.“

Ich lauschte den Worten des Gefangenen mit deutlich zur Schau getragener Gleichgültigkeit. Am liebsten wäre ich sofort gegangen, denn ich war fest überzeugt, daß unsere Unterhaltung bald wieder den üblichen häßlichen Verlauf nehmen würde. Doch überwand ich mich zu der Frage:

„Was soll das alles nun?“

„Herr Pfarrer, ich habe wieder angefangen zu beten, und ich kann Ihnen sagen, daß ich zum erstenmal Sieger geblieben bin im Kampf gegen eine häßliche Sünde.“

„Hm! Das ist ja ein Glück für Sie“, gab ich zur Antwort. Nach meinen bisherigen Erfahrungen mußte ich annehmen, daß dieser Erzfeind des Evangeliums mir nur eine Falle stellen wollte, und ich nahm mir vor, jetzt, wo er fromm zu reden begann, doppelt vorsichtig zu sein. Ich hatte auf diesem Gebiet schon so mancherlei erlebt, daß ich stets mißtrauisch wurde, wenn einer mit frommen Redensarten kam. Sobald es eben anging, verließ ich den Mann.

Kurz darauf wurde ich wieder zu Nr. 16 gerufen. Ich folgte auch diesmal dem Ruf, jedoch mit dem festen Vornehmen, mit Jansen nicht mehr über geistliche Dinge zu reden und jedes derartige Gespräch kurz abzuschneiden. Aber es geriet mir nicht. Jansen ließ mich nicht los. Da ich ihn nach wie vor für einen bitteren Feind Christi hielt, der gegen mich als Seinen Diener Böses im Schilde führe, gab ich wie das letzte Mal kurze, scharfe Antworten.

„Was nützt Ihnen das, wenn Sie vorgeben, an Gott zu glauben?“ sagte ich unter anderem. „Das tun die Heiden auch. Es steht sogar in der Schrift: „Auch die Dämonen glauben und zittern.““ Bei diesen Worten sah ich den Mann fest an und fragte: „Kennen Sie etwas von diesem Zittern?“

Ich hatte das Gefühl, daß es sich jetzt entscheiden mußte, ob Jansen wirklich nur fromme Redensarten im Munde führte, oder ob ihm das bisher Gesagte ernst war. Und was war seine Antwort?

Ruhig kam es über seine Lippen:

„Herr Pfarrer, ich glaube, daß das Blut Jesu Christi mich gereinigt hat von allen meinen Sünden.“

Ich stand da wie an den Boden genagelt. Eine solche Antwort hatte ich nicht erwartet. Diese Worte in der bisherigen scharfen Weise zu erwidern, war mir unmöglich. Laut sagte ich: „Das wäre in der Tat ein Glück“, doch in Gedanken fügte ich hinzu: „Hier ist entweder ein Werk Gottes geschehen, oder dieser Mensch ist ein Erzheuchler. Entweder hat Gottes Kraft ihn wirklich in innerster Seele gepackt, oder er betrügt mich auf das schändlichste.“

Ich beschloß abzuwarten, den Mann fortan häufiger zu besuchen und in aller Vorsicht meine Beobachtungen zu machen.

Da fiel mir nun sehr bald etwas auf, was ich früher nie wahrgenommen hatte. Jansen war nicht mehr der alte, nicht mehr der Mann mit dem höhnisch herausfordernden Wesen, sondern freundlich und zuvorkommend. Wenn ich in seine Zelle trat, blieb er nicht wie früher sitzen, sondern sprang auf und nahm die vorgeschriebene, militärische Hal-

tung an. Manchmal schob er auch seinen Dreifuß herbei, zog sein Wams aus, legte es darauf und bat mich, Platz zu nehmen. Er wurde offenherzig und mitteilksam. Ganz von selbst fing er an, mir aus seinem früheren Leben zu erzählen, von seiner Jugend und Erziehung, von Vater und Mutter. Ich erfuhr, daß sein Vater ein schlechter Mensch gewesen war, seine Mutter dagegen eine gottesfürchtige Frau.

Schon nach wenigen Wochen konnte ich nicht länger daran zweifeln, daß Jansen in der Tat ein Kind Gottes geworden war. Seine Befeuerung war echt. Gott hatte Großes an ihm getan. Mit Beschämung meines Kleinglaubens wegen mußte ich es mir gestehen.

Als ich ihn einmal fragte, weshalb er denn früher so feindlich gewesen wäre, erwiderte er:

„Das will ich Ihnen sagen. So oft Sie predigten oder sich mit mir beschäftigten, ging eine Ruhe, eine so große Sicherheit von Ihnen aus, daß ich mir sagen mußte: Der Mann besitzt etwas, das du nicht kennst. Der Glaube schenkt ihm einen Frieden, der dir fehlt. Und dann wurde ich so wütend, daß mein ganzes Inneres in Aufruhr geriet.“

Es war eine merkwürdige Bestätigung des Prophetenwortes: „Kein Friede den Gefessenen! spricht Jehova“. Welch eine schreckliche, friedelose Zeit mußte der arme Mensch in seiner Zelle verlebt haben!

So vergingen einige Monate. Immer mehr hatte sich bei mir die Überzeugung befestigt: „Gott hat diesen jungen Mann aus der Finsternis in Sein wunderbares Licht gebracht“.

Eines Tages kam ich wieder ins Gefängnis und

wurde, wie so oft in letzter Zeit, in Jansens Zelle gerufen. Nichts Besonderes vermutend trat ich ein.

Ich erschrak, als ich den Gefangenen erblickte. In größter Aufregung rannte er in dem engen Raum auf und ab, fuhr wie ein Berrückter mit den Armen durch die Luft und schrie fortwährend:

„Herr Pfarrer, haben Sie es gehört? Haben Sie es gehört?“

„Aber, Jansen“, rief ich, „was ist denn geschehen? Sie müssen ruhig werden, sonst kann ich nicht mit Ihnen sprechen.“

Aber Jansen störte sich nicht an meine Worte. Er rannte weiter in der Zelle umher, sodaß ich ernstlich besorgt wurde. Hatte ich es mit einem überspannten Menschen zu tun, und waren unsere Unterhaltungen in den letzten Monaten auf diese Rechnung zu setzen?

Endlich gelang es mir, den Mann ein wenig zu beruhigen, und da erkannte ich denn sehr bald, daß meine Besorgnis und, ich muß zu meiner Beschämung hinzufügen, auch mein Kleinglaube gänzlich unbegründet waren.

„Haben Sie denn nicht gehört, daß ich frei komme“? fragte er erstaunt. „Zwei Jahre sind mir bedingungsweise erlassen worden. Montag in acht Tagen kann ich gehen.“

Nun war mir freilich alles klar. Eine derartige Nachricht konnte ihn wohl in Aufregung versetzen. Wir unterhielten uns noch etwas miteinander, und ich freute mich mit ihm. Ich verließ ihn mit dem Versprechen, ihn vor seinem Fortgang noch einmal besuchen zu wollen.

Am nächstfolgenden Sonntag sah ich Jansen

zum letztenmal im Gefängnis. Wie herzlich wurde ich von ihm empfangen! Doch war er nicht so heiter, wie ich es erwartet hatte.

„Ich freue mich sehr, daß Sie noch einmal gekommen sind“, sagte er. „Aber zugleich muß ich Ihnen gestehen, daß ich im Augenblick recht unruhig bin. Ich habe mich in den letzten Tagen oft gefragt, ob ich wohl imstande sein werde, standhaft zu bleiben, wenn ich frei bin. Ich kann deshalb nur mit Sorge an die nächste Zeit denken. Ich bekenne offen, daß ich Angst habe, frei zu werden. Was sagen Sie dazu?“

„Lieber Freund“, erwiderte ich, „Besseres als das könnten Sie mir garnicht sagen. Würden Sie, wie fast alle Gefangenen, die entlassen werden, mit guten Vorsätzen und im Übermut ins Leben treten, so hätte ich Sorge. Denn bekanntlich ist der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert. Wenn Sie aber mit Sorge in Bezug auf Sie selbst in die Zukunft schauen, so dürfen Sie getrost das Wort für sich in Anspruch nehmen, das Ihnen schon einmal so wert geworden ist: „Bittet, und es wird euch gegeben werden“. Sollen wir, bevor wir auseinander gehen, zusammen beten?“

„O ja, Herr Pfarrer, wie gern!“

So kniete ich mit dem Mann nieder, der aus einem Saulus ein Paulus, aus einem Lästler ein Anbeter, aus einem Verfolger ein Jünger geworden war, der, einst ein großer Sünder, jetzt ein glückseliges Kind Gottes war durch den Glauben an das kostbare Blut Christi, das da reinigt von aller Sünde. Wir beteten jetzt miteinander für ihn, für den jetzt ein neuer Lebensabschnitt, neu in mehr als

einer Hinsicht, beginnen sollte, und unser Gebet stieg, davon bin ich überzeugt, auf zu dem Thron der Gnade, wo es Barmherzigkeit gibt und Gnade zur rechtzeitigen Hilfe.

Raum hatte ich Amen gesagt, da ergriff Jansen meine Hand und sagte:

„Herr Pfarrer, ich glaube, ich werde Gott später noch dafür danken, daß ich ins Gefängnis gekommen bin; denn hier bin ich ein anderer Mensch geworden. In jedem Falle danke ich Gott, daß Er mich mit Ihnen zusammengeführt hat, denn Gott hat Sie dazu benutzt, daß ich ein anderer geworden bin.“

Tief bewegt, einen Lobgesang im Herzen, verließ ich bald darauf die Zelle. „Gebetserhörnung“ habe ich diese Zeilen überschrieben. Weshalb? Jansen hatte eine fromme Mutter, die ihr Kind gewiß unaufhörlich der Gnade Gottes anbefohlen hatte, bittend, daß Er es auf Seinen Weg bringen möchte. Und der Herr erhörte das Gebet der Mutter und brachte den jungen Mann ins — Gefängnis.

Schredlich! sagt der Mensch, aber der Glaube sieht weiter.

Es dauerte lang. Ein anhaltendes Gebet war nötig. Gottes Weg ist im Meere, Seine Fußstapfen sind in tiefen Wassern. Erst Jahre später fanden die Gebete der Mutter die sichtbare Erhörnung, als die Worte Gottes dem Gefangenen an Herz und Gewissen griffen.

Ich erzähle dieses Ereignis zur Ermunterung für gläubige Eltern, anzuhalten am Gebet für ihre Kinder, denn Gott ist ein Erhörer des Gebets. Er hört

uns, auch wenn wir selbst meinen, alles sei umsonst und verloren. Er steuert unentwegt auf Sein Ziel zu, auch wenn wir meinen, all unsere Erwartung gehe unter in Dunkelheit und dichter Finsternis.

Zansen ist im Vertrauen auf die göttliche Gnade wieder ins Leben getreten. Es ist manchmal hart hergegangen. Mehr als einmal hat er an gähnen- den Abgründen, bildlich gesprochen, gestanden. Das Leben hat ihn rauh angefaßt. Aber es war gut so. Fünf Jahre gingen in dieser Weise dahin. Dann bekam er eine gute Anstellung, und heute ist er glücklicher Gatte. Für seinen Herrn legt er ein gutes Zeugnis ab.

Ich aber schließe mit der Bitte an den Hörer des Gebets, daß Er den Geist der Gnade über uns ausgießen und uns lehren möge, im Glauben daran festzuhalten, daß Er ausführt, was Er sich vorgenommen hat, und daß Er jeden Tag zu der Zahl der Erlösten hinzufügt, auch aus dem Kreise solcher, die nach menschlichem Urteil rettungslos verloren sind.

„Wenn ihr auch zu diesem Berge sagen werdet: Werde aufgehoben und ins Meer geworfen! so wird es geschehen.“

Am 12. November 1872 wanderten zwei Männer, ein Bauer und ein Lehrer, am Ostsee- strand in Mecklenburg dahin. Mit schnellen Schritten strebten sie ihrem einsamen Dorf zu. Der Wind blies scharf aus Nordost. Aber die Männer achteten es nicht und waren in eifrigem Gespräch.

Am Kreuzweg, wo sie sich trennen mußten, blieben sie stehen. Der Bauer reichte dem Lehrer die Hand und sagte:

„Wahr ist's doch. Wer alles glauben will, was die Bibel sagt, der muß seine zwei Augen und seinen gesunden Menschenverstand mit doppelter Binde verbinden.“ Er zeigte auf die große Düne, die seine Scheune und sein Bohnhaus vor Wind und Wellen schützte, und fuhr fort: „Es steht geschrieben: So jemand zu diesem Berge spräche: Hebe dich auf und wirf dich ins Meer! und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, was er sagt, so wird es ihm geschehen. Na, das glaube, wer kann!“

Der Lehrer sah den Sprecher ernst an und erwiderte: „Und ich glaub's. Gott ist nicht ein Mensch, daß Er lüge.“

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Gut, Schulmeister“, versetzte er, „wenn Ihr ein so bibelfester Mann seid, so sprecht's einmal. Ich gebe Euch die Erlaubnis und setze Haus und Hof aufs Spiel.“

„Wiederum steht auch geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen!“ gab der Lehrer zur Antwort, während er sich wandte und zum Weitergehen anschickte. Da rief der Bauer ihm lachend nach:

„So tu' ich's. Paßt auf, Schulmeister!“ Damit hob er die Rechte gegen die Düne und sagte laut: „Hebe dich auf und wirf dich ins Meer!“

Aber der Berg wankte und wich nicht. Wieder lachte der Bauer und rief:

„Noch mehr, Schulmeister! Ich geb' dem Berg vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit, und liegt er

morgen abend in der See, so soll auch kein Wörtchen im Bibelbuch sein, dem ich nicht glauben wollte.“

Als der Lehrer dies hörte, schritt er zurück, legte dem Bauer die Hand auf die Schulter und sagte feierlich:

„Mein Freund, irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er auch ernten.“ —

Einige Stunden später heulte der Sturm wie nie zuvor. Die See tobte, der Regen rauschte, und die Nacht deckte Land und Meer mit schwarzer Finsternis. Um jene Zeit lag der Bauer längst im Bett und schlief. Er hatte sich, nachdem er zu Abend gegessen, die Schlafmütze tief über die Ohren gezogen, sich behaglich im Bett ausgestreckt und zu seiner Frau gesagt: „Hier ist gut sein!“

Um die Mitternachtstunde aber fuhr er erschrocken von seinem Lager empor. Das sauste und brauste durch die Lüfte wie die Posaune des jüngsten Gerichtstages. Auch seine Frau und die Kinder fuhren entsetzt aus ihren Betten. Das Dachgebälk knarrte und ächzte, als halte es nur noch mühsam in seinen Fugen zusammen. Doch geschah nichts Schlimmes. Das Haus war neu, aus bestem Gestein gebaut, und die starken Balken des Dachstuhls waren festgefügt. Doch fand keiner der Insassen den Schlaf wieder. Das Wetter tobte zu fürchterlich. Als die Uhr an der Wand die zweite Morgenstunde kündete, stürzten die Knechte aus dem Pferdestall herbei und riefen:

„Um Gottes willen, Herr, schnell heraus! Die Düne muß irgendwo gebrochen sein. Überall strömt die Flut ins Dorf.“

Bläß und zitternd folgte der Bauer dem Ruf. Das Vieh stand schon bis an die Kniee im Wasser.

„Holt die Kühe aus den Ställen und jagt sie landeinwärts“, befahl er. „Schirrt auch die Pferde auf, damit wir uns selbst retten können, wenn's nottut!“

Brüllend stürmten die Rinder von dannen und waren schon nach wenigen Minuten den Blicken der Knechte entschwunden. Auch die Pferde mußten hinaus getrieben und ihrem Schicksal überlassen werden. An eine Rettung war nicht mehr zu denken.

Nur mit Mühe konnten Herr und Knechte wieder ins Haus gelangen. Heftiger brauste der Sturm, wilder donnerte das Meer, höher stiegen die Wogen. Schon leckten sie an den Steinwänden des Hauses empor, drangen durch die Türen und füllten Stuben und Kammern.

In aller Eile schaffte man auf den Speicher, was hinaufzubringen war. Plötzlich aber war es, als ob der Donner mit zehnfach verstärkter Kraft daherrolle. Alles ringsum knatterte und krachte. Ein furchtbarer Stoß machte das Haus in seinen Grundfesten erbeben. Die Fensterscheiben gaben nach, und das Wasser brauste durch die Öffnung. Ein Stoß nach dem anderen erschütterte die Mauern. Der Dachstuhl zitterte, als ob er zusammenstürzen wolle. Mit bleichen, angstvollen Gesichtern standen die Männer da. Was sollten sie auch tun? Alles war ja umsonst. Stoß auf Stoß folgte, gerade so als würde von draußen mit Riesenhämmern an die Hauswände geschlagen.

„Gott sei uns gnädig, wir sind verloren!“ sagte einer der Knechte.

„Wir sind verloren!“ wiederholte der Bauer tonlos.

Bei diesen Worten umschlang die Mutter ihre Kinder, den zehnjährigen Knaben und das zwölfjährige Mädchen. Sie verhüllte ihr Gesicht und weinte leise vor sich hin. Das Mädchen aber faltete die Hände und betete mit lauter Stimme:

„Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Kücklein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:

Dies Kind soll unverlezt sein!“

„Breit' aus die Flügel beide!“ betete auch der Knabe. Die Mutter aber sprach: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen“, hat unser Herr und Gott gesagt, und „Er ist kein Mensch, daß Er lüge, noch ein Menschensohn, daß Ihn etwas gereue.“

Dem Bauern standen die Schweißtropfen auf der Stirn, trotz der Schloßen, die auf das Dach herniederprasselten, und trotz der eisigen Zugluft, die alle vor Kälte erschauern ließ. Immer wieder seufzte er:

„Herr, hilf, nicht um meinet-, doch um meiner armen Kinder willen! Rette Du uns!“

So verging die Nacht. Das Haus blieb stehen. Als endlich der Morgen graute, regte sich in jeder Brust die Hoffnung wieder. Der Bauer blickte durch das Speicherfenster und schaute und schaute. Plötzlich sank er auf die Kniee, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. Was hatte er denn gesehen, und warum weinte er?

Die Düne, auf die er kaum zwölf Stunden vorher frevelnd gezeigt hatte, war verschwunden, von den Wellen zerrissen und verschlungen. Die Scheune mit ihrem ganzen Inhalt war ebenfalls vom Boden hinweggefegt worden. Ihr großes Strohdach aber lag gegen das Haus gepreßt und schützte es so vor dem vernichtenden Anprall der Wogen.

Dieselbe Hand, die das Meer entfesselt und die Düne zerrissen, hatte dem Wohnhause einen schützenden Damm errichtet. Und derselbe Herr, der einst bei der Fahrt über das galiläische Meer Wind und Wetter bedroht hatte, gebot auch jetzt den Wogen der Ostsee, ihre stolzen Häupter zu beugen und gehorsam in das verlassene Bett zurückzutreten.

Als der Bauer nach diesem unvergeßlichen Ereignis zum erstenmal wieder dem Lehrer begegnete, reichte er ihm die Hand und sagte gesenkten Blicks und mit Tränen im Auge: „Gott ist nicht ein Mensch, daß Er lüge, noch ein Menschensohn, daß Ihn etwas gereue. Gott sei Dank, ich habe glauben gelernt.“

„Ja, und auch das ist Gottes Werk“, erwiderte der Lehrer.

Treu

Der römische Kaiser Constantin Chlorus, ein Heide, ließ einst einen Befehl ausgehen, die Christen unter seinen Beamten sollten bei seiner Ungnade ihren Glauben abschwören. Einige taten es, andere nicht. Da entließ er die ersteren mit den Worten: „Wer seinem Gott nicht treu ist, der wird auch seinem Herrn nicht, dem Vaterland nicht, der wird niemand treu sein“. Wie recht hatte dieser Heide!

Neu sind erschienen:

Christliche Lieder mit Noten

für Sonntagschule und Familie.

Stark gebund. m. Kalifornien (ermäß. Preis) M. 300.—

In Ganzleinen, besonders stark, m. Goldtitel „ 800.—

Die Ausgabe ohne Noten ist vergriffen.

Prophetische Karte

Des Menschen Tun und Gottes Wege

Entworfen von E. Neuffer, Ludwigsburg

M. 150.—

Die vorzüglich ausgeführte Karte gibt unter Beifügung zahlreicher Erläuterungen auf dem Umschlag in allgemein verständlicher Darstellung ein klares Bild von den Ratschlüssen und Wegen Gottes mit der Erde und den Menschenkindern. Besonders in der heutigen Zeit, wo wir dem Ende so sichtbar nahe rücken, dürfte ihr Studium von Interesse sein.

C. H. Macintosh

Betrachtungen über das erste Buch Mose.

6. neu durchgesehene Auflage (Nr. 301 d. Verzeichnisses)

In Halbleinen gebunden mit Goldtitel . . M. 1750.—

Inhalt:	Seite
„Wenn ich nichts anderes hätte!“	29
Ein guter Freund	35
Gibt es noch Wunder?	36
Gebetserhörung	42
„Wenn ihr auch zu diesem Berge sagen werdet: Werde aufgehoben und ins Meer geworfen! so wird es geschehen“	51
Treu	56

Preise und Zahlungsbedingungen für die Zeitschriften im Jahre 1923

Der Preis für die Zeitschriften muß, so lange die Verhältnisse so unsicher bleiben, monatlich festgesetzt werden, da er sich für mehrere Monate, z. B. ein Vierteljahr, nicht mehr im voraus bestimmen läßt. Jedes Heft erhält seinen Preis, der die Versandkosten in sich schließt, aufgedruckt. Auf diese Weise sieht jeder Besteller ohne Mühe, was er monatlich zu zahlen hat. Besondere Rechnungen sollen bei Einzelbeziehern, (das sind Besteller, die bis zu 4 Stück monatlich empfangen,) wegen der damit verbundenen großen Arbeiten und Kosten als Regel fortan nicht mehr ausgestellt werden. Mit der Annahme der Hefte verpflichten sich die zahlungsfähigen Bezieher zur Einzahlung der fälligen Beträge, sei es vierteljährlich oder besser noch monatlich, auf das Postscheckkonto des Verlags Köln 15639. (Zahlkarten sind bei jeder Postanstalt erhältlich.)

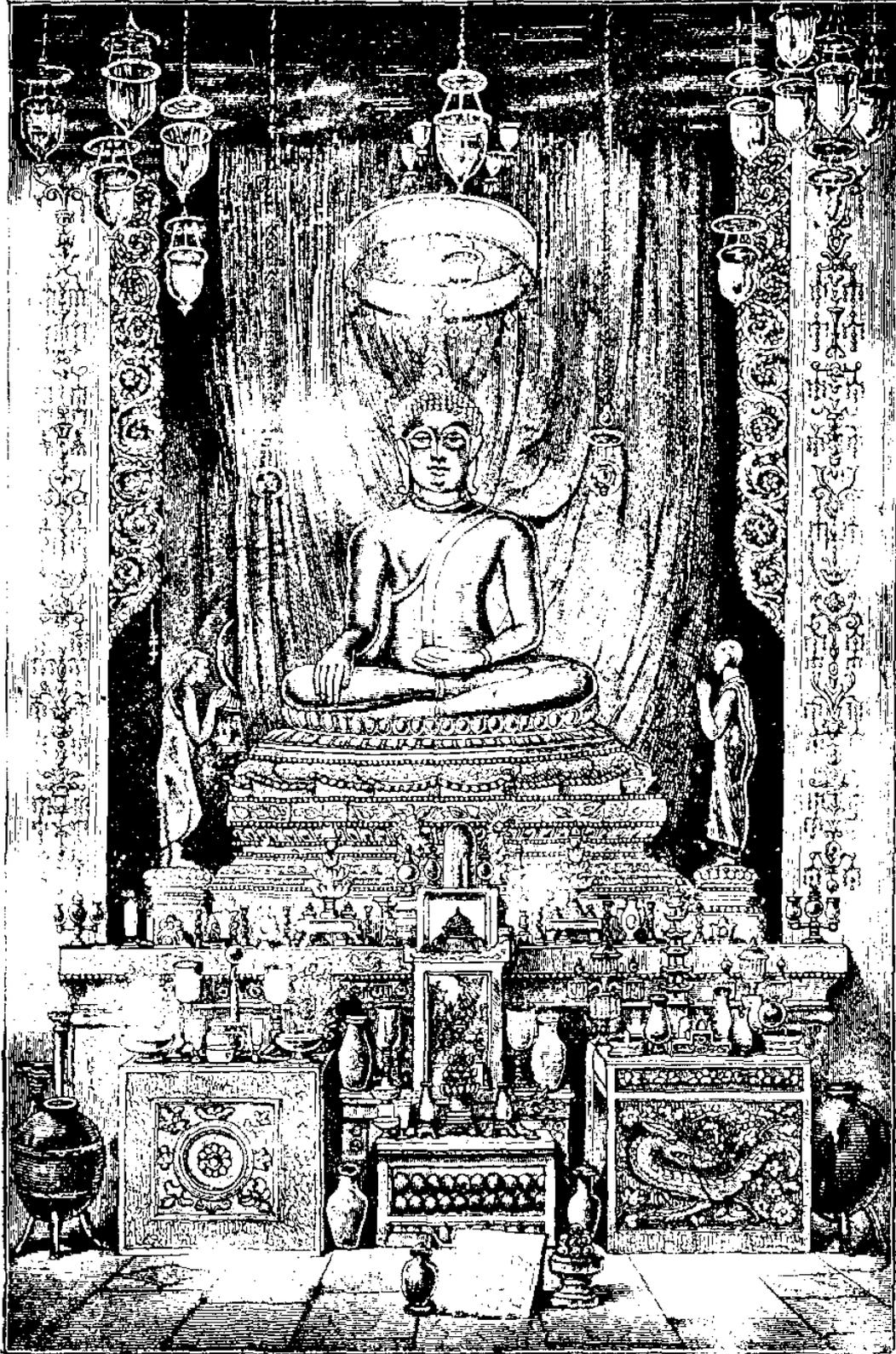
Bei Sammelbestellungen (mehr als 4 Stück auf einmal) erfolgt viertel- oder halbjährliche Abrechnung. Doch werden die Schriftenbesorger gebeten, schon vor Erhalt der Rechnung nach Möglichkeit Teilzahlungen zu leisten, denn infolge der stets fortschreitenden Geldentwertung und der Aufhebung jeglichen Kredits seitens der Lieferanten ist eine pünktliche Zahlung zur Durchführung des Zeitschriftenvertriebs unerläßlich.

Weiter wird gebeten, jedesmal auf mindestens ein Vierteljahr fest zu abonnieren und in der Zwischenzeit möglichst nicht abzubestellen.

Für die Schweiz (jährlich) fr. 3.—

Gedruckt bei **B. u. W. Brodhaus, Elberfeld, Baustraße 47.**

405. Heft / März 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld, Postfach 227

Preis dieser Nummer M. 140. -

Verl. K. Brockhaus, Elberfeld, Postf. 227

Prophetische Karte
Des Menschen Tun und Gottes Wege
Entworfen von E. Neuffer, Ludwigsburg
Mk. 500. —

Die vorzüglich ausgeführte Karte gibt unter Beifügung zahlreicher Erläuterungen auf dem Umschlag in allgemein verständlicher Darstellung ein klares Bild von den Ratschlüssen und Wegen Gottes mit der Erde und den Menschenkindern. Besonders in der heutigen Zeit, wo wir dem Ende so sichtbar nahe rücken, dürfte ihr Studium von Interesse sein.

H. C. V.
Die Wiederkunft
unseres Herrn Jesus Christus
und die damit in Verbindung stehenden Ereignisse
In stark. Umschlag Mk. 1500. — Gebunden Mk. 2000. —

Ich komme bald!
Ein Wort über die „Ankunft“ und die „Erscheinung“
unseres Herrn Jesus Christus (46 Seiten)
Preis Mk. 15. —

Das Reich der Himmel
und die Kirche Christi
[Auszug aus „Die Wiederkunft usw.“] Preis Mk. 10. —

Christliche Lieder mit Noten
für Sonntagschule und Familie.
Stark gebund. m. Kalikorrücken [ermäß. Preis] Mk. 900. —
In Ganzleinen, besonders stark, m. Goldtitel „ 2000. —

Aus Sündentiefen gerettet

In den Straßen unserer Städte begegnen wir manchmal Menschen, denen das Laster, die Bosheit und Gemeinheit gleichsam auf dem Gesicht geschrieben stehen. Unwillkürlich schaudert man vor solchen Menschen, die zu allem Bösen fähig zu sein scheinen, zurück und möchte um keinen Preis in ihrer Gesellschaft gesehen werden. Man hat den Eindruck, daß solche Personen hoffnungslos verloren sind, und fragt sich, ob man ihnen noch ein Wort von Gottes Gnade sagen, einen Traktat reichen oder sie der Barmherzigkeit Gottes anbefehlen dürfe. Welch ein Glück, daß der Gott, der den Sünder liebt, mit anderen Augen selbst auf solch tief gesunkene Menschenkinder herabschaut, und daß die Fälle nicht selten sind, wo Er gerade an solchen Seine Gnade groß gemacht hat!

Ein Zeugnis dieser Gnade ist auch der Mann, der uns im Folgenden in kurzen Worten seine Lebensgeschichte erzählt.

„Meine Eltern waren einfache Bauersleute. Nachdem die Schulzeit vorüber war, ging ich „auf die Fabrik“, denn gleich meinen Geschwistern mußte ich schon früh anfangen Geld zu verdienen. Kurz nach meinem Eintritt gab mir der Fabrikleiter eine Stelle auf dem Kontor, und dort blieb ich drei Jahre als Lehrling. Da ich ein gutes Auffassungsvermögen besaß, wäre es mir mit einigem Fleiß ein Leichtes

gewesen, mir eine gute Lebensstellung zu erwerben. Aber es sollte anders kommen.

„Bereits in jungen Jahren war ich ein Sklave meiner Leidenschaften. Als ich älter wurde und mehr Geld in die Hände bekam, wurde es noch schlimmer damit. Schon bald kam ich ans Trinken. Wie oft habe ich meinen Vater belogen, indem ich des Abends unter dem Vorgeben, zu Bett gehen zu wollen, leise das Haus verließ und die nächste Wirtschaft aufsuchte! Das Geld, das ich dort vertrank, verschaffte ich mir durch Unterschlagung von Geldern, die mir im Geschäft anvertraut wurden.

„Als ich zwanzig Jahre alt war, gab ich meine Stelle auf und ging ohne Vorwissen meiner Eltern ins Ausland. Dort ging es mir nicht gut. Monatslang war ich ohne Arbeit. Meine guten Eltern waren schwach genug, mir auf meine Bettelbriefe immer wieder Geld zu schicken. Sie hofften, mich auf diese Weise zur Rückkehr nach Hause zu bewegen. Aber ich kehrte nicht zurück. Endlich fand ich Arbeit in M., zunächst in ganz untergeordneter Stellung. Allmählich jedoch rückte ich auf und wurde schließlich Kassierer. Das Arbeiten wurde mir aber mehr und mehr zur Last. Meine freie Zeit verbrachte ich im Wirtshaus oder in anrühigen Häusern. Ich verprakte alles: Geld, Zeit, Gesundheit und Lebenskraft. Und da mein Gehalt bald nicht mehr ausreichte, um meine kostspieligen Neigungen zu befriedigen, machte ich es, wie ich es schon als Lehrling gemacht hatte. Ich betrog und bestahl Mitarbeiter und Geschäftsinhaber, ohne aber jemals entdeckt zu werden.

„Endlich wurde ich dieses Lebens müde und betrat einen ganz neuen Weg. Ich bewarb mich um eine

Stelle bei dem Fahrpersonal einer ausländischen Eisenbahngesellschaft. Wider Erwarten wurde ich angenommen und tat nun etwa sechs Jahre lang Dienst, meist auf Nacht-Schnellzügen. So verschieden diese Tätigkeit von der bisherigen war, so wenig veränderte sich im übrigen meine Lebensweise. Bei Tage, wo ich hätte ruhen sollen, trieb ich mich meist in der Stadt umher, spielte, trank und diente der Sünde.

„In dieser Zeit trat ich in nähere Beziehungen zu einer übelbeleumdeten Witwe, die ein Kaffeehaus besaß. Ich trank jetzt so viel, daß meine zitternde Hand des Morgens kaum imstande war, das Glas an den Mund zu bringen. Welch ein elender Mensch war ich doch! Bei allem Genuß fühlte ich mich unsagbar unglücklich. Lebensmüde und der Verzweiflung nahe, kaufte ich mir eines Tages einen Revolver, berauschte mich am Abend im Kaffeehause jener Witwe, streckte zuerst sie mit einigen Schüssen nieder und richtete dann die Waffe gegen meine eigene Schläfe.

„Aber der gnädige und barmherzige Gott ließ mein schreckliches Vorhaben nur halb gelingen. Die Witwe starb zwar nach einigen Tagen, aber ich blieb am Leben. Ich wurde verhaftet und kam in Untersuchungshaft. Lange Gerichtsverhandlungen folgten, und das Ende war, daß ich unter Zubilligung mildernder Umstände (man glaubte solche in dem früheren Lebenswandel der Witwe finden zu sollen) zu acht Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

„Jetzt hatte ich Zeit zum Nachdenken. Meine tiefbetrübteten Eltern schickten mir viele Briefe mit treuen, liebevollen Ermahnungen. Auch sandten sie mir ein Neues Testament. Ich weiß auch, daß

in diesen Tagen viele Gebete aus den Herzen meiner teuren, alten Eltern und meiner Geschwister zum Thron der Gnade emporgestiegen sind.

„Die Gefangenen wurden regelmäßig mit christlichem Lesestoff versorgt. Von den Blättern, die unter uns verteilt wurden, erweckten die wöchentlich erscheinenden „Zeugnisse“ des ehemaligen Generals von Viebahn vor allem meine Aufmerksamkeit. Langsam erwachte ich aus meinem tiefen Sünden schlaf. Der dichte Vorhang, der vor meinem geistlichen Auge hing, lichtete sich allmählich, und endlich brach ich zusammen unter der Sündenlast, die ich in den verflossenen Jahren bergehoch aufgehäuft hatte. In diesen Tagen fiel mir ein Buch in die Hand, in welchem der Leidensweg des Sohnes Gottes beschrieben wurde, wie Er in stiller Geduld den bitteren Saß der Menschen ertrug und sich endlich nach Golgatha führen ließ, um dort für Sünder gekreuzigt zu werden. Die wunderbare Erniedrigung und Liebe des Lammes Gottes, das sich willig für Seine Feinde schlachten ließ, warf mich in den Staub. Dieser Liebe konnte ich, so böse und gottlos ich war, nicht widerstehen. Es war mir, als müsse mir das Herz brechen vor Schmerz und Scham. Ich sah, wie ich, der in satanische Sündenketten Gefesselte, diese Liebe mit Füßen getreten hatte. Wie furchtbar hatte ich diesen Heiland betrübt und beleidigt! Nächstelang konnte ich nur weinen. Meine Sündenlast lag zentnerschwer auf mir. Was sollte ich tun, um sie los zu werden?

„Da mit einemmal, wie es kam, weiß ich selber nicht, schwand die Last. Ein seliges Bewußtsein von Ruhe und Freude kam über mich. Ich hätte laut aufjubeln mögen vor innerem Glüd. Wohl war

ich mir meiner schrecklichen Sünden durchaus noch bewußt, aber durch sie hindurch sah ich das Bild des gekreuzigten Gottessohnes, und von Seinen Lippen vernahm ich die Worte: „Auch für dich! Versteh es doch! Auch deine unsagbar große Schuld lag auf meinen Schultern. Ich, dein Bürge, dein Stellvertreter, habe mit meinem Blut auch für dich bezahlt!“

„So erfuhr ich an mir, was der Heiland zu dem frommen Nikodemus gesagt hat: „Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, so kann er das Reich Gottes nicht sehen“. (Joh. 3, 3.) Ich war jetzt von neuem, von oben her, aus Gott geboren; ich war eine neue Schöpfung, ein glückliches Kind Gottes geworden.

„Ganz durfte ich mich Seinem Erbarmen übergeben und Ihm meine fernere Zukunft überlassen. Und das möchte ich gleich hinzufügen, Er hat Seine Gnade an mir, dem unwürdigen Sünder, groß gemacht bis zu diesem Augenblick. Nunmehr erkannte ich auch deutlich die suchende Liebe, die mir in den vergangenen Jahren auf all meinen Irrwegen in unaussprechlicher Geduld nachgegangen war. Das gab mir ein felsenfestes Vertrauen auf seine fernere bewahrende Gnade. In diesem Vertrauen konnte ich alle meine schlimmen Neigungen zu Seinen Füßen niederlegen und Ihn um Kraft und Bewahrung bitten. O Er hat mein Vertrauen nicht beschämt. Er hat mich bewahrt. Ich habe keinerlei Verlangen mehr, weder nach dem Alkohol noch nach dem Dienst der Sünde.

„Wie sehr meine alten Eltern sich über meine

Befehrerung freuten, kann man sich vorstellen. Gott hatte ihre vielen Gebete erhört. Hätte ich nur zu ihnen eilen dürfen, um ihnen die Einzelheiten selbst zu erzählen! Aber ich war ja ein Gefangener. Doch hoffte ich, daß Gott mir noch die Freude schenken würde, beide wiederzusehen. Und siehe da: auch diese Hoffnung erfüllte sich. Viel eher als ich gedacht hatte, schon nach vier Jahren, erhielt ich die Freiheit zurück. Der Rest meiner Strafe wurde mir erlassen. So erhörte Gott in unendlicher Gnade auch dieses Gebet. Ich durfte meine lieben alten Eltern im alten Elternhaus umarmen. Ein Jahr später starb meine Mutter. Der Vater lebt noch heute.

„Schneller als ich gedacht hatte, fand ich auch Arbeit. Natürlich mußte ich von vorn anfangen. Ein Mann, der jahrelang im Gefängnis gewesen ist, kann nicht erwarten, daß man ihm Vertrauen entgegenbringt. Und doch fand ich schon nicht lange danach einen Vertrauensposten. Gott hat alles wohlgemacht. Fürwahr, Er ist ein Gott der Retungen, und ein Gott, dessen Freude es ist zu segnen. Sein Name sei gepriesen!

„Heute, wo ich diese Zeilen schreibe, bin ich in den Jahren schon ziemlich vorgechritten. Durch den langjährigen Sündendienst hatte meine Gesundheit sehr gelitten, aber seitdem ich wieder ein geordnetes Leben führte, lehrten meine Kräfte langsam zurück. Mein Wunsch ist, solange ich noch auf Erden weile, meinen Gott und meinen Herrn und Heiland durch Wort und Tat zu verherrlichen.“

Indische Götzen

(Zum Titelbild.)

Wenn man an Indien denkt, so träumt man von wundersamen, märchenhaften Mondscheinnächten, die die Menschen nach heißem Tage hinauslocken ins Freie, um hier dem Sänger zu lauschen, der die alten Götter- und Heldengeschichten besingt. Man denkt an blaue Berge, die ihre vielgestaltigen Gipfel in die reine Himmelsluft emporrecken, während an ihrem Fuß die grünen, undurchdringlichen Dschungel sich hinziehen, in denen Tiger und Schlangen hausen. Man denkt an weite, wogende Reisfelder, auch an herrliche Paläste, die von Gold und Edelsteinen schimmern. Ja, Indien ist ein schönes Land und auch ein reiches Land; und doch, welch ein armes Land ist es zugleich, ein Land, in dem Pest und Cholera nicht selten ganze Landstrecken entvölkern, das bei mißratener Ernte seine Bewohner frißt, ein Land, in dem Eigendünkel und Rastengeist herrschen wie kaum anderswo, ein Land des grauenhaftesten Gözen- und Teufelsdienstes.

Man sagt, daß Indien nicht nur 300 Millionen Menschen, sondern auch 330 Millionen Götzen beherberge. Das Land wimmelt buchstäblich davon. Wohin man auch gehen mag, überall stößt man auf Götzen, in der Stadt und auf dem Lande, ja, selbst im einsamen Dschungel. Es gibt unter diesen Götzen, gerade wie unter den Menschen, Hohe und Niedere, Gute und Böse. Aber die Bösen haben die Ueberhand. Ich weiß nicht, welchen Gott der

Götze auf unserem Bild vorstellen soll. Er sieht ziemlich freundlich und manierlich aus. Aber die meisten der Götzen Indiens sind wahre Scheusalen. Sie sehen so scheußlich und abschreckend aus, daß es für den Fremden einfach unbegreiflich ist, wie ein Mensch solch ekelhaften Erzeugnissen menschlicher Phantasie göttliche Verehrung erweisen kann.

Einer der am abschreckendsten aussehenden indischen Götzen heißt Ganesa. Er ist, wie ein Missionar, der viele Jahre in Indien gearbeitet hat, berichtet, „ein dickbäuchiges, kurzbeiniges Scheusal, das man fast an jeder Straßenecke sitzen sieht. Er hat einen Elefantenkopf mit dickem Rüssel und nur einem Stoßzahn und reitet — auf einer Ratte. Ganesa ist vielleicht der in ganz Indien am meisten angebetete Götze. Er läßt nicht mit sich spaßen. Als er einst in betrunkenem Zustande von seiner Ratte fiel, konnte der Mond nicht umhin zu lachen. Der beleidigte Ganesa verfluchte den Mond dafür. Hinfort sollte er aufhören zu scheinen. Der arme Mond flehte um Gnade und erlangte eine teilweise Vergebung seiner Sünde, indem der Fluch dahin geändert wurde, daß er von nun an beständig abnehmend und zunehmend scheinen sollte.

„Folgendes Gebet an Ganesa findet sich in der Upanischads (heiligen Schriften):

„Preis sei dir, o Ganesa! Du bist die offenbare Wahrheit. Du bist ohne Zweifel der Schöpfer, Erhalter und Zerstörer, das höchste Wesen, der ewige Geist. Wir bekennen deine Göttlichkeit, o Einzahniger, und vertiefen uns in die Betrachtung deines Antlitzes. Erleuchte daher unsern Verstand! Der, welcher

beständig deine göttliche Gestalt betrachtet, bedenkend, daß du einen Hauer hast, vier Hände, eine Ratte im Wappen führst, daß du rotfarbig bist, einen dicken Bauch hast, mit roter Salbe geölt bist und in rote Gewänder gekleidet, daß man dir rote Blumen zur Anbetung darbringt, daß du voller Mitgefühl bist, die Grundursache der Welt, unvergänglich, ungeschaffen und unveränderlich, — der wird ein ausgezeichnete Yogi (einer, der religiöses Verdienst und überirdische Kraft erlangt). Jeder, welcher sich Betrachtungen über deine Gestalt hingibt, wird niemals durch Widerwärtigkeiten gehindert werden. Er wird von den fünf großen und von allen kleinen Sünden erlöst werden; er wird erlangen: Reichtum, die Erfüllung seiner Wünsche, Tugend und die ewige Seligkeit.“ *)

Zwei Tatsachen können wir diesem Gebet entnehmen. Zunächst zeigt es uns (wie übrigens der ganze Götzendienst), wie unendlich tief der Mensch gesunken ist. Er ist dahin gekommen zu meinen, daß „das Göttliche dem Golde oder Silber oder Stein, einem Gebilde der Kunst und der Erfindung des Menschen gleich sei“. (Apostelgesch. 17, 29.) Vor einem Holzbloch, einem mit scheußlichen Fratzen bemalten Gegenstand beugt er sich nieder, küßt ihn, bringt ihm zu essen und zu trinken und opfert ihm oft reiche Gaben. Der Göze kann nicht hören, aber man ruft und singt ihn an. Er kann nicht riechen, aber man verbrennt wohlriechende Kräuter vor ihm. Er kann nicht sehen, aber Lampen und Kerzen werden

*) Aus: Hübeners, Mächte der Finsternis. Die indischen Götter und ihre Anbetung! (Verlag von Joh. Herrmann, Zwickau.)

vor ihm angezündet. Man bekleidet ihn, damit er nicht friere. Man schickt ihn sogar ins Gözenspital, wenn er sich den Schnupfen geholt hat, damit er wieder genehe. Ja, nicht nur die lächerlichsten und albernsten Dinge tut der Mensch seinem Gözen zu Ehren, sondern vielfach, und zwar gerade in Indien, die schmutzigsten und schändlichsten Dinge, die man nicht aussprechen, geschweige denn niederschreiben mag. Denn diese häßlichen Dinge gefallen dem Gözen.

Zum zweiten aber ist das angeführte Gebet ein Beweis für die Wahrheit des Schriftwortes, daß die Menschen „die Herrlichkeit des unverweslichen Gottes verwandelt haben in das Gleichnis eines Bildes von einem verweslichen Menschen usw.“ (Röm. 1, 23.) Die Worte vom „Schöpfer, Erhalter, Zerstörer, höchsten Wesen und ewigen Geist“ bezeugen klar ein Verständnis über den einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde. „Das von Gott Erkennbare unter ihnen ist offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbart, denn das Unsichtbare von Ihm, sowohl Seine ewige Kraft als auch Seine Göttlichkeit, die von Erschaffung der Welt an in dem Gemachten wahrgenommen werden, wird geschaut.“ (Röm. 1, 19. 20.) Trotzdem aber das Wirken Gottes so klar in der Schöpfung geschaut wird, haben die Menschen Ihm nicht die schuldige Ehrfurcht erwiesen, haben Ihm nicht gedankt, sondern sich in ihrer Torheit von Ihm abgewandt, und das Ende ist der greuliche Gözendienst.

Ohne Entschuldigung! So lautet Gottes gerechtes Urteil: „Damit sie ohne Entschuldigung seien!“ Man hört oft sagen, daß die armen Heiden

doch nichts dafür könnten, daß sie im Göhendienst lebten. Aber Gott urteilt anders, und die Tatsachen rechtfertigen Ihn. Aller Göhendienst ist Sünde, Bosheit und Feindschaft wider den lebendigen Gott, eine bewußte Abkehr von Ihm (wenigstens in seinen Anfängen), ein Fliehen von Gott. Deutlich lassen sich in der Religionsgeschichte der Inder Anklänge an den verloren gegangenen Glauben an den einen wahren Gott nachweisen.

Gott sei Dank! Auch in Indien, dem göhendienerischen Land, hat Gott Zeugnisse Seiner Gnade aufgerichtet. Das Sühnungswerk Jesu Christi ist ja groß genug, um auch aus einem unreinen Göhendiener einen Heiligen und Auserwählten des lebendigen Gottes zu machen. Wohl sind es bis heute nur einzelne, die in den Heidenländern zum lebendigen Glauben erweckt werden. Aber die Zeit kommt, wo alle die unglücklichen Heiden die Kunde von Jesu vernehmen werden, wo die ganze Erde voll sein wird der Erkenntnis des Herrn. Dann werden die Füße derer, die die frohe Friedensbotschaft verkündigen, jeden Fleck auf dem weiten Erdenrund berühren, und Göhendienst und Aberglaube werden den lichten Strahlen der Gnadensonne weichen müssen.

Zum Schluß noch eins, eine bekannte Wahrheit, die aber nicht ernst genug betont werden kann: Wenn die Heiden, die nie ein Wort von Jesu Christo gehört haben, ohne Entschuldigung sind, wie schuldig und verantwortlich müssen dann alle die sogenannten Christen sein, die von Jugend auf die Heilswahrheiten kennen, sie aber nicht im Glauben annehmen wollen.

Die verlorene Briestafche

Als Sohn armer Eltern bezog der junge, gläubige T. im Jahre 18 . . . die Universität in Halle. Ohne Mittel und ohne Beziehungen war er recht eigentlich auf die Barmherzigkeit seines himmlischen Vaters angewiesen, den er von Herzen liebte. Diese erfuhr er jeden Tag aufs neue. Freilich erging es ihm oft genug recht knapp, und es kamen Tage, an denen er nichts anderes zu essen hatte als Wasser und Brot. Doch war er noch immer satt geworden. Er war froh, „Nahrung und Bedeckung“ zu haben. Begreiflicherweise gab es auch bei ihm hie und da Stunden, wo er anfang zu zagen und zu zweifeln.

So saß er eines Nachts in recht trüben Gedanken auf einem Postwagen. Er war während der Ferien zu Hause gewesen und befand sich ohne Geld und ohne Aussicht auf menschliche Unterstützung auf der Rückreise zur Universität. Der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen hernieder, die Wege waren grundlos. Alles paßte zu seiner trüben Stimmung. Plötzlich jedoch wurde er aus seinen Gedanken gerissen, auf eine Weise aber, die wenig dazu angetan war, ihn fröhlicher zu stimmen. Der Postwagen erhielt einen gewaltigen Stoß und schlug um, und unser armer Student lag im tiefen Schlamm. Glücklicherweise hatte er sich nicht verletzt, aber mit seinen Habseligkeiten sah es böse aus. Sein Koffer war aufgeplakt, und der ganze Inhalt, Kleidungsstücke, Wäsche, Bücher usw., lag zerstreut umher. Mit vieler Mühe suchte er seine Sieben-

sachen wieder zusammen. Als er in Halle ankam, mußte er zu seinem Schrecken die Entdeckung machen, daß sein bestes Hab und Gut verdorben war. Verschiedenes war ihm auch abhanden gekommen, darunter, was ihm besonders leid tat, seine Briefftasche. Seine Lage war nun noch viel trostloser als vorher.

Böllig ratlos, was noch aus ihm werden sollte, saß er eines Tages in seiner bescheidenen „Bude“. Seine Bitten um Unterstützung bei der Behörde hatten taube Ohren gefunden, und seine Bemühungen, Schüler zu bekommen und durch Unterrichtsstunden etwas zu verdienen, waren ebenfalls vergeblich gewesen. Da klopfte es. Ein Bote von Professor A. stand draußen und überbrachte ihm die Einladung, den Professor zu besuchen. Der Student war höchlichst überrascht. Er stand mit diesem Professor in gar keiner Verbindung. Was mochte er von ihm wollen? Doch das mußte er ja erfahren, wenn er zu ihm ging. Er machte sich alsbald auf den Weg.

Professor A. begrüßte ihn aufs freundlichste und sagte:

„Lieber T., ich weiß, daß Sie in Not sind. Wie ich das erfahren habe, tut nichts zur Sache. Jedenfalls bin ich bereit, Ihnen zu helfen, soviel ich kann. Vorläufig habe ich Ihnen einen Freitisch verschafft und dieses Stipendium.“

Mit diesen Worten übergab er T. eine namhafte Summe und fuhr fort: „So oft Sie in Verlegenheit sind, kommen Sie nur zu mir! Ich werde für Sie tun, was ich vermag.“

Der Student glaubte zu träumen. Wie war eine derart plötzliche Umwandlung seiner Verhält-

nisse nur möglich? Kaum fand er Worte, um seinen Dank zu stammeln. Diesen Dank lehnte der Professor jedoch entschieden ab, da er ihm nicht zukomme, und T. fühlte wohl, daß er dazu noch andere Gründe haben mußte als persönliche Bescheidenheit. Die Sache war ihm höchst rätselhaft.

Von nun an litt der Student keinen Mangel mehr. Mit Professor R. bahnte sich ein sehr angenehmer Verkehr an. Der gelehrte Mann erwies sich immer mehr als ein väterlicher Wohltäter, der seine Studien leitete, ihn in seinen Freundeskreis zog und ihm half nach jeder Richtung. T.'s ganzes Leben hatte eine völlig neue Wendung genommen.

Da plötzlich tauchte wieder eine schwarze Wolke am Horizont unseres Studenten auf. Er wurde von der Regierung des damals bestehenden Königreichs Westfalen als Soldat tauglich befunden. Alle seine Bitten, alle Vorstellungen seines väterlichen Freundes halfen nichts. T. wurde jäh aus der ihm so teuren Tätigkeit herausgerissen und empfing den Befehl, sich an einem bestimmten Tage in Braunschweig zu stellen. Mit einem Herzen, in welchem Traurigkeit und Verzweiflung um die Herrschaft stritten, reiste er ab. Er wurde eingekleidet, und damit schwand alle Hoffnung, dem Soldatenleben zu ent-rinnen. Nicht lange nach seinem Eintritt erfuhr er, daß sein Regiment nach Spanien bestimmt sei, wo zu jener Zeit der französisch-spanisch-portugiesische Krieg tobte. In einigen Tagen werde man ausrücken. Noch einmal schrieb er an seinen Gönner in Halle. Vor allem aber flehte er zu Gott um Hilfe. Ein Tag nach dem andern verging. Schon war der Abend vor dem Morgen gekommen, der ihn unwiderruflich

der Heimat und seinen Freunden entführen sollte, um für einen Tyrannen gegen ein unglückliches und treues Volk zu kämpfen und dabei vielleicht das Leben zu lassen. Da wurde er zu seinem Befehlshaber gerufen, der ihn freundlich empfing und ihm sagte: „Sie sind entlassen. Hier ist Ihr Abschied. Sie können zu Ihren Studien zurückkehren.“

Mit jubelndem Herzen zog er wieder in sein geliebtes Halle ein. Sein Gönner empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit. Im übrigen aber zeigte er kein sonderliches Erstaunen über T.'s neue Erfahrungen. Kein Zweifel, er wußte mehr, als er sagen wollte. Aber ebenso zweifellos war es dem Studenten, daß hinter dem Professor noch eine dritte Person stand, die Gott als Werkzeug Seiner Segnungen benutzte. Wer mochte nur dieser Dritte sein?

Unser Freund nahm die ihm so lieben Studien mit altem Eifer wieder auf. Er litt auch fernerhin keine Not, denn die bisherigen Unterstützungen blieben nicht aus. Schließlich rückte die Zeit seines Abgangs von der Hochschule heran. Damit kamen neue Sorgen. Er war aber die wunderbare Hilfe seines Gottes jetzt so gewohnt, daß keine Zaghastigkeit in seinem Herzen aufkam. Als er sich kurz vor seiner Abreise einmal mit seinem Wohltäter über seine Zukunft unterhielt, bemerkte dieser wie beiläufig:

„Hätten Sie wohl Neigung, Hauslehrer zu werden?“

„Die hätte ich schon“, erwiderte der Student. „Aber wo soll ich eine Stellung finden?“

„Die ist bereits gefunden“, erwiderte der Professor.

Gespannt bat T. um nähere Auskunft.

„Es handelt sich nur darum, ob Sie bereit sind, in einer vornehmen, adligen Familie, nicht weit von hier, eine solche Stelle anzunehmen. Gerade Sie werden dort gewünscht.“

„Ich?“ versetzte T. verwundert. „Wie ist das möglich? Ich kenne keine Familie, am wenigsten eine adlige, in hiesiger Gegend.“

„Das lassen Sie nur auf sich beruhen“, erwiderte der Professor. „Was ich von Ihnen hören möchte ist, ob Sie geneigt sind, die Stelle anzunehmen.“

T. sann einen Augenblick nach.

„Herr Professor“, sagte er dann, „ich bin wenig vertraut mit den Sitten vornehmer Leute, und ich fürchte daher, den an mich gestellten Ansprüchen nicht genügen zu können. Ich passe nicht in solche Umgebung.“

„Überlassen Sie es mir und denen, die Sie in dieser Stellung zu sehen wünschen, das zu beurteilen. Wir sind der Ansicht, daß Sie wohl für diese Stelle passen.“

„Dann, Herr Professor“, rief T. mit Tränen in den Augen, „will ich es mit Gottes Hilfe wagen. Auf's neue darf ich ja Seine Fügung in dieser Sache wahrnehmen.“

Unser Student wurde also jetzt Lehrer in einem sehr reichen, adligen Hause. Seine Befürchtungen bewahrheiteten sich in keiner Weise. Schon sein Eintritt in die Familie war vielversprechend. Man empfing ihn wie einen guten, alten Bekannten, kam ihm liebevoll entgegen und freute sich offenbar seines einfachen, ungekünstelten Wesens. Je länger er im Hause war, desto heimischer fühlte er sich. Es waren

gottesfürchtige Leute, und ihre feinen, edlen Sitten zogen ihn ungemein an. Die Arbeit an den gut-erzogenen, liebenswürdigen Kindern war ihm eine Lust, und auch sie hatten ihn offenbar gern. Vor allem aber war ihm die Frau des Hauses, eine wahrhaft edle Erscheinung, zugetan. Sie behandelte ihn mit fast mütterlicher Liebe. So verflossen ihm mehrere äußerst glückliche, für seine innere Entwicklung reichgesegnete Jahre.

Im Hause des Herrn v. W. lebte ein alter Rentmeister, der im Dienst der Familie grau geworden war. Er war wie die anderen Hausbewohner ein frommer Mann. L. verkehrte viel mit dem alten Herrn, und trotz des Altersunterschiedes waren sie im Laufe der Zeit Freunde geworden.

Eines Tages saßen die Beiden zusammen und unterhielten sich über die Führungen Gottes. Bei dieser Gelegenheit sagte der Rentmeister zu dem Hauslehrer:

„Auch Sie, mein Lieber, haben, so jung Sie noch sind, schon mancherlei Beweise göttlicher Führung erfahren. Staunen Sie nicht, ich bin einigermaßen mit Ihrer Geschichte vertraut.“

Und nun mußte L. zu seiner nicht geringen Bewunderung erfahren, wie genau sein alter Freund die Erfahrungen seiner Studentenjahre kannte. Das eine und andere mochte er ihm ja wohl selbst erzählt haben, das meiste jedoch sicher nicht. „Ich weiß aber nicht nur, was Ihnen begegnet ist,“ fuhr der Rentmeister fort. „Ich weiß mehr als Sie selber. Ich kann Ihnen den Schlüssel zu manchem geben, was Ihnen bis heute rätselhaft geblieben ist. Vielleicht hätte ich das schon eher tun sollen.“ Der alte

Herr machte eine Pause. T. sah ihn groß an. „Als Sie damals auf dem Weg nach Halle mit dem Postwagen umgeworfen wurden,“ fuhr der Rentmeister lächelnd fort, „vermißten Sie Ihre Brieftasche, nicht wahr?“

„Allerdings,“ bestätigte T.

„In dieser Brieftasche befand sich auch ein von Ihnen geführtes Tagebuch.“

„So ist es,“ versetzte der Kandidat in atemloser Spannung, jetzt endlich den längst gesuchten Aufschluß über die merkwürdigen Erfahrungen seines Lebens zu erhalten.

„Nur Geduld, lieber Freund!“ beschwichtigte der alte Herr. „Sie sollen alles erfahren. Sehen Sie, diese Brieftasche ist, da der Unfall in hiesiger Gegend stattfand, von jemand aus der Gemeinde gefunden worden, und die betreffende Person war ehrlich genug, sie hier im Schloß abzugeben. So kamen Ihre Aufzeichnungen in die Hände unserer edlen Schloßfrau. Sie las sie, und wie sie Ihnen von Herzen gekommen waren, so gingen sie ihr zu Herzen. Sie erkannte daraus Ihre Not, aber auch Ihre Gottesfurcht und Ihr Herz, wie wir es seit Ihrem Hiersein zu unserer Freude stets besser kennengelernt haben. Jedenfalls hat Gott selbst die Brieftasche in die Hand unserer gütigen Wohltäterin gelangen lassen. Während Sie trotz Ihres Gottvertrauens mit Sorge an die Zukunft dachten, hatte Er schon den Engel gefunden, der Ihnen Hilfe bringen sollte. Nachdem Frau von W. das Tagebuch zu Ende gelesen hatte, sagte sie: „Der unbekannte T. soll einmal, wenn es Gottes Wille ist und seine Worte über sich selbst sich bestätigen, der Lehrer meiner Kinder

werden“. Da sich in den Papieren Ihr Name, Stand und Aufenthaltsort fand, so waren Sie leicht zu erfragen. Frau v. W. wandte sich an den von ihr gekannten und verehrten Professor K. Sie bat ihn, sich nach Ihnen umzusehen, Ihnen die Unterstützungen, die sie regelmäßig senden würde, zukommen zu lassen, ohne aber ihren Namen zu nennen; ferner Sie zu beobachten und ihr von Zeit zu Zeit Auskunft zu geben. Dies geschah. Professor K. sorgte für Sie, und uns sandte er die besten Zeugnisse. Dann kam die Nachricht, Sie sollten nach Spanien. Keine Zeit war zu verlieren. Frau v. W. ließ sofort anspannen und fuhr selbst nach Braunschweig. Sie kam gerade früh genug, um durch ihren Einfluß Ihren Abschied zu bewirken. Als dann die Zeit Ihres Abgangs von der Hochschule nahte, war es auch Zeit geworden, daß unsere Kinder einen Lehrer erhielten. Sie waren längst dazu berufen, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten. Das Weitere wissen Sie. Obwohl dem Angesicht nach fremd, kamen Sie als ein guter Bekannter zu uns und sind uns immer lieber und werter geworden. Gott sei gepriesen für Sein Wundertun! Auch Sie werden die Hand segnen, die Sie so gnädig geführt hat.“

Der Kandidat sagte nichts mehr. Aber aus seinem Herzen stieg ein Loblied zu Dem empor, dessen Führung er in so reichem Maße erfahren hatte.

Weg hast Du allerwegen,
An Mitteln fehlt's Dir nicht.
Dein Tun ist lauter Segen,
Dein Gang ist lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn Du, was Deinen Kindern
Erspriesslich ist, willst tun.

Der Barmherzige Samariter

Wer könnte nicht das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, in welchem der Lehrer ohne gleichen in solch eindringlicher, überzeugender Weise zu Herz und Gewissen des Jhn versuchenden, eigenliebigen und hochmütigen Gesekgelehrten redet? Ein Mensch geht von Jerusalem hinab nach Jericho, fällt unter die Räuber und wird von ihnen bis aufs Hemd ausgezogen und halbtot geschlagen. Da liegt er nun am Wege, gänzlich hilflos und unfähig, etwas für sich selbst zu tun, eine sichere Beute des Todes, wenn nicht ein Retter kommt, der sich seiner erbarmt. Aber ach! Kein Freund ist da. Mitleidslos brennt die heiße Sonne auf ihn hernieder, und von den fahlen Felsen, die die Straße begrenzen, tönt das Wimmern des Armen in klagendem Echo zurück. Doch horch! Der Schall herannahender Tritte schlägt an sein Ohr. Hilfe ist nahe, denn der, welcher kommt, ist ein frommer Priester. Aber was geschieht? Sobald der Priester den armen Menschen sieht, macht er einen Bogen und — geht vorüber. Ein Levit, ebenfalls ein Mann, der zu dem Gott der Barmherzigkeit in besonderer Beziehung steht, macht es nicht anders. Auch er geht vorüber. Welch schreckliche Enttäuschung! Wenn Priester und Levit, die von Gott für den Dienst ihrer Mitmenschen Berufenen, sich seiner nicht annehmen, wer soll es dann tun?

Doch da kommt noch ein Dritter des Weges. Er ist weder Priester noch Levit, ja, er ist nicht einmal ein Jude, sondern nur ein unreiner, von allen echten Juden verachteter Samariter. Aber dieser

Samariter besitzt, was Priester und Levit nicht besitzen: ein Herz voll Mitleid und Liebe. Er schlägt keinen Bogen um den Daliegenden, er trachtet nicht, möglichst schnell von der gefährlichen Stelle wegzukommen und sein eigenes Leben in Sicherheit zu bringen. Nein, sein ganzes Herz wird bewegt. Er eilt auf den Unglücklichen zu, verbindet seine Wunden und tut alles, was in seiner Macht steht, um eine baldige Heilung zu bewirken. Damit aber nicht genug. Er setzt den wunden Mann auf sein eigenes Tier und schreitet selbst nebenher durch den Sonnenbrand des Tages. Er bringt ihn in eine Herberge und pflegt ihn. Und noch mehr. Als er am nächsten Morgen weiterziehen muß, da sorgt er dafür, daß es dem Armen auch nach seiner Abreise an nichts fehle. Er übergibt ihn der Hut des Wirts und verspricht ihm, ihn für alle entstehenden Kosten nach seiner Rückkehr entschädigen zu wollen.

Es ist nur ein Gleichnis. Aber wie mußten diese Worte dem Gesetzgelehrten zu Herzen gehen, wenn er noch ein Herz besaß! Wie reden sie auch zu unsern Herzen in dieser kalten, erbarmungslosen Zeit, wo jeder genug mit sich selbst zu tun zu haben meint und so gern wie einst Cain fragt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“

Aber unser Gleichnis enthält mehr als eine Belehrung darüber, wer mein Nächster ist. Denn das war ja die Frage jenes Gesetzgelehrten. (Lies Luf. 10, 25—37.)

Jeder Mensch befindet sich von Natur auf dem Wege, der von Jerusalem, der Stadt des großen Königs, der Stätte des Segens, hinabführt nach Jericho, der verfluchten Stadt, der Nachbarin So-

doms. (Vergl. Jos. 6, 17. 26; 1. Kön. 16, 34.) Das ist eine furchtbar ernste Tatsache. Seitdem Adam wegen seiner Sünde aus dem Paradiese vertrieben worden ist, eilt das ganze Menschengeschlecht, Gott den Rücken wendend, dem Verderben entgegen. „Denn durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod, und also ist der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, weil sie alle gesündigt haben.“ (Röm. 5, 12.) Ohne Ausnahme also sind alle auf diesem gefährlichen Wege, an dem Satan mit seiner Heeresmacht lauert, um „zu stehlen, zu schlachten und zu verderben“. Da kann kein Priester und kein Levit helfen, denn das Gesetz, dessen Vertreter diese beiden sind, „hat nichts zur Vollendung gebracht“. (Hebr. 7, 19.) So gut und vortrefflich es an und für sich ist, hat es sich doch zur Errettung des verlorenen Sünders als „schwach und nutzlos“ erwiesen, und der Apostel muß den mit dem Gesetz verbundenen Dienst als den „Dienst des Todes und der Verdammnis“ bezeichnen. (Vergl. 2. Kor. 3, 7. 9.)

Soll also geholfen werden, so muß die Hilfe von einer anderen Seite kommen. Und sie ist gekommen! Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, ist eigens zu dem Zweck auf diese Erde herabgestiegen, um dem armen, verlorenen Menschen zu helfen. Er sah, daß wir nicht nur halbtot, sondern ganz tot waren „in Vergehungen und Sünden“ (Eph. 2, 1), in dem Bereich und der Knechtschaft Satans. „Er hat hernieder geblickt von der Höhe Seines Heiligtums, hat herabgeschaut vom Himmel auf die Erde, um zu hören das Seufzen des Gefangenen, um zu lösen die Kinder des Todes.“

Er, der wahre, barmherzige Samariter, sah uns in unserer Not, unserem Elend, und trotz unseres sündigen, gottfeindlichen Zustandes war Er „innerlich bewegt“ über uns. Er ist, o höre es, lieber unbefehrter Leser! Er ist der Nächste geworden denen, die mit Satans Fesseln gebunden und von der Sünde geknechtet waren, Er, der Reine und Heilige, Gott von Ewigkeit. Er hat unsere Leiden und unsere Schmerzen auf sich genommen, ja, noch mehr, um unserer Übertretungen willen ist Er selbst verwundet, um unserer Missetaten willen zer schlagen worden. Die Strafe zu unserem Frieden hat auf Ihm gelegen, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden. (Vergl. Jes. 53, 4. 5.) Er, der Fürst des Lebens, ist in den schimpflichen Kreuzestod gegangen, auf daß Er „durch den Tod den zunichte machte, der die Macht des Todes hat, das ist den Teufel, und alle die befreite, welche durch Todesfurcht das ganze Leben hindurch der Knechtschaft unterworfen waren“. (Hebr. 2, 14. 15.)

Wer dies in lebendigem Glauben erfährt, findet Heilung von seiner Todeswunde. Der Herr bringt ihn dann in die „Herberge“, unter der wir wohl Sein „Haus, die Versammlung des lebendigen Gottes,“ (vergl. 1. Tim. 3, 15) verstehen dürfen. Hier findet er treue Pflege bis zu dem Augenblick, wo der jetzt abwesende Herr zurückkehrt, um ihn mit der ganzen Schar der übrigen Befreiten von dem Schauplatz der Sünde und des Kampfes in die herrlichen Wohnungen des Vaterhauses droben einzuführen.

Ein Sieg

„Hilfe, Hilfe! Er ertrinkt! Da geht er unter! Kann denn niemand helfen?“

Laut und gellend schollen die Hilferufe, und die Jungen, die an dem schulfreien Nachmittag in der Nähe des Flusses ihre Spiele machten, kamen eiligst herbeigelaufen, um zu sehen, was denn geschehen sei. Der Rufer war Jochen Molten, einer aus der fröhlichen Schar. In diesem Augenblick aber war er so entsetzt, daß er auf die vielen Fragen keine verständliche Antwort zu geben vermochte.

„Jetzt nimm dich mal zusammen, Molten!“ rief der größte der Jungen, und seine Stimme klang streng und gebietend. „Wer ist ins Wasser gefallen, und wo ist es geschehen?“

„Mein Brüderchen!“ klang es stoßweise zurück. „Da drüben — hab' ich ihn eben — noch gesehen, und jetzt sieht er sicher — in den Binsen fest. Er...“ Weiter kam Jochen nicht. Denn in dem gleichen Augenblick sahen die Jungen, deren Blicke jetzt alle auf die bezeichnete Stelle gerichtet waren, wie ein kleines, mageres Bürschchen aus den Sträuchern am Ufer trat, einen Anlauf nahm, in den Fluß sprang und mit aller Kraft der Stelle zuschwamm, auf die Jochen eben hingewiesen hatte.

Das gute Beispiel fand schnelle Nachahmung. Der große Junge, der den verzweifelten Jochen zum Reden gebracht hatte, hatte bereits seine Zäde ausgezogen, und mit dem Zuruf an die andern, aufzupassen und sich zur Hilfe bereit zu halten, sprang auch er ins Wasser und watete der Unfallstelle

zu. Der tapfere Schwimmer war inzwischen untergetaucht, um Franz Nolten zu suchen. Einige schreckliche Sekunden verstrichen. Dann teilte sich die Fläche, und zwei Köpfe erschienen über dem Wasser. Das eine Gesicht war bleich wie das eines Toten, das andere hochrot vor Anstrengung.

Es war deutlich zu merken, daß das Rettungswerk die Kräfte des kleinen Helden fast überstieg. Aber er hielt durch, und langsam näherte er sich mit seiner Last, die er ausgestreckt vor sich hielt, dem Ufer. Mehrere der anderen Jungen waren inzwischen auch ins Wasser gegangen und wateten so weit wie eben möglich der Mitte zu. Der arme Jochen litt wahre Seelenqualen. Die ganze Sache mochte höchstens zwei Minuten gedauert haben, aber sie dünkte ihn eine Ewigkeit. Endlich, endlich sah er, wie Hermann, der große Junge, den Arm ausstreckte und sein Brüderchen packte. Sobald der Schwimmer seine Last los war, warf er sich auf den Rücken und ließ sich treiben. Beinahe wäre er selbst ein Opfer seiner Heldentat geworden. Die Anstrengung war zu groß. Doch Gott wachte über das Leben des tapferen Jungen. Es glückte ihm ebenfalls das Ufer zu erreichen, just im gleichen Augenblick, als Hermann und die anderen den anscheinend leblosen Körper des kleinen Franz am Uferrand niederlegten.

Es folgten noch einige ängstliche Augenblicke. Aber schließlich durfte Jochen wahrnehmen, wie das Bewußtsein seines Bruders zurückkehrte.

Erst jetzt dachte man daran, sich nach dem Retter umzusehen. Aber derselbe war verschwunden. Mehrere Jungen gaben sich alle Mühe, ihn zu finden, aber umsonst.

„Na, ich denke, wir werden ihn schon auffindig machen“, meinte einer. „Ich glaube bestimmt, er besucht die Schule in unserer Nachbarschaft. Ich hab' ihn gerade noch erkannt, bevor er ins Wasser sprang. Er hat ein schneidiges Stück geleistet, und wir wollen dafür sorgen, daß noch mehr Leute davon zu hören kriegen.“

Damit waren alle einverstanden. Kurz darauf, nachdem der kleine Franz Nolten sich so weit erholt hatte, daß er wieder gehen konnte, kehrte der Trupp in die Stadt zurück, mit dem Vornehmen, jedem, der es hören wollte, und vor allem auch der Lehrerschaft, das Erlebte aufs beste zu schildern.

Zu derselben Zeit strebte der Held unserer Geschichte, der kleine Eduard Kercher, auf einem anderen Wege durch die kühle, frostige Abendluft demselben Ziele zu. Er wohnte mit einer Reihe gleichaltriger Gefährten in einem Schülerheim. Er war aber mit ganz anderen Dingen beschäftigt als die anderen Knaben. An das eben vollbrachte Rettungswerk dachte er kaum noch. Er weilte erst einige Wochen in dem Heim, hatte aber bereits mancherlei Unangenehmes dort erlebt. In einem gläubigen Hause erzogen, war er gewohnt, morgens und abends vor seinem Bett knieend zu beten. Eduard kannte den Herrn Jesus als seinen Heiland, und er wollte auch in der neuen Umgebung nicht von seiner Gewohnheit lassen. Und gerade das war der Grund der Unannehmlichkeiten. Die meisten anderen Knaben wollten nämlich von Jesus nichts wissen, und jedesmal, wenn er niederkniete, um zu beten, fingen sie an zu lachen und zu spotten. So kostete es Eduard manchen Kampf, seiner Gewohnheit treu zu

bleiben, und auch jetzt, bei der Rückkehr vom Fluß in die Stadt, dachte er bereits wieder mit Sorge an seine Quälgeister.

An diesem Abend sollte es schlimmer werden als je zuvor.

„Se, du, wann hört der Unsinn endlich auf?“ rief einer der Jungen, Jakob Selter mit Namen. „Se, kleiner Betbruder, weißt du nicht, daß es solche Dummheiten bei uns hier nicht gibt?“

„Drück' doch einmal hier den Schwamm über ihn aus!“ rief ein anderer, während er dem Betenden den nassen Schwamm an den Kopf warf.

Mehrere Jungen lachten, aber Jakob, dem der Spaß noch nicht weit genug ging, nahm einen gefüllten Wasserkrug und gab Eduard einen vollen Guß über den Kopf. Es muß zur Ehre der Jungen gesagt werden, daß mehrere von ihnen gegen dieses schändliche Benehmen Einspruch erhoben, aber sie konnten dadurch nicht verhindern, daß das Wasser in Eduards Bett lief.

„So, jetzt wird seine Frömmigkeit wohl eine kleine Abkühlung erfahren haben,“ rief der Urheber dieses Heldenstücks. „Und jetzt, Jungen, ins Bett!“

Bald herrschte Stille in dem Schlaffaal. Nur Eduard wälzte sich unruhig auf seinem Lager hin und her. Am folgenden Morgen war er unfähig, sich zu erheben. Als der Lehrer, der die Aufsicht über den Schlaffaal hatte, kam, fand er ihn in hohen Fiebern. Ein lähmender Schrecken legte sich über diejenigen, welche am Abend vorher ihrem jungen Kameraden den schlechten Streich gespielt hatten. Da Eduards Kleider noch naß waren, setzte sofort eine scharfe Untersuchung ein. Jakob und

seine Helfershelfer mußten den ganzen Hergang erzählen. Sie wurden streng bestraft.

Die Rettung des kleinen Franz Nolten war mittlerweile allgemein bekannt geworden, und es erforderte eben keine übergroße Mühe, festzustellen, wer der junge Held war, der mit eigener Lebensgefahr ein kostbares Menschenleben gerettet hatte. Dieser selbst lag vorläufig recht teilnahmslos da. Ihm stand der Sinn nicht nach Ruhmeslorbeeren, und es verging noch manch banger Tag, bis er außer Lebensgefahr erklärt werden konnte.

Es gab eine rührende Szene, als der kleine Held zum erstenmal nach seiner Krankheit ins Schulzimmer trat. Da stand er, noch bleich von eben überstandener schwerer Krankheit, und rings um ihn her standen seine Kameraden. Und jeder einzelne stammelte seine Entschuldigung und bat ihn um Verzeihung.

Nachdem Eduard allen erklärt hatte, daß er ihnen nichts nachtrage, schaute er noch einmal im Kreise umher und fragte: .

„Sagt, Jungen, ihr denkt doch nicht, daß ich von jetzt an nachgeben und nicht mehr beten werde?“

Da antwortete Jakob vor allen:

„Das haben wir wohl einmal gedacht, aber heute denken wir es nicht mehr.“

Von diesem Tage an war Eduard nicht mehr der einzige, der des Morgens und des Abends knieend vor seinem Bett betete.

Er hatte einen Sieg errungen, der größer war als die Rettung von Franz Nolten.

Verl. X. Brockhaus, Elberfeld, Postf. 227

Das Taschentestament mit Psalmen

auf gutem Dünndruckpapier

ist neu erschienen.

Größe $9\frac{1}{4} \times 14\frac{1}{2}$ cm, Dicke 14 mm

Deutsche Schrift (Nonpareille)

Der Druck ist klar und gut leserlich

Vorläufig werden folgende Einbände angefertigt:

Kaliko mit Rotschnitt Mk. 4000.—

Saffianleder mit Rotschnitt . „ 12000.—

„ „ Goldschnitt „ 14500.—

C. H. Macintosh

Halbleinen
m. Goldtitel

Betr. über d. 1. Buch Mose Mk. 5000.—

„ „ „ 2. „ „ „ 4000.—

„ „ „ 3. „ „ „ 4000.—

„ „ „ 4. „ „ „ 5000.—

„ „ „ 5. „ „ im Neudruck

Inhalt:	Seite
Aus Sündentiefen gerettet.	57
Indische Bözen	63
Die verlorene Briefftasche	68
Der barmherzige Samariter	76
Ein Sieg	80

Preise und Zahlungsbedingungen für die Zeitschriften im Jahre 1923

Der Preis für die Zeitschriften wird monatlich festgesetzt. Jedes Heft erhält seinen Preis, der die Versandkosten in sich schließt, aufgedruckt. Auf diese Weise sieht jeder Besteller ohne Mühe, was er monatlich zu zahlen hat. Mit der Annahme der Hefte verpflichten sich die zahlungsfähigen Bezahler zur Einzahlung der fälligen Beträge, sei es vierteljährlich oder besser noch monatlich, auf das Postscheckkonto des Verlags Köln 15639. (Zahlkarten sind bei jeder Postanstalt erhältlich.)

Es wird gebeten, jedesmal auf mindestens ein Vierteljahr fest zu abonnieren und in der Zwischenzeit möglichst nicht abzubestellen.
Für die Schweiz (jährlich) fr. 3.—

In der Schweiz bestelle man bei
Herrn C. Widmaier
Schaffhausen
Vordergasse

In Amerika bei
Mr. Anton Weise
Paterson N. J.
233 North 7th Street

gedruckt bei G. u. B. Brockhaus, Elberfeld, Baustraße 47.

Samenkörner

406. Heft / April 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld, Postfach 227

Preis dieser Nummer M. 160.—

Zur Verteilung werden empfohlen:

Evangeliums // Hestchen

achtseitige (Nr. 101 " 124)

Der sterbende Kapitän / „Zwei sind für mich gestorben.“ / „Wissen Sie das sicher?“ / Die letzte Warnung / Kein Unterschied / Das einzige Heilmittel / Der bedeutungsvolle Strich / Johannes drei, sechzehn / „O diese lange, schwarze Liste!“ / „Jenes eine Wort.“ / Der unbekante Gott / Die kleine Sängerin / „Wo geht's dann hin?“ / Es ist genug / Geheilt / Endlos / „Um euretwillen arm.“ / „Suchet, und ihr werdet finden.“ / Bewarnt / Draußen

Preis M. 10. — Das Hundert zu M. 1000. —

Evangeliums // Hestchen

sechzehnseitige (Nr. 126 " 144)

„Ich habe nie etwas Böses getan.“ / Be-
rettet / „Ich gehe verloren!“ / Die Bibel in der
dunkeln Laube / „Es will nicht sinken!“ / Mar-
garete oder: Das Kleid der eigenen Berechtigung /
Was Gott tut / Schneewasser / Die beiden Alexander /
Umsonst / Zwei Spaziergänge / Endlich gefunden /
Beinahe / „Jetzt oder nie!“ / Beinahe ein Mör-
der, und dennoch . . . / Ein Gesetzes-Übertreter /
Offene Türen / Der kostbare Schatz / „Einst hätte
es vielleicht sein können.“

Preis M. 15. — Das Hundert zu M. 1500. —

Befreiung aus Knechtschaft

Die Bekehrungsgeschichte von Li-Vuan-Schu,
von ihm selbst erzählt

Don dem gläubigen Hinschauen auf den gekreuzigten Heiland hängen Heil und Erlösung der Seele ab. Wer auf Ihn blickt, wird leben.

Jetzt bin ich, der ehemals von Sünden geknechtete Li-Vuan-Schu, 57 Jahre alt. Die Heimat meiner Eltern war Nanjing, in der Provinz Kiangsu. Als zur Zeit der Regierung des Kaisers Schien-Tong die Taiping-Rebellion ausgebrochen war, flohen meine Eltern nach Singhwa, wo sie am Ufer des Si-Flusses eine Wohnung fanden. Dort wurden meine zwei ältesten Brüder geboren. Im fünften Jahre des Kaisers Tong-Chih (1866) wurde ich als der dritte Sohn meiner Eltern geboren. Kurz darauf brach bei Tsingkiang-Pu ein Damm des Kaiserkanals. Infolgedessen wurde die ganze Gegend von Singhwa überschwemmt, so daß sie einem uferlosen Meere glich. Man konnte nur noch auf Rähnen durch die Straßen fahren. Als ich in einer Nacht im Bett neben meiner Mutter schlief, wälzte ich mich herum und fiel dabei ins Wasser. Glücklicherweise merkte es meine Mutter sogleich und rief meinen Vater. Dieser zog mich dann bewußtlos aus dem Wasser. Allmählich kam ich wieder zur Besinnung. Meine Mutter hatte mich seitdem besonders lieb.

Anlässlich des Hochwassers zogen wir nach Nangtschau, wo wir in der alten Stadt, in der sechsten kleinen Gasse, eine Wohnung fanden. Dort wurden mir noch zwei Brüder und eine Schwester geboren. Meine Eltern waren zu arm, um mich studieren lassen zu können. Im Alter von 14 Jahren kam ich zu einem Uhrmacher in die Lehre. Meine Lehrzeit dauerte vier Jahre. Als ich 16 Jahre alt war, starb mein Vater. Dadurch steigerte sich die Not unserer Familie aufs äußerste. Im Alter von 19 Jahren verließ ich meinen Lehrmeister, um selbst ein Geschäft anzufangen. Da mir das nötige Kapital dazu fehlte, borgte ich 200 Dollar von einigen Freunden und Verwandten. Damit eröffnete ich dann in der Bogenstraße in Nangtschau einen Laden, mit dem Firmenschild: „Erstklassiges Uhrwarengeschäft“. Ich war damals 22 Jahre alt.

Bald blühte mein Geschäft empor. Aber dann schloß ich mich schlechten Freunden an, mit denen ich täglich in Teehäusern und Weinstuben Kartenspiele und Opium rauchte. Im Alter von 26 Jahren heiratete ich. Aber ach! ich hatte damals schon alles verprakt, was mir mein Geschäft in den fünf Jahren eingebracht hatte, und dazu noch das Geschäftskapital, so daß ich meinen Laden schließen mußte.

Dann reiste ich allein nach Singhwa, wo ich in einer Herberge wohnte und mit Uhrenreparieren meinen Unterhalt verdiente. Leider war ich ein Sklave des Opiumrauchens geworden. So vergingen drei Jahre. Mein Geschäft ging ziemlich gut. Mit Hilfe eines Freundes mietete ich ein Haus, in welchem ich einen Laden eröffnete mit dem

Firmenschild: „Beständig emporblühendes Uhrwarengeschäft“. Dann ließ ich meine Frau und Kinder, sowie meine Schwiegermutter nach Singhwa kommen. Ich wurde täglich von Kummer und Sorgen geplagt. Dazu erkrankte ich noch an einem bösen Beingeschwür, so daß ich zwei Jahre lang nicht gehen konnte. Infolge unserer großen Armut mußten wir unsere Haushaltsgegenstände nach und nach alle ins Pfandhaus bringen. Ich kam zuletzt in eine solch verzweifelte Lage, daß ich lieber gestorben als am Leben geblieben wäre.

Meine Frau war ein edles und tugendhaftes Weib. Sie versuchte mich täglich zu trösten und widmete sich frohen Mutes der Erziehung unserer Kinder. Aber ich haßte im Grunde meine Frau und Kinder, weil sie eine finanzielle Bürde für mich waren. Außer dieser äußeren Bürde fühlte ich mich auch innerlich durch das Opiumlaster gebunden. So war ich beständig von Kummer und Gram erfüllt.

Einer meiner Freunde riet mir, den Kriegsgott „Kuan-ti“ anzubeten, um dadurch Glück und Frieden zu finden. Bisher hatte ich die Götzen nur der Form nach und gewohnheitsmäßig angebetet, nun aber fing ich an, sie in Wahrheit und mit ganzem Herzen zu verehren. Jede Nacht stand ich jetzt um Mitternacht auf, kniete nieder und verbrannte in einem Gefäß Weihrauch. Das tat ich fünf Jahre lang, jedoch ohne Erfolg. Meine innere Unruhe wurde nur noch größer.

Dann sagte man mir, ich müsse die „Göttin der Barmherzigkeit“ anbeten, um Frieden zu finden. So betete ich ein Jahr lang zu diesem Götzen,

aber wieder ohne Erfolg. Ich fragte mich immer wieder: „Wie bin ich, ein von Hause aus guter Mensch, nur in dieses Elend gekommen?“ In meinen jüngeren Jahren hatte ich mit Vorliebe Wahrsager befragt, die mir stets gesagt hatten, daß mein Schicksal ein gutes sein, und daß ich ohne Zweifel reich werden würde. Ich vertraute dann diesem glücklichen Schicksal und hoffte zuversichtlich darauf, reich zu werden. Ein Wahrsager hatte mir gesagt, im Alter von 36 Jahren werde mir ein großes Glück begegnen. Deshalb glaubte ich auch ganz bestimmt, daß ich in meinem 36. Lebensjahre reich werden würde. Als jedoch das ersehnte Jahr gekommen war, begegnete mir kein Glück, sondern im Gegenteil, meine Mutter starb, und ich selbst erkrankte an einer schweren Krankheit. Als ich einen Wahrsager um Aufklärung darüber bat, sagte er, ich müsse mich bezüglich der Stunde meiner Geburt geirrt haben. (Man gibt nämlich einem Wahrsager das Jahr, den Monat, den Tag und die Stunde der Geburt an. Daraus ergeben sich acht Schriftzeichen, nach denen der Wahrsager die Zukunft der betreffenden Person voraussagen will.) Als ich diese Erklärung hörte, verlor ich allen Mut. Der Kummer meines Herzens wurde immer größer, und es schien alles finster um mich her zu sein.

Dann hörte ich, daß ein englischer Missionar, namens Sutton, in der nördlichen Hinterstraße eine Prediathalle eröffnet habe. Eines Tages ging ich dorthin und kaufte ein Büchlein. Es war die „Apostelgeschichte“. Ich ging nach Hause und, nachdem ich, wie gewöhnlich, Opium geraucht hatte,

las ich in dem Büchlein. Die Geschichte von der Ausgießung des Heiligen Geistes in Kapitel 2, Vers 1 bis 4 fand ich besonders fesselnd und wunderbar. Jedoch beschäftigte ich mich nicht weiter damit.

Um jene Zeit besuchte mich ein Freund aus Schanghai, der nach Singhwa gekommen war, um Geschäfte zu machen. Als ich ihn eines Morgens zum Frühstück in ein Teehaus eingeladen hatte, fragte er mich nach meinem Wohlergehen. Ich teilte ihm mit, daß es mir viel schlechter ergehe als in früheren Jahren, und daß ich sehr mühselig und friedelos sei. Darauf erwiderte er, daß neuerdings in Schanghai ein „Bund vom Roten Kreuz“ gebildet worden sei, dessen Mitglieder den wahren Frieden des Herzens zu besitzen schienen. Auf meine Frage nach den Regeln und Aufnahmebedingungen des „Roten Kreuzes“ wußte mir mein Freund jedoch keine Antwort zu geben. Deshalb versuchte ich nach eigenem Plane ein Mitglied zu werden. Zu Hause angekommen, schnitt ich mir nämlich ein Kreuz aus rotem Papier aus, das ich auf ein Brett klebte, um es täglich anzubeten.

Eines Tages machte ich mich auf den Weg zum nördlichen Stadttor, um bei einem dort wohnenden Kunden eine Rechnung einzuziehen. In Gedanken versunken und von Kummer geplagt, achtete ich nicht auf den Weg und befand mich bald vor dem Osttore, anstatt vor dem Nordtore. Als ich dann in eine Seitenstraße einbog, um nach dem Nordtore zu gelangen, führte mich mein Weg an der Predigthalle vorbei, wo gerade Versammlung gehalten wurde. Da ich viele Leute in dem Saale

versammelt sah, ging auch ich hinein und setzte mich nieder, um der Predigt zu lauschen. Missionar Sutton sprach über Matthäus 11, 28: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühjeligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. Er erklärte, daß dieses Beladensein sich nicht auf eine äußerlich sichtbare Last beziehe, sondern auf die Sündenlast, die das Herz eines Menschen beschwere und es mit Kummer und Sorgen erfülle. Er führte dann aus, daß die Sünden der Menschen in Götzendienst, Betrug, Habsucht, bösen Gedanken und aller Art von Ungerechtigkeit bestehen. Als ich das hörte, erkannte ich, daß ich täglich solche Sünden begangen hatte. Bisher hatte ich mich für einen guten Menschen gehalten, aber nun fühlte ich, daß ich ein großer Sünder war. Bald hörte ich aber auch, daß der Herr Jesus mich, den Sünder, geliebt, und daß Er meine Sünden am Kreuz getragen habe, damit ich nicht verloren gehen, sondern ewiges Leben haben möchte. An jenem Abend fühlte ich, daß Gott zu mir persönlich redete. Seine Worte drangen in mein Herz ein, wie der Tau des Himmels in das durstige Land. Heute weiß ich, daß ich durch jene frohe Botschaft von neuem geboren worden bin. Dank der Gnade Gottes, die mich vom Tode zum Leben geführt hat, befinde ich mich jetzt auf dem Wege zur himmlischen Herrlichkeit.

Meine Befehrung ging jedoch stufenweise vor sich. Der erste Schritt des Glaubens war der, daß ich meine Hausgötzen, wie den „Küchengott“, den „Gott des Reichtums“ und den „Gott des Schicksals“ zerstörte. Auch brach ich mit dem Ahnenkultus, sowie mit aller Wahrsagerei und Zauberei

und sonstigen abergläubischen Gebräuchen. Dem Herrn Jesus gebührt aller Dank dafür, denn Er hat mir die Kraft dazu dargereicht. Von nun an besuchte ich regelmäßig die Versammlungen zum Gebet und zur Betrachtung des Wortes Gottes. Obgleich ich gewissermaßen Frieden gefunden hatte, fehlte mir doch noch die rechte Freude des Heils. Ich fühlte, daß ich kein Recht hatte, Gebetserhörungen von Gott zu erwarten, weil ich noch nicht mit meinen bösen Gewohnheiten des Liegens und Opiumrauchens gebrochen hatte. Wenn die Brüder in der Versammlung mich fragten, ob ich noch immer Opium rauche, so pflegte ich zu sagen: „Nein, ich rauche fast gar kein Opium mehr“. Das war aber die Unwahrheit.

Während wir zur Wortbetrachtung versammelt waren, fragte mich Herr Sutton einmal: „Was würden Sie tun, wenn Sie eine giftige Schlange in Ihrem Hause fänden?“ Ich antwortete, daß ich ein solch gefährliches Tier totschiagen würde. Darauf entgegnete Herr Sutton: „Nun, der Opium in Ihrem Hause ist giftig wie eine Schlange!“ Ein anderes Mal fragte er mich: „Was würden Sie mit einem tollen Hunde machen, wenn Sie einen solchen in Ihrer Wohnung hätten?“ Ich erwiderte, daß ich ihn schleunigst totschiagen würde. „Ganz recht,“ sagte er, „aber der Opium ist ebenso gefährlich wie ein toller Hund.“ So oft er auf diese Weise mit mir redete, wurde ich traurig und verstummte. Einmal fragte ich Herrn Sutton, ob er mir vielleicht ein Mittel gegen die Opiumsucht verschreiben könne, und wieviel Geld ein solches kosten würde. Er erwiderte, daß die Befreiung von

diesem Laster mit Tausenden von Gold und Silber nicht zu erkaufen sei, aber daß ich sie als Antwort auf meine Gebete umsonst erlangen könne. Dies verstand ich zunächst nicht, sondern ich bat Herrn Sutton, es mir zu erklären. Er sagte dann, daß der Herr Jesus mich von dieser Knechtschaft befreien könne, wenn ich Ihn ernstlich darum bitten würde. Das wollte ich aber nicht glauben, denn ich hatte schon vielerlei Mittel versucht und war doch nicht von dem Laster des Opiumrauchens befreit worden. Wie sollte ich denn durch einfaches Beten geheilt werden können?

Als ich an diesem Tage nach Hause ging, sagte ich bei mir selbst: „Wie sonderbar, daß dieser englische Missionar sich um mich, eine für ihn vollkommen fremde Person so kümmert! Und doch zieht er sich mein Opiumlaster so zu Herzen, als wenn es ihn persönlich angeinge. Weder meine Mutter, noch meine Frau oder meine Brüder und Freunde haben jemals so zu mir geredet wie dieser Mann.“ Da plötzlich wurden die Augen meines Herzens aufgetan, und ich erkannte, daß der Herr Jesus mich liebte.

Der zweite Schritt zu meiner Errettung war der, daß ich im Vertrauen auf den Herrn den Entschluß faßte, nie mehr Opium zu rauchen. Nun wandte ich mich wirklich in Buße und Glauben zum Herrn Jesus, und von der Zeit an fühlte ich, daß ich der Knechtschaft des Teufels, der mich all die vielen Jahre hindurch gebunden hatte, entronnen war. Durch das kostbare Blut Jesu war ich aus Gnaden erlöst worden und hatte Frieden, Freude und Genesung gefunden. Wie gern besuchte

ich jetzt die Versammlungen, und wenn ich betete, so hatte ich die Zuversicht, daß Gott meine Gebete hörte. Täglich las ich Gottes Wort und schmiedete in reichem Maße, daß der Herr gütig ist. Preis und Dank sei dem Herrn Jesus dargebracht, daß Er mich, den Sünder, gerechtfertigt und heilig und tadellos vor Gott hingestellt hat! Nun war mein Herz wahrhaft glücklich. Nachdem ich ein und ein halbes Jahr lang die Versammlungen regelmäßig besucht hatte, wurde ich getauft und zum Wahl des Herrn zugelassen.

In einer Nacht hatte ich einen eigenartigen Traum. Ich sah vor mir ein wunderschönes dreistöckiges Haus. Als ich eingetreten war, ging ich die Treppe hinauf und dann an der anderen Seite eine Treppe hinunter. Dort sah ich eine Grube mit stinkendem Schlamm vor mir. Ich wollte umkehren, aber der Weg war mir abgeschnitten. So blieb mir nichts anderes übrig, als durch den Schlamm zu waten. Ich fürchtete mich gar sehr. Kein Mensch war weit und breit zu sehen. Dann setzte ich mich auf die Erde, um erst meine Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Plötzlich hörte ich unter mir die Stimmen vieler Leute rufen, daß ich auf ihren Köpfen sitze. „Wenn du alter Tropf uns nicht bald Antwort gibst,“ rief man mir zu, „so schlagen wir dich tot!“ Erschreckt bat ich die Leute um Verzeihung, da ich sie doch nur unbewußt beleidigt habe, und watete dann schleunigst durch den Schlamm, einer trodenen Stelle zu. Dort erblickte ich zu meiner großen Freude Herrn Hutton, der da stand und mich erwartete. Wir gingen dann zusammen einen schönen, hellen Weg entlang.

Diesen Traum fand ich sehr wunderbar und glaubenstärkend. Ich danke dem Herrn Jesus aufs neue dafür, daß Er mich von der ewigen Verdammnis befreit hatte. Dann gefiel es Gott, meinen Glauben durch schwere Prüfungen zu erproben. Kurz nachdem ich getauft worden war, starb nämlich meine Schwiegermutter, einige Tage später eines meiner Kinder und zuletzt auch noch meine Frau. So blieb ich mit fünf minderjährigen Kindern (zwei Söhnen und drei Töchtern) zurück, ohne jemand zu haben, der mir meinen Haushalt geführt hätte. Obgleich ich auf den Herrn vertraute, befand ich mich immerhin noch im Leibe der Schwachheit und war sehr von Kummer niedergebeugt. Herr Sutton tröstete mich immer und flehte beständig zum Herrn, daß Er mich leiten und aufrecht erhalten möge.

So führte mich der Herr wieder einen Schritt weiter auf dem Pfade des Glaubens. Er ließ mich mehr von Seiner unendlichen Liebe erfahren, so daß ich sicher in Seinen Armen ruhen konnte. Er hat mich im Glauben gestärkt, so daß ich nun alles vermag in Dem, der mich kräftigt. Ich hatte freilich meine Kinder zu ernähren und zu erziehen, aber ich warf die ganze Last auf Gott, anstatt mich selbst damit zu quälen, und Er hat wunderbarlich für uns gesorgt. Im Haushalt wie im Geschäft durften wir Seinen Beistand in reichem Maße erfahren. Jetzt bin ich nach Leib und Seele in Christo reichlich gesegnet. Der Herr Jesus ist mein Leben, mein Heiland, meine Freude, meine Zuversicht, mein Trost und mein Hirte, so daß ich Gott dienen kann mit Frohlocken.

Ein gläubiger Vater sollte jeden Tag mit den Seinigen Hausandacht halten. Leider hatte ich viele Jahre lang nicht genug geistliche Kraft, um dies in meinem Hause zu einer Regel zu machen. Ich flehte dann zum Herrn, mir die nötige Kraft darzureichen, und Er hat mein Gebet erhört. Seit dem chinesischen Neujahrstage, im fünften Jahre der Republik (1916), versammle ich jeden Morgen und Abend meine Familie und die Nachbarn, die willig sind zu kommen, zum Gebet und zum Lesen des Wortes Gottes. Das ist Speise für unsere Seelen und gibt uns hienieden schon einen Vorgeschmack der himmlischen Freuden.

Möchten die lieben Leser meine einfache Ausdrucksweise entschuldigen, da ich nur Handwerker bin! Der Zweck dieser Zeilen ist nur, für den Herrn Jesus Zeugnis abzulegen, der mich errettet hat.

Ein schlimmer Meeresbewohner

(Zum Titelbild)

Es ist eine gefährliche Begegnung, die da unten auf dem Meeresboden stattfindet. Zwei Taucher sind eifrig beschäftigt, die Schätze eines gesunkenen Schiffes zu heben. Plötzlich wird der eine von den Armen eines Riesenkraken, der in einer Felspalte verborgen auf Beute gelauert hat, gepackt und umschnürt. Wehe ihm, wenn es ihm nicht gelingt, das Tier mit seinem scharfen Dolch zu töten! Die Arme des Kraken sind sehr fest und muskulös, dabei dehnbar und sehr beweglich. Sie sind mit Saugnäpfen besetzt, vermöge deren die Tiere ihre

Beute derart fest an sich saugen, daß bei dem Versuch, sie ihnen abzunehmen, eher der ganze Arm abreißt, als daß der Versuch gelingt. Wenn man hört, daß die Arme des Kraken unter Umständen eine Länge von neun und zehn Metern erreichen, so wird man gern glauben, daß dieses Tier auch dem Menschen recht gefährlich werden kann. Im allgemeinen sind solch große Tiere ja eine Seltenheit. Die meisten von ihnen erreichen wohl kein hohes Alter und deshalb auch nicht die Größe, daß sie dem Menschen gefährlich werden können, denn sie haben viele Feinde, darunter vor allem den Menschen selbst. In Italien findet man die Fischmärkte besetzt mit ihnen, und besonders das Fleisch der jungen Tiere ist sehr begehrt.

Der Krake ist ein listiger und gieriger Räuber. Er versteht es, sich so auf dem Meeresgrunde einzunisten, daß die Fische und Krabben, von denen er sich hauptsächlich nährt, nichts von ihm bemerken. Lauernnd sitzt er in seinem Versteck. Sobald sich ein Beutetier nähert, verläßt er vorsichtig seinen Platz, stürzt sich pfeilgeschwind auf sein Opfer, umstrickt es mit den Armen und hält es dann mit den Saugnäpfen fest. Darauf drückt er es an den Mund, der mit einem starken Hornschnabel bewaffnet ist, und spritzt ihm einen Giftstoff in die Kiemen oder irgendeine Öffnung, der das Tier betäubt und tötet.

Die Eier der Kraken ist so groß, daß sie ihnen selbst zur Gefahr wird. In ihrer Gefräßigkeit stürzen sie nämlich auf an der Angel gefangene Tiere ihres eigenen Geschlechts und werden so mitgefangen.

Bei der Betrachtung des Kraken fallen neben den langen Armen vor allem die großen Augen auf. Sie sind bei manchen Arten so groß, daß ihr Gewicht 25 Prozent des Körpergewichts erreicht. Das Sehvermögen der Tiere ist entsprechend groß.

Ich sprach vorhin von der List des Kraken. Wie groß sie ist, beweist die Tatsache, daß er Steine zusammenschleppt, um sich hinter ihnen zu verbergen. Auch ist beobachtet worden, daß ein Krake einen Stein zwischen die sich öffnenden Schalen einer Muschel geschoben hat, um sie ohne Gefahr und in Ruhe herausfressen zu können.

Die List, Kraft und Gewandtheit des Kraken machen ihn also zu einem furchtbaren Feinde für viele Meeresbewohner, ja, wie aus unserem Bild ersichtlich, selbst für den Menschen. Seine Eigenschaften rechtfertigen deshalb wohl einen Vergleich mit unserem großen Feinde — Satan. Vielleicht lächelt der eine und andere Leser über diesen Vergleich und denkt: „Der ist doch an den Haaren herbeigezogen“. Ich meine nicht. Lauert nicht auch Satan in dem Hinterhalt bis zu dem günstigen Augenblick, wo er an sein Opfer herankommen und es umstricken kann? Und hält er das, was er einmal gefaßt hat, nicht mit schier unwiderstehlicher Gewalt fest? Die Umschnürung wird immer fester und verderblicher, und wie versteht er es, seine giftigen Pfeile zu schießen oder, was noch schlimmer ist, das Gift in kleinen, aber wirksamen Dosen einzutröpfeln, das Gift, das zur Betäubung und zu schließlichem Verderben führt! Der Mensch sucht nach Schätzen, der eine — und das ist die große Mehrzahl — nach materiellen, der andere nach geistigen. Gerade

dieses Suchen aber bietet Satan gute Gelegenheit, sich an ihn heranzumachen und ihn mit seiner List zu umgarnen. Da tut Wachsamkeit not, aber auch noch anderes: gute Waffen. Woraus die Waffen für diesen gefährlichen Kampf bestehen, das wird uns im letzten Kapitel des Epheserbriefes gesagt. Es ist hier nicht Zeit, darüber zu reden. Ein jeder kann diesen Abschnitt in seiner Bibel finden. Möge er ihn sorgfältig lesen, und möge er vor allem die bezeichneten Waffen auch benutzen! Nur so wird er den Anläufen des Bösen den nötigen Widerstand entgegenzusetzen vermögen. Vor allem der Brustharnisch der Gerechtigkeit, der Schild des Glaubens, der Helm des Heils und das Schwert des Geistes sind wichtige Stücke dieser göttlichen Waffenrüstung, die jeder Gläubige nie ablegen, in deren Gebrauch er sich vielmehr üben sollte, damit jeder Angriff des gefährlichen Feindes ihn gerüstet finde.

Du und dein Nachbar

Wie habe ich im vorigen Jahre mein Gärtchen sorgsam gepflegt und bearbeitet, wie habe ich besonders über jedes Unkrautpflänzchen gewacht und sie alle rechtzeitig entfernt, ehe sie blühten und Samen trugen! Und nun, da alles wieder grünt und wächst, Welch eine Fülle von Unkraut schießt wieder auf allen Beeten hervor! Aber ich ahnte es ja, daß es so kommen würde. Denn als im goldenen Herbst mein Gärtchen abgeerntet und höchst sauber dalag, standen im Nachbargarten die Disteln und anderes Unkraut

mannshoch, und der Wind trug die kleinen Samenkörner mit den weißen Federchen herüber in mein Gärtchen, und all meine Mühe des Unkrautausrottens war vergebliche Arbeit.

Um des lieben Friedens willen will ich dem sonst getreuen und hilfsbereiten Nachbar darob nicht zürnen. Er sieht es ja jetzt auch ein, welche Unkrautfülle ihm sein Versäumnis eingebracht hat, und ist fleißig dabei, des Unkrautes Herr zu werden. Aber ich denke dabei noch an so manches andere Unkraut, das uns aus des lieben Nachbars Garten herübergetragen wird, und das wieder auszurotten uns Mühe macht. Tritt da kürzlich unser noch nicht vierjähriges Söhnlein, nachdem es aufgehört hat zu regnen, in des Hauses Hintertür, sieht die Regenlachen stehen, und aus dem kleinen Munde kommt der erstaunte Ausruf: „O Jesses nee, nee! Das viele Wasser!“ Wir sind sprachlos, wissen aber gleich, woher das nie über unsere Lippen gekommene Wort stammt, denn nicht nur einmal habe ich die liebe Frau Nachbarin auf solchen Mißbrauch des Namens des Herrn Jesus aufmerksam gemacht; leider noch immer vergeblich.

Und kurz darauf mußten wir die für Elternherzen so betäubende Erfahrung machen, daß unser Kind auch lügt. Wieder fragten wir uns, wie das möglich sei. Befleißigen wir uns doch der Wahrheit in allen Dingen, besonders auch unserm Kinde gegenüber. Und wie erinnert uns der kleine Mund allezeit an jedes Wort und jedes noch nicht erfüllte Versprechen! Und wieder müssen wir uns die Antwort bei den Nachbarn holen. Sie haben auch Kinder, und daß Kinder manchmal nicht

folgen wollen und ihren eigenen Willen haben, das weiß jedermann. Und Nachbars Kinder machen davon keine Ausnahme. Wie oft haben wir es da hören müssen, daß sie mit allerlei Versprechungen und falschen Vorspiegelungen zum Gehorsam gebracht werden sollen: „Komm, Vater hat das oder das mitgebracht“ — und Vater hat gar nichts mitgebracht oder ist noch gar nicht einmal zu Hause! So werden sie belogen, und nicht lange dauert es, da lügen sie sich untereinander etwas vor — und unser Junge lügt nun auch, weil er alltäglich mit ihnen spielt.

Doch genug davon. Gewiß haben manche, die dies lesen, ähnliche oder noch viel schlimmere Erfahrungen gemacht; denn es soll gar viele böse Nachbarn in der Welt geben, darum auch Doktor Martin Luther schon in seiner Erklärung zur vierten Bitte im Gebet des Herrn die guten und getreuen Nachbarn unter die Gottesgaben rechnet, um die wir fleißig bitten sollen. Aber eins bedenke noch zum Schluß: Du bist der Nachbar deines Nachbarn. Wohl dir, wenn er dir kein Ärgernis gibt und allezeit Frieden zwischen euch herrscht! Aber gib du ihm auch keine Ursache, über dich zu seufzen, sondern sei ihm und den Seinigen allezeit ein gutes Vorbild und ein Säemann, der nur guten Samen in sein Herz und Haus hineinträgt! Das wirst du werden, wenn in deinem Herzen und deinem Hause der gute Same des Wortes Gottes aufgegangen ist und Frucht bringt in einem geheiligten, gottgeweihten Leben.

G. S.

Heldentum

In der heutigen Zeit, wo der Eigennutz eine Rolle spielt wie wohl nie zuvor, wo jung und alt im Trachten nach Geld und irdischem Gut sich verzehrt, tut es doppelt wohl, von Menschen zu hören, für die das Irdische nicht das am meisten Erstrebenswerte ist, die einen anderen Reichtum wertschätzen als den, der im Besitz von Geld und Gut besteht. Die folgende Erzählung berichtet von einem solchen Menschen. Es ist die Geschichte eines jungen Helden, nicht bekannt und nicht genannt, von dem wir aber alle lernen können. Doch sei sie vor allem für die mitgeteilt, die das Wort unseres Herrn und Heilandes: „Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber seine Seele einbüßte?“ bisher nicht verstanden haben.

„Nein, Marie, da bin ich anderer Ansicht. Deine lieben, einfältigen Fischerleute sind durchweg ganz schlaue, geriebene Gesellen, die kein anderes Ziel kennen, als Geld zusammenzuschrappen. Geh mir weg mit ihrem sogenannten Heldenmut! Sie mögen ja „Heldentaten“ verrichten, aber gewiß nur dann, wenn für sie was dabei herauskommt.“

So sprach in scharfem Ton Jan Hartjen zu seiner Schwester.

„Alles, was du da sagst, Jan, ist bloße Theorie,“ versetzte Marie, kaum imstande, ihre Enttäuschung zu meistern, „aber ich hoffe, daß du selbst im Grunde nicht daran glaubst.“

„Oho! Diese Hoffnung begrabe getrost! Zum Beweise, daß ich meine, was ich sage, mache ich

dir folgenden Vorschlag: Ich zahle fünfundzwanzig Gulden für irgend einen guten Zweck, sobald du mir einen Fischer, ob jung oder alt, vorstellst, der meine Theorie über den Haufen wirft.“

„Das Anerbieten nehme ich an,“ rief Marie rasch. „Und ich bitte dich hiermit, auf der Stelle mit mir einen Fischer in Noordwijk*) zu besuchen.“

„Einverstanden! Aber verlaß dich darauf, ich werde ihm gründlich auf die Zähne fühlen, ehe du das Geld kriegst.“

Die beiden jungen Leute machten sich auf den Weg. Sie hatten eine Stunde zu gehen, aber das Wetter war schön, und die Wege waren gut. So war es eine Lust, zu wandern.

„So, hier also wohnt dein Held,“ sagte Jan, als Marie an die Tür eines kleinen Hauses klopfte.

„Ich habe nicht gesagt, daß er ein Held wäre,“ entgegnete Marie ruhig. „Ich wollte dir nur einen Fischer, ob alt oder jung, zeigen, der deine Theorie über den Haufen werfen wird.“

„Deswegen nur keine Sorge, Kind! Meine Theorie ist nicht so leicht über den Haufen zu werfen,“ versetzte Jan hochmütig.

In diesem Augenblick wurde die Tür von einem alten Mann geöffnet.

„Gott segne Sie, mein Kind!“ rief der Fischer, als er die Besucherin erkannte.

„Habt Ihr Platz für zwei, Willen? Ich hab' jemand mitgebracht, der die Fischer kennen lernen will.“

„Er soll mir herzlich willkommen sein,“ erwiderte der Alte. „Bitte, kommt herein!“

*) Schön gelegenes holländisches Dorf und Seebad.

Das Zimmer, in das die jungen Leute geführt wurden, war nett und gemütlich. In der Mitte stand ein runder Tisch und an einer Seite eine Art Sofa. Drei oder vier Blumentöpfe schmückten die Fensterbank. An den Wänden hingen Bilder aus dem Seeleben.

„Was ist denn das?“ rief Jan, als sein Blick auf ein Ruder fiel, das zwischen den Bildern an der Wand hing. „Hat das was Besonderes zu bedeuten?“

„Dieses Ruder bedeutet für mich mehr, als ich in Worten ausdrücken kann,“ entgegnete der Alte fast feierlich. „Es gibt für mich keines seinesgleichen.“

„Dann ist's also nicht zu verkaufen?“ fragte der junge Mann, indem er ein Auge zukniff und seiner Schwester einen bezeichnenden Blick zuwarf.

„Ich will Ihnen die Geschichte des Ruders erzählen,“ sagte der alte Mann ernst. „Sie können dann selbst darüber urteilen, ob es mit Gold aufgewogen werden kann.“

„Das ist recht. Erzählen höre ich gern, und Fischer sind ja dafür bekannt, daß sie schöne Geschichten zu erzählen wissen.“

„Stört Euch nicht an ihn, Wilsen,“ warf Marie ein. „Mein Bruder ist ein Spottvogel, aber er meint es nicht so schlimm. Erzählt ihm, bitte, die Geschichte!“

„Fräulein, ich nehme nichts übel, was nicht böse gemeint ist,“ versetzte der Fischer freundlich.

Er erzählte.

„Zehn Jahre sind es nun her, daß ich das Ruder zuletzt gebraucht habe. Ich wohnte damals

auf Texel. Eines Abends spät wollten wir zum Fang ausfahren. Es war eine dunkle Nacht, und das Meer war unruhig. Aber das konnte uns nicht zurückhalten, da im übrigen das Wetter günstig war für den Fang.

Wir hatten nur ein leichtes Boot, aber meine Jungen waren vertraut damit. Das Boot war ihr Bett und ihr Spielplatz gewesen seit manchem Jahr. Wir waren in dieser Nacht zu Fünfen. Piet, der Älteste, war fast sechs Fuß lang, breit und schwer, dabei aber flink und gewandt. Er kannte keine Furcht. Albert, der zweite, war einen Kopf kleiner, auch weniger kräftig gebaut, aber mutig wie ein Löwe. Tom, der dritte, war kein Freund vom Seefahren. Sie müssen wissen, das Meer hat eine eigenartige Schönheit, und die hatte Tom nie erkannt. Zum Schluß war noch Wim da. Er war Schiffszimmermann. Sie können es mir glauben, lieber Herr, es gab nichts, was unter seinen Händen nicht geraten wäre, er mochte anfassen, was er wollte.

Die Frau und ich nahmen sie mit aufs Wasser, als sie noch ganz klein waren, und jeder von ihnen war stolz, wenn er sagen konnte: „Heut' hab' ich die „Frau Anna“ ganz allein gesteuert“.

In jener Nacht nun waren wir alle zusammen an Bord. Drei waren mit den Netzen beschäftigt, und einer half mir an den Segeln. Es war Albert. Er war ein stiller Junge. Stundenlang konnte er arbeiten, ohne ein Wort zu sprechen. Er hatte einen guten Verstand und wußte viel mehr als wir alle. Dies hier ist sein Buch. (Mit diesen Worten griff der Erzähler nach einer verschliffenen,

braun eingebundenen Bibel und zeigte sie seinem Besucher.) Wenn Sie im Neuen Testament nachschlagen wollen, werden Sie eine Reihe Stellen finden, die mit Blei angestrichen sind. Er hat viel in der Bibel gelesen, vor allem alles, was sich aufs Meer bezog. Er war keiner von denen, die ihre Gefühle zeigen, und einen hohen Dünkel hatte er auch nicht. Ich weiß noch gut, wie verlegen er aussah, als er einmal zu mir sagte: „Ich glaube, Vater, ich bin eigentlich ein Feigling!“

Doch ich wollte Ihnen die Geschichte jener Nacht erzählen. Wie ich Ihnen sagte, war das Meer recht unruhig, aber wir hofften, einen guten Fang zu tun, und wir Fischer müssen stets die Gelegenheit wahrnehmen. Die Frau dachte anders, aber die Frauen sind immer bang, wenn unsereins aufs Meer fährt, und so achteten wir nicht darauf. Die Jungen gaben ihr einen Kuß, — das taten sie intmer vor jeder Fahrt — und zuletzt küßte sie Albert. Die beiden verstanden sich gut. Sie begriff ihn stets.

„Sorg' für deinen alten Vater!“ sagte sie zu ihm.

„Ja, ja, Mutter.“ Mehr sagte er nicht. So machten wir uns guter Dinge auf den Weg.

Wir segelten vor dem Wind. Nach einiger Zeit drehten wir bei und warfen das Netz aus.

„Wir werden einen guten Fang tun, Vater,“ sagte Piet. Das sah er am Meer. Aber Albert schaute zum Himmel empor und schüttelte den Kopf. „Wir müssen voran machen,“ meinte er. „Es gibt Sturm.“

„Hast du Angst?“ fragte Tom.

„Nein, aber laßt uns machen, daß wir die

Neze voll kriegen, denn es gibt Sturm. Darauf könnt ihr euch verlassen.“

Er hatte recht. Das Meer wurde immer unruhiger, so daß Wim die Segel reffen mußte.“

Der Erzähler machte eine Pause.

„Haben Sie schon mal eine unruhige See gesehen, Herr?“ fragte er seinen Besucher.

„Nein, ich habe auch kein Verlangen danach. Ich bin eine Landratte und kann mir nicht denken, daß der Anblick mir gefallen würde.“

„Das Leben würde mehr Wert für Sie haben, wenn Sie mal so was gesehen hätten.“

Jan zuckte die Achseln.

„Mag sein. Immerhin glaube ich, daß mit solchen Redensarten viel Unfug getrieben wird.“

„Nun, da mögen Sie wohl recht haben, lieber Herr. Ich dachte eben nur an jene Nacht, wo ich alle meine Jungen bei mir hatte im Boot. Meinen Vater, meinen Großvater und viele meiner Verwandten hatte die See verschlungen. Wie würde es mir, wie meinen Söhnen ergehen?“

Wieder machte der Alte eine Pause.

„Ich hatte indessen nicht Zeit,“ hob er auf neue an, „lange meinen Gedanken nachzuhängen.“

„Einholen, einholen!“ rief Piet. „Schon lang haben wir keinen so guten Fang mehr getan.“ Es war so. Die Neze waren zum Zerreißen voll, und so waren wir trotz Sturm und Regen recht vergnügt, denn wir hatten Geld nötig.“

Abermals schwieg der Alte. Ein Ausdruck tiefer Trauer legte sich über die wetterharten Züge, und seine Augen bekamen einen feuchten Glanz.

„Die Neze sind nie ans Land gekommen,“

fuhr er leise fort. „Das Fräulein hier hat mich oft die Geschichte erzählen hören. Der Sturm trieb seinen Spott mit unserm Mut. Unser Boot — wie es gekommen ist, ist mir nie recht klar geworden — schlug um, füllte sich mit Wasser und sank. Alles geschah in einem Augenblick. Ich sah meine drei Söhne, Piet, Tom und Wim, untergehen in den Wellen, und dann verschwand auch Albert. Ich sank ebenfalls, aber ein Ruder — das, welches dort hängt — trieb auf mich zu. Ich bekam es zu fassen und konnte mich über Wasser halten. Schon dachte ich, ich wäre allein noch am Leben, da sah ich Albert auf mich zuschwimmen. Er konnte beinahe nicht mehr. Er sah, wie ich mich an dem Ruder festhielt, und da wußte er, daß es für ihn keine Rettung mehr gab. Das Ruder konnte uns nicht beide tragen. Da sagte er, so ruhig, als ob er mir „Guten Morgen“ gewünscht hätte: „Nun, Vater, dann gehe ich eben!“ Damit sank er unter. Dort auf dem Ruder können Sie den Vorgang lesen. Darunter steht sein Name und sein Alter. Er starb für seinen alten Vater. O mein Sohn, mein Sohn!

Was hernach geschehen ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Man hat mich irgendwo aufgefischt, als ich, mich an das Ruder klammernd, umhertrieb auf der weiten See.

Meine Frau hat ihre Jungen noch zwei Jahre überlebt. Ihr Herz lag schon längst begraben in der Tiefe des Meeres. Das Ruder hat sie in der Hand gehalten, als sie starb. Glauben Sie mir jetzt, lieber Herr, wenn ich Ihnen sage, daß es nicht mit Gold aufgewogen werden kann? Nichts,

was diese Welt mir bieten könnte, wiegt die Erinnerung auf an die Liebe meines Jungen, der in der Kraft des Lebens ohne Angst und Furcht in den Tod ging, um das Leben seines Vaters zu retten. Ich bin seitdem auch ein anderer geworden, und ich verstehe heute besser als damals, wie es kam, daß Albert, der von Natur nicht mutig war, in der Stunde, als es darauf ankam, sich betrug wie ein Held. Wissen Sie, lieber Herr, was die Ursache war? Ich will es Ihnen sagen: Er hatte Gott im Herzen, und er wußte, daß er im Leben und Sterben das Eigentum seines Heilands war. Diese Gewißheit macht mutig, und das ist etwas, was Sie für kein Gold dieser Welt kaufen können.“

Der junge Mann sah beschämt vor sich hin.

„Vergebt mir, Willen,“ sagte er dann, „die Art und Weise, in der ich vorhin zu Euch gesprochen habe. Ihr habt mir heute eine ernste Lehre erteilt.“ Marie erhob sich. „Lebt wohl, Willen!“ sagte sie herzlich. „Morgen wird Euch ein kleines Geschenk zugehen. Es kommt Euch vielleicht gut zu statten in diesen teuren Zeiten.“

„Nehmt's von mir an,“ fügte Jan hinzu, indem er dem alten Mann warm die Hand drückte. „Um Alberts willen!“

„Mutter, ich will mich aufmachen!“

Der Sohn einer Witwe verließ das Elternhaus und führte draußen, fern der Heimat, ein wüstes, sündiges Leben. Er trieb es immer schlimmer, bis Gott ihm schließlich Halt gebot und

ihn krank werden ließ. Der Arzt, in dessen Behandlung er sich begab, sagte, er werde wohl nur noch einige Wochen zu leben haben. Da geriet der junge Mann in große Angst. Er schrieb seiner tiefbekümmerten Mutter, bekannte ihr die ganze Wahrheit und fragte an, ob er nach Hause kommen dürfe, um dort zu sterben.

Die Mutter schrieb nicht zurück. Statt dessen aber fuhr sie mit dem nächsten Zuge zu ihrem armen Sohn. Sie betrat sein Zimmer, in welchem es wüst und unordentlich aussah. Ihr Sohn lag im Bett. Er erwartete nur noch den Tod. Sie ging auf ihn zu und küßte ihn. Er sagte traurig: „Tu's nicht, Mutter. Ich bin zu schlecht, als daß du mich küssen dürftest.“ Aber die Mutter küßte ihn wieder und wieder, und aus ihren Augen träufelten die Tränen auf seine bleichen Wangen.

Dann sah sie sich im Zimmer um und holte seine Kleider hervor. Sie legte ein reines Hemd über den Stuhl, der beim Feuer stand, stellte seine Schuhe an den Ofen, und über einen anderen Stuhl legte sie seinen Rock. Dann bürstete sie seinen Hut, und er sah, wie eine Träne auf seinen Rock fiel, als sie merkte, wie fadenscheinig dieser war. Mit erstickter Stimme schluchzte er: „Mutter, was machst du?“

Nachdem alles bereit war, trat sie wieder an sein Bett, sah ihn, durch Tränen lächelnd, an und sagte: „Mein Junge, wir gehen nach Hause. Der Wagen, der mich hergebracht hat, wartet vor der Tür.“

„Nach Hause, Mutter? Nach Hause? Das ist doch sicher ein Traum!“

„O nein, mein armer Junge, das ist kein Traum. Du gehst mit mir, um dein Heim und um Gott zu finden.“

Sie half ihm beim Ankleiden, bereitete ihm schnell eine Tasse Tee, und nachdem er sie getrunken hatte, sagte sie:

„Nun, mein Junge, laß uns gehen! Lehne dich fest an mich, dann wird's schon gehen.“

Als sie so miteinander die Treppe hinabstiegen, sagte er:

„Mutter, es ist gerade so, wie wenn der liebe Heiland das verlorene Schaf heimholt. Es ist mir so, als wäre ich im Himmel, nun, da ich sehe, daß du deinen bösen Sohn noch lieb hast.“

Im Elternhause angekommen, sah er, daß sein Schlafzimmer fertig gemacht war für ihn. Da weinte er bitterlich. Nach einer Weile kam die Mutter, setzte sich neben ihn ans Bett und streichelte ihm das Haar, als ob er ein kleines Kind wäre. Er sagte zu ihr:

„Mutter, wenn Gott mich so liebt, wie du es tust, dann könnte ich Ihn um Vergebung bitten, um Jesu willen, der für Sünder gestorben ist.“

Sie antwortete:

„Weißt du, eine Mutter möchte vielleicht noch ihr Kind vergessen, obgleich es nicht wahrscheinlich ist. Wenn aber eine schwache Mutter ihr Kind nicht vergessen kann, sollte da der treue Gott dich vergessen? Nein, mein lieber, armer Junge, wir lesen in Seinem heiligen Wort, in der Geschichte vom verlorenen Sohn, daß der Vater — das ist Gott, du weißt es selber — kein Wort über des Sohnes Sünde verlor, als dieser zu Ihm zurück-

kehrte, sondern daß Er ihm entgegenlief, ihm um den Hals fiel, ihn küßte und dann heimbrachte.“

Da rannen aufs neue die Tränen über des jungen Mannes Wangen.

„Mutter,“ sagte er, „ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Seine Liebe hat mein Herz gebrochen. Ich will Sein werden.“

Ein Telegramm von Gott

Vor etwa anderthalb Jahren, so erzählt ein junger Mann, war ich als Telegrafbeamter angestellt. Ich war damals in einer tief niedergedrückten seelischen Verfassung. Sonntags lief ich fast den ganzen Tag umher, um etwas zu hören, das mir helfen könnte, aber ich kam nicht zur Ruhe.

So befand ich mich eines Montagmorgens wieder auf meinem Posten, trauriger und unglücklicher denn je. Wie Bergeslast lagen meine Sünden auf mir, und ich schrie zu Gott um Vergebung und Erbarmen. Ich fühlte, daß ich nahe daran war, den Verstand zu verlieren. Da begann mein Apparat zu arbeiten. Zuerst kam die Anschrift, und dann las ich folgende Worte: „Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt . . . in welchem wir die Erlösung haben durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen, nach dem Reichtum Seiner Gnade.“

Die Worte machten einen geradezu wunderbaren Eindruck auf mich. Wie ein Ertrinkender nach dem rettenden Seil, so griff ich nach den Worten „Lamm Gottes“, „Erlösung“, „durch Sein Blut“, „Vergabung“, „Reichtum Seiner Gnade“. Ich nahm sie

an, als wären sie für mich allein geschrieben worden. An jenem Montagmorgen hat es sicher auf der ganzen Erde keinen glücklicheren Menschen gegeben als mich.

Die Worte waren an eine Frau gerichtet, die, wie ich, in großer Seelennot war, und diese Not in einem Brief einem gläubigen Bekannten geklagt hatte. Damit sie schnell eine Antwort bekäme, hatte der Betreffende das Telegramm gesandt, und durch Gottes gnädige Fügung durfte ich es zuerst lesen.

Wie ich später erfuhr, ist die junge Frau ebenfalls durch das Telegramm zum Heiland geführt worden und hat durch den Reichtum Seiner Gnade dieselbe Vergebung der Vergehungen erfahren wie ich.

Schöpfung und Offenbarung

Die weite Schöpfung ist mein Gotteshaus,
Da tritt mir Gottes Herrlichkeit entgegen
In sanftem Säuseln und im Sturmgebraus
Und in der Ahrenfelder goldnem Segen.
Im Walde rauscht's um mich wie Orgelklang.
Der Vogel singt mir frohe Morgenlieder.
Und schweift mein Blick am Sternenzelt entlang,
Geht mir ein heil'ger Schauer durch die Glieder.

Wohl dir, wenn sich die Herrlichkeit des Herrn
In Seiner Schöpfung dir hat kundgegeben,
Und du es ahnest, daß dir Der nicht fern,
Durch Den wir leben, um in Ihm zu leben.
Doch Seine Allmacht nur gibt so Er kund.
Und ohne höh're Offenbarung bliebe
Verhüllt dir Seines Wesens tiefster Grund:
Gerechtigkeit und Heiligkeit und Liebe.

Julius Sturm.

Verlag R. Brockhaus, Elberfeld

Samenkörner // Jahrgänge

in geschmackvollen Originalbänden

Jahrgang 1918. 1919 je 75 Pf. Grundzahl*)
„ 1920 - 22 „ M. 1.- „

Samenkörner-Halbjahrgänge

Geschmackvoll kartoniert

Halbjahrgang 1919 I u. II je 30 Pf. Grundzahl
„ 1920 - 22 I u. II je 20 Pf. „

Saat und Ernte

Noch vorhanden sind:

Band 2 Der Vater Tim
„ 11 Der Husar wider Willen
„ 12 Der Sohn der Alpen
„ 16 Aus Henry Arnaud's Heldenleben
„ 19 Aus Nacht zum Licht
„ 22 Mit Gott wollen wir Taten tun
Gebunden je M. 1.- Grundzahl*)

In neuer Auflage ist erschienen:

Andrae

Ein königlich Kind

Kart. 50 Pfg., geb. 75 Pfg. Grundzahl

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler (z. Z. 2000) vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Inhalt:	Seite
Befreiung aus Knechtschaft	85
Ein schlimmer Meeresbewohner	95
Du und dein Nachbar	98
Heldentum	101
Mutter, ich will mich aufmachen	108
Ein Telegramm von Gott	111
Schöpfung und Offenbarung	112

Preise und Zahlungsbedingungen für die Zeitschriften im Jahre 1923

Der Preis für die Zeitschriften wird monatlich festgesetzt. Jedes Heft erhält seinen Preis, der die Versandkosten in sich schließt, aufgedruckt. Auf diese Weise sieht jeder Besteller ohne Mühe, was er monatlich zu zahlen hat. Mit der Annahme der Hefte verpflichten sich die zahlungsfähigen Bezieser zur Einzahlung der fälligen Beträge, sei es vierteljährlich oder besser noch monatlich, auf das Postscheckkonto des Verlags Köln 15639. (Zahlkarten sind bei jeder Postanstalt erhältlich.)

Es wird gebeten, jedesmal auf mindestens ein Vierteljahr fest zu abonnieren und in der Zwischenzeit möglichst nicht abzubestellen.

Für die Schweiz (jährlich) fr. 3.—

In der Schweiz bestelle man bei
Herrn C. Widmaier
Schaffhausen
Vordergasse

In Amerika bei
Mr. Anton Weise
Paterson N. J.
233 North 7th Street

Gedruckt bei H. u. W. Brockhaus, Elberfeld, Baustraße 47.

Samenkörner

407. Heft / Mai 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld, Postfach 227

Preis dieser Nummer Mk. 160.—

Zur Verteilung werden empfohlen:

Evangeliums // Hefchen

achtseitige (Nr. 101 " 124)

Der sterbende Kapitän / „Zwei sind für mich gestorben.“ / „Wissen Sie das sicher?“ / Die letzte Warnung / Kein Unterschied / Das einzige Heilmittel / Der bedeutungsvolle Strich / Johannes drei, sechzehn / „O diese lange, schwarze Liste!“ / „Jenes eine Wort.“ / Der unbekannte Gott / Die kleine Sängerin / „Wo geht's dann hin?“ / Es ist genug / Geheilt / Endlos / „Um eurerwillen arm.“ / „Suchet, und ihr werdet finden.“ / Bewarnt / Draußen

Preis M. 10. — Das Hundert zu M. 1000. —

Evangeliums // Hefchen

sechzehnseitige (Nr. 126 " 144)

„Ich habe nie etwas Böses getan.“ / Be-
rettet / „Ich gehe verloren!“ / Die Bibel in der
dunkeln Laube / „Es will nicht sinken!“ / Mar-
garete oder: Das Kleid der eigenen Gerechtigkeit /
Was Gott tut / Schneewasser / Die beiden Alexander /
Umsonst / Zwei Spaziergänge / Endlich gefunden /
Beinahe / „Jetzt oder nie!“ / Beinahe ein Mör-
der, und dennoch . . . / Ein Gesetzes-Übertreter /
Offene Türen / Der kostbare Schatz / „Einst hätte
es vielleicht sein können.“

Preis M. 15. — Das Hundert zu M. 1500. —

Frei geworden

Es ist schon eine Reihe von Jahren her. Vielleicht ist das, was ich erzählen möchte, dem einen und anderen Leser bekannt. Doch es gibt Geschichten, die man mehr als einmal mit Nutzen lesen kann, und ich hoffe, daß das bei der meinigen auch der Fall ist.

Der Held meiner Erzählung ist ein ehemaliger wohlhabender Handwerker, der irgendwo im Bergischen Land wohnte. In der Zeit, da meine Geschichte anhebt, war er ein weitbekannter Mann. Als Vorsitzender des Sozialistenbundes hatte er es nämlich verstanden, sich durch flammende, begeisternde Reden Geltung unter denen zu verschaffen, die gleich ihm einen Freiheitsstaat gründen wollten, in welchem Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrschten. Freilich mußte Hermann (in Wirklichkeit hieß der Mann anders) seinen Ruhm teuer bezahlen! Die häufigen Beratungen, die zur Förderung der Freiheitsache notwendig waren, und die natürlich nur beim Bierglase stattfinden konnten, auch viel Zeit in Anspruch nahmen, brachten manchen Nachteil für sein Geschäft mit sich. Aber das achtete er nicht. War einmal der erträumte Zukunftsstaat mit all seinen Herrlichkeiten errichtet, dann würde es ja reichen Ersatz geben für alles, was er jetzt einbüßen mochte.

Daß sein Vermögen eher ab- als zunahm, war aber nicht die einzige Folge der vielen neuen Pflichten. Hermann, der auf dem Wege zur Freiheit zu sein meinte, wurde in Wahrheit mehr und mehr ein Gebundener. Es blieb nicht beim Biertrinken; es kam dahin, daß er ohne ein gewisses Maß Branntwein täglich nicht mehr leben konnte, obwohl es selten geschah, daß er zu viel trank. Nach außen hin blieb er dabei ein geachteter Mann, ein Führer des arbeitenden Volkes. An den Gott der Bibel glaubte er selbstverständlich nicht. Das hätte zu dem übrigen schlecht gepaßt. Irgend ein höheres Wesen mochte es ja geben. Warum auch nicht? Auch Jesus wollte er gelten lassen, aber selbstredend nicht als den Sohn Gottes, sondern als den Idealmenschen, als einen der Ihren, dessen Ziel schon vor zweitausend Jahren der Zukunftsstaat gewesen war.

So gingen die Jahre dahin. Sie brachten Hermann zwar keine äußere Not, aber doch manches Unangenehme. Die Zeiten waren nicht besser geworden. Die geschäftlichen Sorgen, die ihn oft drückten, waren der beste Beweis dafür. Dazu kam eine ernste Krankheit seines einzigen erwachsenen Sohnes. Wenn er an Gott geglaubt hätte, würde er sicher mit Ihm gehadert haben. Aber Gott bestand ja nicht für ihn, und so mußte er sein Schicksal mit dumpfem Groll tragen.

Aber wenn Hermann auch nicht nach Gott fragte, so dachte Gott doch an ihn. Er redete auf folgende merkwürdige Art mit ihm.

Länger als eine Woche hatte Hermann aus einem ihm selbst unerklärlichen Grunde Nacht für

Nacht nicht einen Augenblick Schlaf finden können. Er war infolgedessen überaus ermattet. „O, diese langen, schrecklichen Nächte!“ seufzte er manchmal, „und dabei kein Schlaf, keine Ruhe!“ Der Arzt war ratlos. Seine Mittel schlugen nicht an.

Eines Morgens, wiederum nach einer schlaflos verbrachten Nacht, stand der arme Mann am Fenster und schaute zu dem wolkenlosen Himmel empor. Da kam es unwillkürlich über seine Lippen: „Wenn es nun doch einen Gott gäbe! Der müßte sich über dich erbarmen und dir Schlaf geben.“

Die nächste Nacht konnte er schlafen, und zwar so fest und gut, daß er am folgenden Tage mit frischer Kraft an die Arbeit gehen konnte. Jedem, der mit ihm in Berührung kam, fiel die Veränderung auf.

Die zweite Nacht ging es ebenso. Noch ehe Frau Hermann sich zu Bett legte, hörte sie bereits die regelmäßigen Atemzüge ihres Mannes. Er wurde erst wach, als der Tag längst angebrochen war.

Am dritten Morgen hatten gar die hellen Sonnenstrahlen Mühe, den Schläfer zu wecken. Erst gegen neun Uhr erwachte er, als seine Bandstühle schon lustig klapperten. Er schalt sich selbst einen Langschläfer. Während er sich anleidete, hieß es plötzlich in ihm: „Wenn es nun doch einen Gott gäbe! Der müßte sich über dich erbarmen und dir Schlaf geben.“

Die Erinnerung war ihm äußerst ungemütlich. Bis dahin war kein Gefühl des Dankes in ihm wach geworden. Aber die Sache war doch recht merkwürdig. Sollte es denn wirklich einen Gott

geben, der die Menschen beobachtet, ihre Lage kennt und sich um sie kümmert? Diese Fragen ließen ihn nicht mehr los. Oft genug hatte er sich im Kreise seiner Genossen als Atheist bekannt und spottend den Glauben an Gott als einen für jeden denkenden Menschen überwundenen Standpunkt erklärt. Aber jetzt? Er gab sich alle Mühe, den Gedanken an das Dasein eines lebendigen Gottes als eine Torheit zurückzuweisen, aber es gelang ihm nicht. Ein Pfeil aus Gottes Köcher hatte ihn getroffen. So oft er noch versuchte, im Kreise der Freunde Gott für abgeschafft zu erklären, hieß es in seinem Herzen: „Du lügst!“ Und wenn er fortan mit lachendem Gesicht und lustiger Rede bei Bier und Kartenspiel saß, sagte dieselbe Stimme: „Du bist ein Heuchler!“ Denn im Grunde seines Herzens war er tief unglücklich und voller Fragen und Zweifel.

Aufs neue folgten schlaflose Nächte, weit schrecklicher als die, welche er hinter sich hatte. Finstere Gedanken bemächtigten sich seiner. War es nicht das Beste, diesem qualvollen Dasein ein schnelles Ende zu machen? Dann hatte er Ruhe. Oder doch nicht? Gab es einen gerechten, heiligen Gott, dann gab es auch eine Abrechnung, und was mochte dann das Ende sein?

Es war kein Wunder, daß die seelischen Kämpfe des unglücklichen Mannes sich auf die Dauer nach außen hin bemerkbar machten. Zwar besuchte er noch immer die Zusammenkünfte der Genossen, aber er konnte nicht mehr so wie früher in ihre Lästerungen einstimmen. Seine Reden waren nicht mehr so voll heißenden Spottes wie ehemals. Die Ge-

nossen merkten bald, daß ihr Vorsitzender ein anderer geworden war. Sie begannen, ihn mit Mißtrauen zu betrachten. „Es stimmte nicht mehr mit ihm.“

Gesundheitlich ging es auch bergab. Seine grauen Haare fingen an weiß zu werden. Er wurde sichtlich magerer und fühlte sich müde und elend. Eines Morgens blieb er zu Bett. Der Arzt konnte nichts Besonderes finden. Die Organe waren alle in Ordnung. Es war eine Krankheit, bei der kein menschlicher Arzt helfen konnte.

So vergingen mehrere Wochen. Einige Christen am Ort hörten, daß Hermann krank sei. Gern hätte der eine und andere ihn besucht. Da aber seine Gesinnung zur Genüge bekannt war, fand längere Zeit niemand den Mut dazu. Eines Tages aber ließ es einem dieser Christen keine Ruhe mehr. „Du mußt den Mann besuchen,“ hieß es fortwährend in ihm. So machte er sich nach Feierabend auf den Weg zu Hermann, wenn auch mit klopfendem Herzen. Der Empfang seitens der Frau ließ an Herzlichkeit viel zu wünschen übrig, aber sie hatte doch nichts dagegen, daß Albert, der Besucher, zu ihrem Manne ging. Er unterhielt sich längere Zeit mit ihm.

Als er sich verabschiedete, bat der Kranke ihn, bald wiederzukommen. Albert versprach es gern. Nach acht Tagen saß er wieder neben dem Krankenbett, und ehe man sich's versah, drehte sich die Unterhaltung um die ewigen Dinge. Unter anderem erzählte Hermann seinem Besucher die Geschichte von seiner Schlaflosigkeit und wie Gott auf seinen Notschrei geantwortet habe.

„Dann hat Gott Ihnen also gezeigt, daß Er Notiz von Ihnen nimmt,“ bemerkte Albert. „Aber wissen Sie auch, Herr Hermann, daß man, um vor diesem Gott bestehen zu können, einen Heiland nötig hat?“

„Salt! Das sind Dinge, die ich nicht glauben kann.“

„Aber die Bibel sagt doch klar und deutlich, daß der Mensch versöhnt werden muß.“

„Was die Bibel sagt, ist für mich nicht maßgebend. Ich glaube nicht, daß sie Gottes Wort ist. Sie ist voller Widersprüche, und es stehen Dinge darin, die nicht hineingehören.“

„Ob Sie es glauben oder nicht, Herr Hermann, die Bibel sagt Ihnen und allen Menschen die Wahrheit.“

Mit diesen Worten stand Albert auf und empfahl sich.

Tage und Wochen vergingen. Albert kam nicht wieder, mochte der Kranke auch noch so ungeduldig nach ihm ausschauen. Er konnte das Gehörte nicht vergessen, und trotzdem er sich dagegen sträubte, verlangte er mehr darüber zu hören. Aber Albert kam nicht. Während Hermann nun überlegte, was zu tun sei, erinnerte er sich eines Mannes, mit dem er seit Jahren gut bekannt war, den er aber seines Glaubens und seiner Frömmigkeit wegen oft verspottet hatte. Er hieß Bernhard Müller und besaß in der Nähe ein kleines Spezereiwarengeschäft. „Laß Bernhard holen!“ hieß es in ihm. Gedacht, getan. Er rief seine Frau und trug ihr auf, Bernhard Müller zu ihm zu bitten. Die Frau war nicht wenig erstaunt.

„Was soll der denn hier? Du willst wohl auch fromm werden?“ meinte sie nicht ohne Spott.

Dennoch tat sie, wie der Kranke sie gebeten hatte, nahm ihren Korb an die Hand und ging zu Müllers.

„Nun sieh einer an!“ dachte der Spezereiwarenhändler ganz verwundert, als Frau Hermann in seinen Laden trat, „da kommt ja eine neue Kundin!“ Doch ließ er sein Erstaunen nicht merken, sondern wog ruhig die Ware ab, die die Frau verlangte. Aber er dachte doch immer wieder: Was mag die zu mir treiben? Da steckt gewiß etwas dahinter! Wie groß war jedoch sein Erstaunen, als Frau Hermann ihn, nachdem das Gefauste bezahlt und eingepackt war, mit stotternder Stimme bat, ihren Mann zu besuchen! Das war ja ganz rätselhaft.

Um allen Fragen ein Ende zu machen, begab Müller sich kurz nach Tisch auf den Weg zu Hermanns Wohnung. Es war ihm merkwürdig zumute, als er vor dem Hause stand, wo der Mann wohnte, den er bisher nur als Spötter und Gottesverächter gekannt hatte.

Er wurde freundlich empfangen.

„Meinem Mann geht es gar nicht gut,“ flüsterte Frau Hermann ihm zu, als sie ihn ins Krankenzimmer führte.

Ja, das konnte er sehen. Wie war der einst so kräftige, stattliche Mann verändert! Mit eingefallenen Wangen und weißen Haaren lag er da. Müller sah es mit tiefer Bewegung.

„Gut, daß du gekommen bist, Bernhard,“ hob Hermann an. „Du siehst, wie es mit mir steht.“

Ich bin krank und weiß nicht, was ich machen soll. Hier," damit legte er die Hand aufs Herz, „rumort es in einem fort, und doch kann der Arzt nichts finden.“

„Wenn es an der Lunge oder im Halse fehlt, so habe ich einen guten Tee daheim, der dir sicher helfen wird,“ versetzte Müller. „Aber ich fürchte, die Sache sitzt tiefer. Dein Herz ist krank.“

„Meinst du?“ fragte Hermann verwundert.

„Ja, davon bin ich überzeugt.“ Mit diesen Worten zog Müller ein Buch aus der Tasche, blätterte darin und las dann laut: „Aber die Gesezlosen sind wie das aufgewühlte Meer; denn es kann nicht ruhig sein, und seine Wasser wühlen Schlamm und Rot auf. Kein Friede den Gesezlosen! spricht mein Gott.“

Er ließ das Buch sinken und schaute den Kranken an. Wie wenn der Blik ins Haus gefahren wäre, flog dieser beim Hören der göttlichen Worte auf und rief: „Wo steht das?“

„In der Heiligen Schrift. Und nicht wahr, die Worte passen auch auf dich, August? Ich will den Vers noch einmal lesen. Er steht in Jes. 57, 20.“

Vorgebeugten Hauptes hörte der Kranke zu. Ja, es war so. Wie das aufgewühlte Meer, so tobte es auch da drinnen in seiner Brust, und dieses Toben brachten keine Medizin und kein Tee zum Schweigen. Und das andere stimmte auch. So wie das aufgewühlte Meer Schlamm und Rot emporbringt, so war es bei ihm. Sein Inneres war voller Schmutz und Unreinigkeit. Deshalb gab es auch für ihn keinen Frieden.

Müller sah wohl, welcher einen Eindruck das gelesene Wort auf den Kranken gemacht hatte. Dem Worte Gottes noch etwas hinzuzufügen, hätte die Wirkung nur schwächen können. So schloß er sein Buch, erhob sich und überließ mit kurzem Gruß den Kranken sich selbst.

Lange lag Hermann in tiefem Nachdenken da. Mit einemmal fing er bitterlich an zu weinen. Das Gefühl seiner Sünde und Schuld wurde zu mächtig. Aus der Tiefe seines Herzens schrie er zu Gott. So fand ihn seine Frau.

„Aber, August, warum weinst du denn?“ fragte sie ganz bestürzt.

„O Frau! Schlamm und Kot! Schlamm und Kot! Kein Friede den Gesetzlosen!“

Die Frau erschrak aufs höchste. In der Meinung, ihr Mann sei nicht mehr bei Sinnen, begann sie ebenfalls zu weinen. Plötzlich lief sie aus dem Zimmer, kehrte wieder zurück und stellte mit den Worten: „Da, trink mal! Dann wird dir schon wieder anders werden!“ eine gefüllte Branntweinflasche auf das Tischchen neben dem Bett. Das war ein Mittel, das, wie Hermann mehr als einmal erprobt hatte, die Wirkung besaß, quälende Gedanken für eine Zeitlang zu vertreiben. Deshalb war er auch jetzt bereit, seine Zuflucht zu ihm zu nehmen. Bald lag er in festem Schlaf.

Mit schwerem Kopf wachte er wieder auf. Einen Augenblick mußte er sich auf das Borgefallene besinnen. Da tönten plötzlich aufs neue die schrecklichen Worte an sein Ohr: „Die Gesetzlosen sind wie das aufgewühlte Meer. Kein Friede den Gesetzlosen!“ Es war zum Rasendwerden. Also auch die

Wirkung des Branntweins versagte hier. Nein, es gab jetzt keinen anderen Ausweg mehr. Diesem Leben mußte ein Ende gemacht werden. In seiner Not sprang er aus dem Bett und rannte, ein Bild der Verzweiflung, im Zimmer auf und ab. In dieser Verfassung fand ihn der Spezereiwarenhändler Müller, den es wieder zu seinem alten Bekannten getrieben hatte.

„Nun, wie geht's?“ erkundigte er sich freundlich.

„Wie soll's gehen? Schlecht. Mit mir ist nichts mehr los.“

„So—o?“ kam es langgedehnt aus dem Munde des Besuchers. „Das freut mich zu hören.“

„Was?“ fuhr der Kranke auf. „Wenn du nichts Besseres weißt, dann . . .“ Und während er in heftiges Schluchzen ausbrach, stieß er mühsam die Worte hervor: „O Gott, hast du denn kein Erbarmen, keine Gnade für mich?“

„Sicher,“ antwortete Müller. Damit nahm er sein Buch wieder zur Hand und las: „Kommt denn und laßt uns miteinander rechten, spricht Jehova. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden“. Und: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“. (Jes. 1, 18; Matth. 11, 28.)

Ein schwerer Seufzer war die Antwort auf diese tröstlichen Worte. Ja, Ruhe, die hatte er nötig.

„Höre, August,“ fuhr Müller nach einer Pause fort, „du bedarfst eines Heilandes. Gott hat dir gezeigt, daß du schuldig bist. Du hast nicht

nach Ihm gefragt, im Gegenteil, du hast Sünde auf Sünde gehäuft und Gott oft herausgefordert. Was, meinst du wohl, hättest du verdient?“

Eine lange Pause trat ein. Es war ein furchtbarer Kampf, den diese demütigende Frage in dem Herzen des Kranken entfesselte. Endlich kam es stoßweise über seine Lippen: „Ich gehe ins Verderben. Ich bin verloren. Was soll ich machen?“

„Du kannst nichts machen,“ versetzte Müller. „Hast du nicht eben noch selbst gesagt, du seiest verloren? Aber hast du keine Bibel, August?“

Ja, eine Bibel war im Hause. Hermann hatte sogar in der letzten Zeit hie und da einen Blick hineingeworfen. Vordem hatte sich viele Jahre kein Mensch um sie gekümmert.

Die Bibel wurde geholt. Müller schlug das 19. Kapitel im Lukasevangelium auf, und indem er auf den 10. Vers deutete, sagte er zu dem Kranken: „Den lies, aber laut!“

Hermann folgte, gehorsam wie ein Kind, und las mit vernehmlicher Stimme: „Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist.“

„Lies die Worte noch einmal!“ gebot Müller. Der Kranke gehorchte und las nochmals die wenigen, aber so inhaltreichen Worte. Nachdem Müller dann noch einige Bemerkungen über das auf Golgatha vollbrachte Werk Christi gemacht hatte, verließ er den Kranken mit der sicheren Hoffnung, daß Gott Sein Werk in der Seele des einst so feindlichen Mannes vollenden werde.

Er täuschte sich nicht. Nachdem Hermann einmal etwas von dem kostbaren Inhalt des Wortes Gottes

kennen gelernt hatte, nahm er immer wieder seine Zuflucht zu ihm. Besonders die Erzählung von der großen Sünderin in Luk. 7 machte tiefen Eindruck auf ihn. Es gab allerdings noch schwere Kämpfe. Satan ließ sein Opfer nicht so schnell fahren. Eines Tages warf der Kranke sich in tiefer Herzensnot auf die Kniee und rief unter Tränen: „Herr Jesus, ich bin verloren. Erbarme dich meiner!“

In demselben Augenblick flog, wie er nachher oft erzählt hat, die Tür auf, die Fensterläden klapperten, und ein Windstoß fuhr durchs Haus, der so stark war, daß die Bilder an den Wänden sich bewegten und selbst einige Möbel von der Stelle gerückt wurden. Ganz bestürzt trat Frau Hermann ins Zimmer und fragte, was das sei.

„Ach, liebe Frau,“ rief Hermann, „ich habe den Herrn Jesus angerufen. Da ist der Teufel ausgezogen, und sieh, jetzt hab' ich Frieden. O liebe Frau, wie bin ich jetzt so glücklich!“

Oft habe ich Hermann diese merkwürdige Begebenheit erzählen hören. Wenn er mein ungläubiges Lächeln sah in Bezug auf das Geräusch im Hause, sagte er mit Nachdruck: „Es war so. Satan wollte nicht fort. Aber vor dem Herrn Jesus mußte er fliehen.“

Von diesem Tage an war der Kranke ein anderer Mann. Jeder, der zu ihm kam, erfuhr, wie glücklich er geworden war. Fortan war sein Haus ein Sammelpunkt gleichgesinnter Freunde, und da, wo man früher gespottet und gezecht hatte, erscholl jetzt manches Lied zur Ehre Gottes. Auch die Körperkräfte Hermanns kehrten rasch zurück.

Indes gab es noch eine Sache, die ihm zu schaffen machte. Er bat den Herrn, ihn auch davon zu befreien. Schon seit Jahren hatte er sich, wie so mancher Handwerker, daran gewöhnt, morgens und abends einen halben Schoppen Branntwein zu trinken, und wie wir wissen, hatte er auch außerdem der Flasche recht reichlich zugesprochen. Er sah ein, daß das nicht so weitergehen dürfe, aber er fühlte sich so kraftlos, der langjährigen Gewohnheit zu entsagen, daß er wieder ganz unglücklich wurde.

Eines Tages findet seine Frau ihn weinend in einer Ecke sitzen.

„Na,“ fragt sie, „geht die alte Geschichte wieder los?“

Er wirft ihr einen traurigen Blick zu, antwortet aber nicht.

Ha! denkt sie bei sich, ich will geschwind die Flasche holen. Das wird helfen.

Sie holt die Flasche und gibt sie ihm mit den Worten: „Trink mal! Dann geht's wieder gut.“

Er rührt sich nicht. Dann plötzlich kommt Leben in ihn. Er bittet seine Frau, das Fenster zu öffnen, nimmt die Flasche, wirft sie in weitem Bogen hinaus und sagt, tief aufatmend:

„So! Der Teufel möchte mich wieder in seine Klauen haben. Aber das soll ihm nicht gelingen.“

Von diesem Tage an trank er keinen Tropfen Branntwein mehr, und von da an konnte man wirklich von ihm sagen, daß er „seinen Weg mit Freuden zog“. Er war frei geworden, frei von der schweren Knechtschaft Satans, und hingelangt zur „Freiheit der Kinder Gottes“.

Wenig bleibt noch zu erzählen übrig.

Die letzten Jahre unseres Freundes, so dürfen wir Hermann jetzt wohl nennen, waren äußerlich nicht angenehm. Seine Frau starb. Er selbst war jahrelang leidend und konnte das Zimmer nicht verlassen. Ein ganzes Jahr mußte er das Bett hüten. Doch war er stets glücklich. Wenn wir uns über die Wege Gottes mit ihm unterhielten, sagte er oft unter Freudentränen: „Ich bin ein Wunder der Gnade,“ oder: „Ich bin ein Brandscheit, aus dem Feuer gerettet“. Fremden gegenüber legte er ein klares Zeugnis ab. Je näher das Ende kam, desto größer schien der Friede und das Glück seiner Seele zu werden. An seinem Sterbebett gab es kein Dunkel, keine Angst. Da war nur Licht und tiefer Friede.

„August, du gehst bald zu Jesu,“ sagte einer der um das Lager versammelten Freunde.

„O welche Freude, wenn ich noch in dieser Nacht zu Ihm gehen dürfte!“

Mit diesen Worten sah er uns der Reihe nach freundlich an. Dann trat ein triumphierendes Lächeln auf seine Lippen, und — er war eingegangen in die Sabbathruhe, die für das Volk Gottes bereit liegt.

Der Schiffsjunge von Havre

(Zum Titelbild)

Eine französische Brigg segelte an der Felsenküste der Bretagne hin, als ein fürchterlicher Sturm einsetzte. Der erfahrene Kapitän benutzte jedes ihm zu Gebote stehende Mittel, um das Fahrzeug dem felsigen Ufer fern zu halten.

Aber die Gewalt des Sturmes und der aufgewühlten Wogen war zu groß, um sein Vorhaben gelingen zu lassen. Das Schiff wurde den gefährlichen Klippen näher und näher getrieben.

Der furchtbare Kampf dauerte einen ganzen Tag. Der Kapitän gab seine Befehle, und die Mannschaft führte sie schweigend aus. Und doch waren die Seeleute sich klar, daß alle ihre Anstrengungen vergeblich waren. Immer heftiger blies der Wind aus Nordwest; immer wilder wälzten sich die schäumenden Wogen gegen das schwache Fahrzeug, als wollten sie es verschlingen. Das Gefürchtete trat endlich ein. Ein gewaltiger Stoß, eine heftige Erschütterung, verbunden mit einem ohrenbetäubenden Krachen, verkündeten Fahrgästen und Mannschaft, daß die Brigg festgerannt war. Sie wieder flott zu machen, war unmöglich. Trotzdem man das Unglück hatte kommen sehen, war der Schrecken, besonders unter den Fahrgästen, fürchterlich. Gellende Angstrufe mischten sich in das Heulen des Sturmes, und, wie es in solchen Stunden zu geschehen pflegt, alles warf sich auf die Kniee und schrie zu Gott um Hilfe und Rettung.

„Die Boote hinab!“ - befahl der Kapitän.

Dem Befehl wurde unverzüglich Folge geleistet, aber kaum hatten die Boote das Wasser berührt, als sie auch schon von den Wellen fortgerissen wurden. Jetzt verlor auch der Tapferste den Mut. Menschliche Hilfe schien völlig ausgeschlossen zu sein. Die gierigen Wogen forderten ihre Beute.

„Nur noch ein einziges Rettungsmittel bleibt uns übrig, Kinder,“ schrie der Kapitän den Matrosen zu. „Einer von uns muß versuchen, mit einer Leine

an die Küste zu schwimmen und eine Seilverbindung herzustellen. Nur so gibt es für uns noch eine Möglichkeit, ans Land zu kommen.“

„Unmöglich, Kapitän!“ wandte der Steuermann ein, auf die Brandung und die scharfen Klippen deutend. „Wer das wagt, ist ein verlorener Mann.“

„Nun, dann bleibt uns nichts übrig, als gemeinschaftlich zu sterben,“ versetzte der Kapitän ernst.

In diesem Augenblick drängte sich ein kleiner Mann durch die Reihe der stämmigen Matrosen und stellte sich dicht vor den Kapitän. Es war Jakob, der zwölfjährige Schiffsjunge, ein flinkes, oft tollkühnes Bürschchen, das wegen seines Mutes und seiner Dienstfertigkeit der rauhen Schiffsmannschaft ordentlich ans Herz gewachsen war.

„Nun, was gibt's?“ fragte der Kapitän.

„Dieser kleine Affe hier,“ versetzte ein Matrose, „will durchaus an die Küste schwimmen. Er ist so eigensinnig wie ein Maulesel und läßt sich um die Welt nichts sagen.“

Erstaunt blickte der Kapitän auf den Kleinen, der verlegen vor seinem Vorgesetzten stand. Er maß ihn von Kopf bis zu Füßen und sagte dann in barschem Ton:

„Unsinn! Wie kann solch ein Kind eine solche Riesenaufgabe unternehmen!“

Aber der mutige Jakob ließ sich so schnell nicht abweisen.

„Kapitän!“ erwiderte er fest, „einen tüchtigen Matrosen dürfen Sie freilich einer solchen Gefahr nicht aussetzen, aber auf einen kleinen Affen von Kajütenjungen kommt es nicht an. Binden Sie mir nur eine Leine um den Leib!“

„Ist der Junge ein tüchtiger Schwimmer?“ fragte der Kapitän.

„Er schwimmt wie ein Mal,“ versicherte ein Bootsmann.

„Ja, Kapitän, ich könnte die Seine hinaufschwimmen von Havre bis Paris,“ behauptete Jakob.

Der Kapitän zauderte. Wieder und wieder streiften seine Blicke den kühnen Knaben, der sich zu einem Wagnis bereit erklärte, vor dem der kräftigste Matrose zurückschreckte. Sollte er das Kind einem fast gewissen Tode preisgeben? Sein ganzes Inneres sträubte sich dagegen. Doch die Gefahr war so dringend, daß er endlich nachgab.

Ohne Säumen traf Jakob die nötigen Vorkehrungen. Doch bevor er sich Leine und Korkgürtel um die Brust binden ließ, wandte er sich noch einmal an den Kapitän.

„Da es möglich wäre, daß ich in den Wellen mein Grab fände, so habe ich noch eine Bitte, Kapitän, die Sie mir nicht abschlagen dürfen.“

„Gewiß nicht, mein Junge,“ erwiderte tief gerührt der Kapitän, der schon zu bereuen begann, nachgegeben zu haben. „Sprich, was hast du mir noch zu sagen?“

Der Knabe überreichte dem Kapitän zwei in ein Stück Stoff gewickelte Fünffrankenstücke.

„Kapitän,“ sagte er, „wenn mich die Fische auffressen und Sie und Ihre Leute wohlbehalten an Land kommen sollten, dann geben Sie doch dieses Geld meiner Mutter in Havre. Sagen Sie ihr auch, daß ich stets an sie gedacht und sie lieb gehabt habe, sie und meine Geschwister. Wollen Sie das tun, Kapitän?“

Die Worte klangen so rührend, daß der Kapitän tief erschüttert wurde. Nur mühsam vermochte er hervorzubringen:

„Recht gern, mein Sohn, wenn Gott mir das Leben läßt. Wenn du, was wir nicht hoffen wollen, um unsertwillen den Tod findest, wir aber lebend ans Land kommen, so soll deine gute Mutter während ihres ganzen Lebens keinen Mangel mehr leiden.“

„O, dann will ich gern alles tun, was in meinen Kräften steht,“ jubelte der Knabe. Dann eilte er an die andere Seite des Schiffes, um hier auf die Kniee zu sinken und Gott seine Seele für die Todesfahrt zu befehlen. Kurz darauf stand er, zum Sprunge bereit, auf dem Schiffsrand.

Da eilte der Kapitän herbei.

„Nein, nein,“ rief er, „wir dürfen es nicht gestatten, daß der Junge sich um unsertwillen in solche Gefahr begibt. Haltet ihn zurück! Ich tat unrecht, nachzugeben.“

„Es ist wahr, haltet ihn zurück!“ wiederholten mehrere Matrosen. „Es ist eine Schande für uns, daß ein Kind mehr Mut hat als wir alle. Haltet ihn zurück!“

Aber es war bereits zu spät. Jakob, der sah, was kam, machte allen weiteren Überlegungen durch einen Sprung ins Wasser ein Ende. Aller Blicke folgten ihm, und mancher der wetterharten Seeleute wischte sich eine Träne aus dem Auge, die er dem todesmutigen Schwimmer nachweinte.

Daß jedes Auge den waderen Jungen, von dem in dieser banger Stunde ihr aller Leben abhing, in den Wellen suchte, versteht sich von selbst.

Aber es war äußerst schwierig, in den brodelnden, sich überstürzenden Wogen etwas zu unterscheiden. Endlich glaubte das eine und andere geübte Auge bald hier, bald dort einen schwarzen Punkt zu entdecken, der gewöhnlich bald wieder verschwand und sich immer weiter entfernte. Ob das jedoch Wirklichkeit oder Einbildung war, vermochte niemand mit Bestimmtheit zu sagen. Schließlich war nichts mehr zu sehen, und alle beobachteten jetzt nur noch die Rolle, von der die Leine sich bald langsamer, bald schneller abwickelte. Zuweilen ging es sehr rasch. „Wackerer Kerl!“ hieß es dann. „Wie schnell er schwimmt!“ Dann wieder kam ein Stillstand, so daß man fürchten mußte, der arme Junge sei bereits von den Wellen verschlungen oder an den Felsen zerschmettert worden.

Die Zeit schien sich zu einer Ewigkeit auszu dehnen. Mit jeder Minute wuchs die fürchterliche Spannung. Gerade die Untätigkeit, zu der die auf dem Schiff Zurückgebliebenen verurteilt waren, vermehrte die Todesangst. Heftiger wälzten sich die Wogen gegen das Schiff, das, fast wie ein Sterbender ächzend, bei jedem Stoß zu zerschellen drohte. Die Schnur wurde immer noch abgewickelt. So schlich langsam, unsäglich langsam eine Stunde dahin.

Plötzlich aber fiel die Leine schlaff ins Wasser. Was war geschehen? War der Schwimmer nicht durch die Brandung gekommen? War es vielleicht nur sein Leichnam, den die Wogen ans Land geworfen hatten? In diesem entscheidenden Augenblick dachte jeder der Seeleute, vom Kapitän bis zum jüngsten Matrosen, mehr an das Schicksal des todesmutigen Knaben als an die eigene verzweifelte Lage.

Da wurde die Schnur heftig angezogen, noch einmal und wieder einmal. Es war das verabredete Zeichen, daß das Ziel erreicht war. Ein unbeschreiblicher Jubel brach los. Freudetrunken stürzten Matrosen und Passagiere einander in die Arme.

Doch das Werk war noch nicht vollendet. Noch befanden sie sich auf dem gebrechlichen Fahrzeug, das jeden Augenblick auseinanderbersten konnte, und die Küste war noch fern. Kein Augenblick war zu verlieren. An die Leine wurde ein Tau gebunden und auf ein Zeichen von den Küstenbewohnern, die Jakob hilfreich beigeprungen waren, ans Land gezogen und dort an geeigneter Stelle befestigt. Das Weitere, die Anbringung der Rettungsboje usw., war nicht mehr so schwierig. Einer nach dem anderen begab sich jetzt auf den immerhin nicht ungefährlichen Seilweg. Alle, Fahrgäste wie Mannschaften, erreichten glücklich den Strand. Der Kapitän war der letzte, der das Schiff verließ. Raum aber befanden sich alle in Sicherheit, da sahen sie auch das Fahrzeug auseinanderfallen und sinken.

Der kleine Jakob, dem nächst Gott alle ihre Rettung verdankten, wurde ernstlich krank. Die Anstrengung war doch zu groß gewesen. Auch hatte er sich an den Klippen stark verletzt. Der Körper war ganz mit Wunden bedeckt. Doch bei allen Schmerzen, die er aushalten mußte, war er überglücklich. Viele Menschenleben waren durch ihn gerettet worden. Seine geliebte Mutter erhielt ein Jahreseinkommen, das sie aller Sorgen enthob. Wunderbar hatte Gott seine Kindesliebe beantwortet und sein Gebet erhört.

Kuins Befehrung

Auf der holländischen Insel Vlieland lebte ein Mann, der allgemein unter dem merkwürdigen Namen „Kuin“ (sprich: Keun) bekannt war. Wie er mit seinem Familiennamen hieß, ist mir nicht bekannt; ich habe mich auch nie dafür interessiert. Wie aber habe ich mich gefreut, als die große Veränderung in seinem Leben eintrat, die uns die Gewißheit gab, daß sein Name im Buche des Lebens angeschrieben steht!

Als ich ihn kennen lernte, war Kuin bereits ein alter Mann, dabei aber gesund und kräftig. Sein Leben war keineswegs einwandfrei. Er war ein regelrechter Stranddieb, der jeden Tag am Strand umherlief und alles mitnahm, was er brauchen konnte. Was er fand, brachte er in einem Sack nach Hause.

In einer stürmischen Nacht war in der Nähe der Küste ein Schiff gestrandet. Bei dem Versuch, sich zu retten, war ein Mann ins Meer gestürzt, ertrunken, und die Brandung hatte seinen Leichnam ans Land gespült.

Am folgenden Morgen bot der sonst stille Strand ein belebtes Bild; denn wer laufen konnte, lief ans Meer, um das Braß zu besehen und zu hören, wie alles zugegangen war. Unter den Zuschauenden befand sich auch eine bekannte Malerin. Im Regenmantel und Südwester ging sie den Strand entlang und suchte einen passenden Platz,

um eine Skizze aufzunehmen. Das Schauspiel, das sich bot, war auch in der Tat bei aller Tragik großartig genug. Wilde, sich überstürzende Wellen, das gestrandete Schiff, daneben Fischer, die mit ihren Booten an das Brack heranzufahren, um aus dem Schiff zu retten, was noch zu retten war, und im Vordergrund am Strand der stille tote Mann!

Während die Malerin mit Skizzieren beschäftigt war, kamen ein paar Fischer, um die Leiche fortzuholen. Das paßte der Künstlerin schlecht. Ein sehr wichtiges Motiv für ihr Bild wurde ihr dadurch genommen. Unmutig schaute sie sich um. Da sah sie Ruin daherkommen. Ein Gedanke durchfuhr sie. Ruin mußte ihr helfen. Sie rief ihn an und fragte ihn, ob er sich etwas verdienen wolle.

„Das will ich schon,“ erwiderte er, „wenn ich kann.“

„Ja, Ruin, das könnt Ihr; die Frage ist nur, ob Ihr wollt.“

„Was soll's denn sein?“

„Nun, Ruin, da drüben hat eben eine Leiche gelegen.“

„Stimmt, es ist der arme Moor.“

„Was ich von Euch will, ist, daß Ihr Euch an die gleiche Stelle legt, wie wenn Ihr tot wäret. Wollt Ihr das tun? Es soll nicht lange dauern. Ich will Euch gut bezahlen, wenn Ihr mir den Gefallen tun wollt.“

„Warum nicht?“ versetzte Ruin. Damit warf er sich hin und blieb still liegen, bis die Malerin ihre Skizze vollendet hatte.

Wenige Tage nach diesem Vorgang kam ich auf die Insel. Ich hielt mich etwas dort auf und verkün-

digte an einem Abend den Fischern das Evangelium. Hinterher wurde mir gesagt, Ruin, der mir bereits bekannt war, sei auch unter den Zuhörern gewesen. Bei dieser Gelegenheit bekam ich auch die Geschichte zu hören, wie der alte Mann gelegentlich des Schiffbruchs als „Leiche“ am Strand gelegen habe. Das interessierte mich, und ich beschloß, ihn zu besuchen.

Am folgenden Morgen machten wir, — meine Gastwirtin begleitete mich — uns auf den Weg zu seiner Wohnung. Das Glück war uns hold. Wir trafen ihn daheim.

Ruin empfing uns freundlich, wenn er auch sicher über unseren Besuch erstaunt war. Er bot uns einen Stuhl an mit den Worten: „Es freut mich, daß Ihr zu mir kommt“.

Wir setzten uns, und ich begann ohne Umschweife:

„Wie man mir gesagt hat, Ruin, habt Ihr vor ein paar Tagen am Strand gelegen, als ob Ihr tot gewesen wäret.“

Er blickte mich unsicher an.

„Das stimmt,“ versetzte er dann, „aber was soll das? Durfte ich das nicht tun? War was Unrechtes dabei?“

„Nein, gewiß nicht, mir kam nur ein Gedanke dabei. Ich mußte daran denken, daß alle Menschen, die noch nicht bekehrt sind, die nicht an den Herrn Jesus glauben, aufs Haar Euch gleichen, wie Ihr da als Leiche am Strande liegt. Sie alle sind nämlich, wenn sie auch noch Leben in sich haben, vor Gott tot. Darf ich Euch einmal etwas vorlesen, Ruin?“

„Gewiß, Herr, lesen Sie nur! Sie müssen wissen, daß ich selber nicht lesen kann. Ich bin deshalb immer froh, wenn man mir etwas vorliest.“

„Dann paßt auf, Ruin! Ich lese eine Stelle aus einem Psalm von David, dem großen König Israels. Er sagt da: „Tue mir kund, Jehova, mein Ende, und das Maß meiner Tage, welches es ist, daß ich wisse, wie vergänglich ich bin! Siehe, Handbreiten gleich hast du meine Tage gemacht, und meine Lebensdauer ist wie nichts vor dir; ja, eitel Hauch ist jeder Mensch, der dasteht. Ja, als ein Schattenbild wandelt der Mensch einher.“ Diese Worte stehen im 39. Psalm. Sie sagen uns, daß der Mensch, ob reich oder arm, jung oder alt, gelehrt oder nicht gelehrt, wie ein Schattenbild einherwandelt. Als Ihr wie tot am Strand liegt, waret Ihr in Wirklichkeit nicht tot. Es schien nur so. Als die Malerin mit ihrem Bild fertig war, sagte sie Euch Bescheid, und Ihr standet auf. Der Schein wich der Wirklichkeit. So wird auch, aber dann vollkommen und für ewig, einmal allem Schein von Gott ein Ende gemacht werden. Dem Leibe nach leben wir heute, aber wie ich schon sagte, vor Gott ist der Mensch, der sich noch außer Christo befindet, tot. In 1. Joh. 5, 12 steht's zu lesen: „Wer den Sohn hat, hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht.““

„So habe ich es in meinem Leben noch nicht gehört,“ versetzte Ruin kopfschüttelnd.

„Und doch ist es so, lieber Freund. Hört nur, was der Apostel Paulus über diese Wahrheit schreibt: „Die Liebe des Christus drängt uns,

indem wir also geurteilt haben, daß einer für alle gestorben ist und somit alle gestorben sind". (2. Kor. 5, 14.) Das Sterben des Herrn Jesus verkündigt das Todesurteil über alle Menschen. Alle Menschen von Natur befinden sich vor Gott im Tode, und nur durch den Tod des Einen kann ihnen allen geholfen werden. Wer von ihnen an diesen freiwilligen Opfertod Jesu Christi glaubt, der kann mit glücklichem Herzen singen: „In deines Grabes Staube liegt meine Schuld bedeckt“. Die an den Herrn Jesus glauben, sind aus dem Tode in das ewige Leben übergegangen. So schreibt der Apostel an die Gemeinde zu Ephesus: „Gott aber, der reich ist an Barmherzigkeit, wegen Seiner vielen Liebe, womit Er uns geliebt hat, als auch wir in den Vergehungen tot waren, hat uns mit dem Christus lebendig gemacht“. Und nun, Ruin, will ich Euch einen guten Rat geben. Vor ein paar Tagen habt Ihr Euch der Malerin für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt als tot. Wollt Ihr Euch nicht jetzt als ein geistlich Toter vor Gott niederwerfen, wollt Ihr Ihm nicht Eure Schuld bekennen — einmal muß sie ja vor Ihm offenbar werden — und wollt Ihr Euch nicht im Glauben an den Herrn Jesus wenden, der sich in Seiner göttlichen Liebe als Mittler für uns in den Tod gegeben hat, auf daß wir durch Seinen Tod ewiges Leben empfangen möchten? Hört, ich bitte Euch, auf die Stimme des Wortes Gottes: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohn nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm“. (Joh. 3, 36.) Gestern abend waret Ihr in der Bibelfstunde. Wir alle haben

aufs neue vernehmen dürfen, wie der Räuber am Kreuz durch den Herrn Jesus begnadigt und ins Paradies gebracht wurde. Nun, was der Herr Jesus einst für jenen unglücklichen zum Tode Verurteilten war, das will Er heute für Euch sein, Ruin. Geht deshalb zu Ihm. Schüttet vor Ihm Euer Herz aus. Bekennt Ihm Eure Sünden. Erkennt Euch vor Ihm als tot in Euren Vergehungen, und Ihr werdet finden, daß Er Euer Retter, Euer Heiland und Euer Leben sein will.“

Der Mann war meinen Worten aufmerksam gefolgt. Als ich innehielt, blinkte eine Träne in seinen Augen. Er drückte mir die Hand und sagte: „Ich kann Ihnen nur danken für alles, was Sie mir da gesagt haben. Ich will darüber nachdenken und Ihrem Rat folgen.“

„Recht, Ruin; aber Ihr müßt mehr tun. Ihr müßt zum Herrn Jesus gehen. Darüber nachdenken ist gut, aber wenn Ihr nicht zu Ihm geht, so nützt's Euch nichts. Wenn jemand im Meer liegt und in Gefahr ist, zu ertrinken, und ein anderer schwimmt zu ihm, um ihm zu helfen, wird dann der Betreffende dadurch gerettet, daß er darüber nachdenkt?“

„Nein,“ lautete die Antwort, „er muß seinen Retter erfassen.“

„So ist es,“ versetzte ich, „und so müßt Ihr es auch machen.“

Nicht lange nach dieser Unterhaltung durfte ich zu meiner Freude vernehmen, daß Ruin wirklich in dem Herrn Jesus seinen Heiland gefunden hatte. Ein Jahr später ist er glücklich, in vollem Frieden, im Herrn entschlafen.

Treu

Es ist schon eine Reihe von Jahren her, daß folgendes sich in unserem deutschen Lande zugetragen hat, aber es redet auch heute noch zu Herz und Gewissen.

Ein Schmied nahm einen Mann als Gesellen an. Das Geschäft ging gut, und die Leute verdienten ein schönes Stück Geld. Der neu Eingestellte verstand sein Handwerk, und sein Meister war recht zufrieden mit ihm. Auch dem Gesellen gefiel es nicht schlecht in der neuen Umgebung. Aber als der Sonntag kam, mußte er genau so arbeiten wie an den Werktagen, denn der Meister wollte von Kirchengehen und dergleichen nichts wissen und verlangte, daß die Arbeit keine Unterbrechung erleide.

Nachdem der Neuling drei Sonntage nacheinander gearbeitet hatte, ging er eines Tages in des Meisters Wohnung und sagte:

„Meister, ich kann's nicht länger ohne Gottes Wort aushalten. Wenn ich jeden Sonntag durcharbeiten soll, bin ich an den anderen Tagen nur ein halber Mensch. Ich bitte Euch, gebt mir den Sonntag frei!“

Aber der Meister antwortete:

„Das geht nicht, besonders jetzt nicht, wo du die Aufsicht über die anderen Arbeiter erhalten hast. Wenn du fort bleibst, kommt schließlich kein Mensch mehr.“

Darauf versetzte der Gesell:

„Ich kann aber nicht ohne Gottes Wort sein. Daß ich nicht faul bin, wißt Ihr selbst. Wenn

ich aber des Sonntags arbeiten soll, dann muß ich gehen. Wozu bin ich denn ein Christ, wenn ich nicht einmal mehr einen Sonntag habe?“

Der Meister wollte seinem Gesellen eine spöttische Antwort geben. Als er aber in die ehrlichen Augen sah, sagte er:

„Meinetwegen lauf' in die Kirche, so viel du willst. Wenn aber eilige Arbeit da ist, die fertig werden muß, rechne ich auch Sonntags auf dich.“

Am nächsten Sonntag war im Ort wohl kein Mensch glücklicher als unser Freund. Aber am folgenden Samstag hieß es bereits:

„Heinrich, morgen hab' ich dich nötig, hörst du?“

„Gut, Meister!“ lautete die Antwort.

Als am Ende dieser Woche der Lohn ausbezahlt wurde, erhielt Heinrich 42 Mark. Aber er schob 6 Mark davon zurück und sagte:

„Nein, Meister, laut Absprache bekomme ich für den Tag 6 Mark. Es sind sechs Werkstage. Wenn ich am Sonntag arbeite, tue ich es nur, weil Ihr es verlangt, aber Lohn nehme ich nicht dafür.“

Der Schmied schaute seinen Gesellen erst groß und verwundert an. Dann kam ein sonderbarer Glanz in seine Augen, und seine Stimme klang bewegt, als er antwortete:

„Heinrich, von morgen ab bleibt die Schmiede des Sonntags geschlossen, es mag wenig oder viel Arbeit geben, und dein Wochenlohn bleibt 42 Mark.“

Von dieser Stunde an traten in der Schmiede am Tage des Herrn Hammer und Blasebalg nicht mehr in Tätigkeit, und der Meister hat keinen Schaden davon gehabt.

Verlag K. Brockhaus, Elberfeld

Samenkörner // Jahrgänge

in geschmackvollen Originalbänden

Jahrgang 1918. 1919 je 75 Pf. Grundzahl*)
" 1920 - 22 " M. 1. - "

Samenkörner Halbjahrgänge

Geschmackvoll kartoniert

Halbjahrgang 1919 I u. II je 20 Pf. Grundzahl*)
" 1920 - 22 I u. II je 30 Pf. "

Saat und Ernte

Noch vorhanden sind:

Band 2 Der Vater Tim
" 11 Der Husar wider Willen
" 12 Der Sohn der Alpen
" 16 Aus Henry Arnaud's Heldenleben
" 19 Aus Nacht zum Licht
" 22 Mit Gott wollen wir Taten tun
Gebunden je M. 1. - Grundzahl*)

In neuer Auflage ist erschienen:

Andrae

Ein königlich Kind

Kart. 50 Pfg., geb. 75 Pfg. Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler (z. B. 2500) vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

	Inhalt:	Seite
Frei geworden		113
Der Schiffsjunge von Havre		126
Kuins Bekehrung		133
Treu		139

Preise und Zahlungsbedingungen für die Zeitschriften im Jahre 1923

Der Preis für die Zeitschriften wird monatlich festgesetzt. Jedes Heft erhält seinen Preis, der die Versandkosten in sich schließt, aufgedruckt. Auf diese Weise sieht jeder Besteller ohne Mühe, was er monatlich zu zahlen hat. Mit der Annahme der Hefte verpflichten sich die zahlungsfähigen Bezieher zur Einzahlung der fälligen Beträge, sei es vierteljährlich oder besser noch monatlich, auf das Postscheckkonto des Verlags Köln 15639. (Zahlkarten sind bei jeder Postanstalt erhältlich.)

Es wird gebeten, jedesmal auf mindestens ein Vierteljahr fest zu abonnieren und in der Zwischenzeit möglichst nicht abzubestellen.

In der Schweiz bestelle man bei
Herrn C. Widmaier
Schaffhausen
Vordergasse

In Amerika bei
Mr. Anton Weise
Paterson N. J.
233 North 7th Street

Gedruckt bei G. u. W. Brockhaus, Elberfeld, Baustraße 47.

408. Heft / Juni 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld, Postfach 227

Preis dieser Nummer M. 270. –

Zur Verteilung werden empfohlen:

Evangeliums // Heftchen

achtseitige (Nr. 101 # 124)

Der sterbende Kapitän / „Zwei sind für mich gestorben.“ / „Wissen Sie das sicher?“ / Die letzte Warnung / Kein Unterschied / Das einzige Heilmittel / Der bedeutungsvolle Strich / Johannes drei, sechzehn / „O diese lange, schwarze Liste!“ / „Jenes eine Wort.“ / Der unbekante Gott / Die kleine Sängerin / „Wo geht's dann hin?“ / Es ist genug / Geheilt / Endlos / „Um euretwillen arm.“ / „Suchet, und ihr werdet finden.“ / Bewarnt / Draußen

Preis für hundert Stück 50 Pfennig (Grundzahl*)

Evangeliums // Heftchen

sechzehnseitige (Nr. 126 # 144)

„Ich habe nie etwas Böses getan.“ / Be-
rettet / „Ich gehe verloren!“ / Die Bibel in der
dunkeln Laube / „Es will nicht sinken!“ / Mar-
garete oder: Das Kleid der eigenen Gerechtigkeit /
Was Gott tut / Schneewasser / Die beiden Alexander /
Umsonst / Zwei Spaziergänge / Endlich gefunden /
Beinahe / „Jetzt oder nie!“ / Beinahe ein Mör-
der, und dennoch . . . / Ein Gesetzes-Übertreter /
Offene Türen / Der kostbare Schatz / „Einst hätte
es vielleicht sein können.“

Preis für hundert Stück M. 1. - (Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungs-
zahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler
(z. Z. 3000) vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Eine königliche Glaubensheldin

Im nordöstlichen Teile des Großen Ozeans, da, wo die Schiffahrtstraße zwischen Nordamerika und Australien herführt, liegen die Sandwich-Inseln. Mit ihren hohen Bergen, den steil ins Meer abfallenden Küsten und mit ihren fruchtbaren, gut bewässerten Landstrecken bilden sie die reizendste Gruppe der unter dem Namen Polynesien bekannten Inselwelt. Der berühmte Weltreisende Cook entdeckte die Inseln im Jahre 1778. Den Namen erhielten sie nach einem Gönner Cooks, einem Grafen Sandwich. Die größte der Inseln heißt Hawai. Auf ihr hat sich die Geschichte zugetragen, die ich jetzt erzählen möchte.

In der Zeit, als Cook die Inseln entdeckte, herrschte auf ihnen das Heidentum mit all seinen Greueln. Menschenopfer waren an der Tagesordnung. Grobe Unsittlichkeiten wurden schamlos verübt. Das Töten von Kindern nach der Geburt war nichts Seltenes. Die Priester führten ein willkürliches Regiment. Wenn sie irgend etwas für *tabu*, d. h. heilig, erklärten, durfte kein Mensch es mehr anrühren, auch der Eigentümer nicht.

Der erste König von Hawai, der den Götzendienst in seinem Land abzuschaffen versuchte, war Kamehameha II. Das geschah im Anfang des 19. Jahrhunderts und bemerkenswerter Weise zu einer Zeit, wo noch kein christlicher Missionar die

Insel betreten hatte. Die Folge war ein Bürgerkrieg. Die Priesterpartei suchte dem König Troß zu bieten, aber umsonst. Kamehameha setzte sich durch. Er starb, nebenbei bemerkt, einige Jahre später in London, seine Gemahlin ebenfalls.

Noch während der Regierung Kamehamehas kamen die ersten amerikanischen Missionare nach Hawai, und unter denen, die das Evangelium zuerst von Herzen annahmen, war die Königin Kapiolani.

Kapiolani herrschte selbständig über ein im Süden Hawais gelegenes Gebiet, aber unter Kamehamehas Oberhoheit. Trotzdem sie einem alten Königsgeschlecht entstammte, war sie wie die übrigen Eingeborenen eine unwissende, abergläubische Heidin. Sie war dem Trunk ergeben und hatte nach Landsgewohnheit mehrere Männer, denn auf den Sandwichinseln waren von jeher die Männer stark in der Überzahl. Das erstemal, als die Missionare Kapiolani sahen, saß sie auf einem Felsen und salbte sich mit Öl. Gott tat ihr das Herz auf, so daß sie sehr schnell die nie gehörte wunderbare Botschaft von dem Gott der Liebe annahm. Sie brach alsbald mit ihren heidnischen Gewohnheiten und entließ ihre Männer bis auf einen, Kaihe mit Namen, der ein berühmter Volksredner war. So echt frauenhaft wurde sie fortan in ihrem ganzen Wesen, daß sie sich die Achtung und Bewunderung von Eingeborenen und Fremden erwarb. Die Boten des Evangeliums hatten allezeit Zutritt in ihr Haus, wo sie mit ihnen beriet, was zu tun sei, um den sittlichen Tiefstand ihrer Untergebenen zu heben und ihnen das Evangelium zu bringen.

In ihrem Eifer, den Götzendienst aus dem Land auszurotten, ging Kapiolani in den heiligen Tempel von Keave und trug selbst die Gözenbilder heraus und stürzte sie in unzugängliche Felsklüfte. Auch wanderte sie selbst von Hütte zu Hütte, um ihr Volk in den Lehren des Christentums zu unterweisen. Sie scheute sich nicht, die Ärmsten und Kränksten zu besuchen, sie auf Christum hinzuweisen und ihnen auf alle Weise zu helfen. In der Nacht weckte sie manchmal ihre Frauen und forderte sie auf, mit ihr um die Befehrung ihres Mannes zu beten. Was aber Kapiolani zur Glaubensheldin von Hawai und ihren Namen weithin bekannt gemacht hat, ist dies: sie trotzte der Feuergöttin des furchtbaren Kilauea und brach ihre schreckliche Herrschaft.

Die Insel Hawai ist sehr vulkanisch. Auch ihre höchsten Erhebungen, die bis zur Alpenhöhe emporsteigenden Berge Mauna Kea (Weißer Berg) und Mauna Loa (Großer Berg), sind Vulkane. Der Vulkan Kilauea, der ziemlich im Süden der Insel liegt, ist viel niedriger, aber als Vulkan kommt ihm an Großartigkeit keiner der beiden anderen gleich. Reisende, die den Kilauea besucht haben, versichern, daß er der wunderbarste feuerspeiende Berg der Welt sei. Der Krater hat einen Durchmesser von beinahe fünf Kilometer und einen Umfang von zwölf Kilometer. Seine Oberfläche ist beständig in Bewegung, da er ganz mit kochender Lava gefüllt ist. Hohe Flammen schlagen häufig empor. Besonders des Nachts, wenn die tanzenden, bläulichroten Flammen ihr phantastisches Licht auf die dunklen Felswände des Kraterrandes

werfen, soll er einen schaurig-schönen Anblick von unendlicher Großartigkeit bieten.

Pele hieß die große Göttin, die diesen schrecklichen Feuersee zu ihrer Behausung erwählt hatte, und Pele's Zorn war gefürchtet auf Hawai. Ein schreckliches Verderben wartete dessen, der es wagte, den Vulkan zu besteigen. Furchtbar war aber auch die Rache, die nach Aussage ihrer Priester und Priesterinnen die Göttin an denen nehmen würde, die ihr etwa den Rücken fehrten. Mancher hätte vielleicht der freundlichen Stimme des Evangeliums Gehör geschenkt, wenn nicht die Furcht vor dem Zorn der großen Göttin ihn zurückgehalten hätte. Vor allem im Gebiet Kapiolani's war die Angst vor Pele's Zorn groß. Diejenigen, die in der Nähe des Vulkans wohnten, lebten völlig im Bann der schrecklichen Feuergöttin.

Da beschloß Kapiolani — es war im Dezember 1824 — durch eine kühne Tat ihr armes Volk von dem hartnäckigen Aberglauben an die Macht der Dämonen zu heilen. Ihr Plan war, die Missionare in der Küstenstadt Hilo zu besuchen, wo kurz zuvor eine Missionsstation errichtet worden war, und den Weg dahin quer über den Kilauea zu nehmen. Es war ein gefährvolles Unternehmen. Abgesehen von den Beschwerlichkeiten der langen, mühseligen Reise, die ganz zu Fuß gemacht werden mußte, da es damals weder Pferde noch Maultiere auf Hawai gab, war die Besteigung des Kraters mit unmittelbarer Lebensgefahr verbunden. Aber Kapiolani vertraute auf Dessen Macht, der sie aus der Gewalt Satans befreit hatte und stark genug war, sie in allen Gefahren zu behüten.

Daß ihre Absicht bei ihrer Umgebung auf Widerstand stieß, war natürlich. Nicht nur die Priester prophezeiten ihr die Rache der Götter und ein schreckliches Ende. Auch ihre besten Freunde waren besorgt, wie das Unternehmen auslaufen würde, und ihr Gemahl Naihe bat sie dringend, davon Abstand zu nehmen. Aber Kapiolani ließ sich nicht zurückhalten. Im Vertrauen auf ihren starken Helfer sprach sie: „Die Götzen sind nichts. Es gibt nur einen großen Gott, Jehova. Er wird mich vor Unheil bewahren.“ Als man sah, daß ihr Entschluß fest stand, fügte man sich, und achtzig Insulaner boten sich ihr als Begleiter an.

Während des Marsches zum Kilauea traten immer wieder Männer und Frauen aus der Bevölkerung an die königliche Reisende heran und baten sie, umzukehren und nicht den Zorn der Göttin herauszufordern. Aber umsonst.

In der Nähe des Vulkans angekommen, trat ihr eine Priesterin der Pele entgegen. Sie warnte die Königin, nicht die heiligen Grenzen in Trotz und Unglauben zu überschreiten, und drohte ihr mit der Todesstrafe, falls sie es doch tue. Aber die Königin schüttelte den Kopf zu den drohenden Worten.

„Wer bist du?“ fragte sie.

„Eine Priesterin. Die Gottheit wohnt in mir.“

„Was für eine Botschaft bringst du?“

Das Weib wiederholte ihre Drohungen und hielt ein Lappchen in die Höhe, das sie für ein Schreiben der Göttin erklärte.

„Lies es uns vor!“ gebot Kapiolani.

Diese Aufforderung schien der Priesterin recht

unbequem zu sein. Wenigstens weigerte sie sich entschieden, ihr zu folgen, aber die Königin ließ nicht nach. So mußte sie sich bequemen, das vermeintliche Schreiben der Göttin vorzulesen. Sie tat es, indem sie ein unverständliches Gemurmel hören ließ. Das sollte die Sprache der Götter sein.

„Genug!“ unterbrach die Königin sie. „Die Botschaft deiner Göttin können wir nicht verstehen. Aber ich habe eine Botschaft an dich von dem wahren Gott.“ Damit begann sie, dem Weibe von Jesu zu erzählen. Nach einiger Zeit ließ die Priesterin den Kopf hangen und erklärte, daß Pele's Kraft sie verlassen habe.

Dieser Zwischenfall gab der Königin neuen Mut, und zuversichtlichen Herzens setzte sie ihre Reise fort. Am Fuß des Berges traf sie einen der amerikanischen Missionare. Er hatte von dem Vorhaben der edlen Frau Kunde erhalten und war ihr entgegengeeilt.

Längs des Bergpfades, der zum Krater führte, wuchsen Ohelo-Beeren, die der Feuergöttin geweiht waren, und die kein Bewohner von Hawai ohne ausdrückliche Erlaubnis der Göttin durch ihre Priester essen durfte. Kapiolani störte sich nicht an das Gebot. Fest entschlossen, die Nichtigkeit des Götzendienstes auf alle Weise darzutun, aß sie frei von den Beeren.

Am Krater angekommen, stieg sie an den steilen Felsen zu den heißen Lavamassen hinab und drang sogar bis an den Rand des eigentlichen Feuersees, des Halemaumau, vor. Der Boden zitterte unter den Füßen der kühnen Reisenden, und aus jedem Riß quoll heißer Dampf. Der

Halemaumau selbst war eine einzige kochende, brodelnde Masse. Starres Entsetzen lag auf den Gesichtern der Eingeborenen. Nur Kapiolani blieb völlig ruhig. Stein auf Stein schleuderte sie in den kochenden Pfuhl, um auf diese Weise die Göttin gleichsam aus ihrem Sitz zu verjagen.

Nur wer den Kilauea mit eigenen Augen gesehen hat, und wer aus Erfahrung weiß, wie tief der Aberglaube in den Herzen der heidnischen Völker gewurzelt ist, vermag sich eine Vorstellung davon zu machen, welcher ein heiliger Mut und welcher ein starker, lebendiger Glaube in dieser hawaiischen Christin gewohnt haben muß.

Nach einiger Zeit wandte Kapiolani sich an ihr Gefolge und sagte in feierlichem Ton:

„Jehova ist mein Gott. Er hat dieses Feuer entzündet. Pele fürchte ich nicht. Wenn ich durch ihren Zorn das Leben verliere, so mögt ihr alle an ihre Macht glauben. Wenn aber Jehova mich beschirmt, indem ich Pele's „Tabu“ breche, dann glaubt auch alle an Ihn und dienet Ihm. Die Götter von Hawai sind nichts. Groß aber ist die Güte Gottes, daß Er uns Seine Boten gesandt hat, damit wir uns von diesen eiflen Götzen befehlen, um dem lebendigen Gott zu dienen.“

Darauf kniete sie mit der ganzen Reisegesellschaft nieder. Mopoi, ein hawaiischer Christ, betete zu dem gewaltigen Schöpfer des Himmels und der Erde, der Seinen Sohn auf diese Erde gesandt hat zur Rettung der Verlorenen, und nachdem er geendet, erklangen die Töne eines christlichen Liedes, und die steilen, zerrissenen Kraterwände gaben sein Echo zurück, während aus dem Feuersee die Flammen

züngelten und der weiße Dampf emporzischte. So wurde der Feuerpalast der Pele zu einem Tempel des lebendigen Gottes geweiht.

Zum Schluß wusch Kapiolani ihre Hände in einer Schale Wasser und goß dieses also verunreinigte Wasser in den Feuersee, zum Zeichen, daß sie die angebliche Macht Pele's verachtete und ihren Zorn nicht fürchtete.

Nachdem alles vorüber war, kehrte die Gesellschaft über die Lavamassen zum Kraterrand zurück, wohl alle mit klopfendem Herzen, denn wenn auch die meisten dieser Leute äußerlich Christum angenommen haben mochten, so waren sie doch noch durchaus nicht frei von heidnischem Aberglauben. Wie leicht konnte die dünne Lavadecke nachgeben und ihnen so ein schreckliches Ende bereitet werden in den Gluten des unterirdischen Sees. Wie leicht konnte auch die erzürnte Göttin ihnen einen Asche- und Steinregen nachsenden und sie so ihre Rache fühlen lassen. Aber es geschah nichts dergleichen. Alle erreichten wohlbehalten den Kraterrand und setzten die Reise nach Hilo ungestört fort.

Man hat Kapiolani wohl mit Elia auf dem Berge Karmel verglichen, als er dort die Baalspriester herausforderte, oder auch mit Bonifacius, dem „Apostel“ der Deutschen, als er die bekannte, dem Thor geweihte Eiche umhauen ließ. Nun, wir wollen keine Vergleiche ziehen, sondern die Bewertung dieser Taten lieber Dem überlassen, der allein recht urteilt. Jedenfalls aber ist der Glaubensmut Kapiolani's bewundernswert, umsomehr, als sie kaum vier Jahre zuvor noch kein Wort von dem lebendigen Gott und Seinem Sohne Jesus

Christus gehört hatte und von Kindesbeinen an zur Götzenverehrung erzogen worden war.

Gänzlich erschöpft, mit geschwellenen Füßen von der weiten Wanderung, langte Kapiolani in Hilo an. Aber auch hier gönnte sie sich nicht mehr Ruhe, als unbedingt erforderlich war. Auch hier setzte sie ihre Rundgänge zu den Hütten der Bewohner fort, um ihnen von Jesu Heilandsliebe zu erzählen oder ihnen, wenn es nötig war, Worte des Trostes und der Ermahnung zu sagen. Noch lange nach ihrem Weggang waren die Folgen ihres segensreichen Wirkens deutlich wahrzunehmen.

Für das Volk von Hawai war durch die mutige Tat Kapiolani's die Zaubermacht der Pele so gut wie gebrochen. Ihr Schrecken war geschwunden, und der heidnische Aberglaube hatte einen fühlbaren Schlag erlitten.

Noch sechzehn Jahre hat Kapiolani ihrem Herrn und Heiland in Treue und Hingebung gedient. Am 5. Mai 1841 entschlief sie friedlich in vollem Vertrauen auf ihren Herrn und Heiland. Ihr Andenken bleibt im Segen. Für sie war Christus eine Wirklichkeit. Er war, so dürfen wir wohl sagen, „ihr Leben“. So konnte sie mit Freuden heimgehen, um für immer bei Ihm zu sein, der sie durch Seine Liebesmacht aus der Finsternis des Heidentums befreit und sie in Sein wunderbares Licht gebracht hatte.

Es gibt ein wunderschönes Land . . .

(Mit Titelbild)

Ein Stadtmissionar kam auf seinen Rundgängen eines Tages auf den Speicher eines alten Hauses, den er bis dahin für unbewohnt gehalten hatte. Als er nämlich diesmal einen Augenblick am Fuße der Speichertreppe ausruhte, drang eine zarte, schwache Stimme an sein Ohr und belehrte ihn, daß auch auf dem Speicher menschliche Wesen hausen mußten. So stieg er denn die schmale, ausgetretene Treppe hinauf und kam, der Stimme folgend, an die Tür eines Bretterverschlags. Er öffnete die Tür und erblickte nun in einer Ecke des Raumes auf einem Haufen Lumpen die abgezehrte Gestalt eines Knaben. Sein Gesicht war so eingefallen, und dessen Farbe so marmorweiß, daß es ihm sofort klar wurde, daß ein Sterbender vor ihm lag. Er trat näher herzu und kniete, da kein Stuhl vorhanden war, neben dem Lager auf dem Boden nieder. Dann sagte er dem Knaben, wer er sei, und erkundigte sich, wie es ihm gehe und was er eben gesungen habe.

Der Kleine schien über den unerwarteten Besuch recht erfreut zu sein und erzählte, er sei schon lange krank und werde wohl bald sterben. Nun habe er sich bemüht, ein Lied zu singen, das er vor längerer Zeit in einer Sonntagschule gehört habe. Leider könne er sich trotz aller Mühe nur der beiden ersten Zeilen entsinnen. Sie lauteten:

Es gibt ein wunderschönes Land,
Wo reine Freude wohnt.

Auch der Melodie erinnere er sich nur noch halb, und so habe er versucht, durch wiederholtes Singen seinem Gedächtnis nachzuhelfen. Aber es wolle nicht recht gehen.

Der Stadtmissionar kannte glücklicherweise das bekannte Lied gut und begann sofort, es zu singen. Der Kranke lauschte mit leuchtenden Augen und einem hellen Lächeln auf seinen totengebleichen Zügen. Ja, das war das Lied, das damals einen so tiefen Eindruck auf ihn, den armen Jungen, gemacht und seine Gedanken auf ein besseres, herrliches Land gelenkt hatte. Wie gut, daß der freundliche Fremde gekommen war! Jetzt konnte er gewiß noch mehr hören über das „wunderschöne Land“, in welchem es keine Schmerzen, keinen Hunger und keine Kälte mehr geben sollte.

Als der Stadtmissionar das Lied zu Ende gesungen hatte, fragte er freundlich:

„Nun, mein lieber Junge, bist du auf dem Wege zu diesem wunderschönen Land?“

Der Kleine schaute ihn lange an. Das bleiche Gesicht nahm einen immer ernsteren Ausdruck an, und langsam füllten sich seine Augen mit Tränen. Der Besucher sah es mit tiefer Bewegung. An dieses Sterbelager hatte der Herr ihn geführt, denn hier war offenbar eine Seele, die nach Lebenswasser dürstete. Als er darauf seine Frage wiederholte, antwortete der Knabe schluchzend:

„Wie gern möchte ich dahin gehen! Aber ich weiß den Weg nicht. Ich bin ein böser Junge gewesen und passe nicht in jenes Land. O lieber Herr, können Sie mir nicht sagen, ob ich irgend etwas tun kann, um in jenes Land zu kommen?“

„Nein, mein Junge, du kannst nichts tun,“ versetzte der Gefragte. „Du brauchst aber auch nichts zu tun. Alles, was nötig war, hat ein anderer für dich getan.“

Der kleine Kranke machte ein erstauntes Gesicht. So etwas hatte er nie gehört. Wie, er sollte nichts zu tun brauchen, um in jenes wunderschöne Land zu kommen? Ja, wie war das denn möglich? Der Stadtmissionar, der den erstaunten Blick des Knaben bemerkte, fuhr fort:

„Du sagtest eben, du seiest nicht passend für jenes herrliche Land, den Himmel, und so ist es auch. Denn ohne Frage hast du manchmal gegen Gott gesündigt, hast Seine Gebote übertreten und manches Böse getan, nicht wahr? Aber hast du nie gehört, daß der Herr Jesus, der Sohn Gottes, aus der himmlischen Herrlichkeit herniedergekommen ist, um als Mensch auf dieser Erde zu wohnen? Ist dir nie erzählt worden, daß Er, der reich war, um unsertwillen arm wurde, damit wir durch Seine Armut reich werden möchten? Und hast du nie gelesen, daß Er eines schrecklichen Todes am Kreuzesstamm gestorben ist, um solche arme Sünder zu retten, wie du einer bist? Ja, mein lieber Junge, der Sohn Gottes ist an deine Stelle getreten und hat den gerechten Zorn Gottes für dich getragen, damit du nicht ins Gericht kommen möchtest. Er war der Reine und Heilige, der Unschuldige und Gerechte, und Er ist für uns, die Unreinen und Unheiligen, die Schuldigen und Unge rechten, gestorben, damit wir Vergebung unserer Sünden und ewiges Leben finden möchten durch den Glauben an Seinen Namen.“

Mit diesen Worten nahm der Sprecher seine Bibel, die er in der Tasche bei sich trug, zur Hand und las: „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.“

Mit atemloser Spannung hatte der Kranke zugehört, aber er sagte nichts, und der Stadtmissionar fuhr fort:

„Du siehst also, daß Gott in Seiner unbegreiflichen Liebe Seinen eingeborenen Sohn für die Welt, die Welt der Sünder, in den Tod gegeben hat. Und dazu gehörst auch du, nicht wahr? Und weiter hast du gehört, daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern ewiges Leben hat, und wenn es heißt: jeder, dann bist auch du mit einbegriffen. Verstehst du das?“

„Ja,“ versetzte der Kranke einfach, „aber ist es denn auch ganz gewiß wahr, daß der Herr Jesus gestorben ist, um mich zu erretten?“

Der Stadtmissionar blätterte einen Augenblick in seiner Bibel und las dann:

„Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten“ (1. Tim. 1, 15), und weiter: „Diesem geben alle Propheten Zeugnis, daß jeder, der an Ihn glaubt, Vergebung der Sünden empfängt durch Seinen Namen“. (Apostg. 10, 43.)

„Ja, mein lieber Junge,“ setzte er hinzu, „es ist gewißlich wahr. Der Herr Jesus ist auch für dich gestorben, und Sein Blut reinigt von aller Sünde.“

Der Kranke schloß die Augen und lag eine Zeitlang still da. Nur die Lippen bewegten sich. Endlich öffnete er die Augen wieder, blickte den noch immer neben seinem Lager knieenden Herrn mit glüdlichem Lächeln an und sagte:

„Ich glaube jetzt, daß Er auch für mich gestorben ist und meine vielen Sünden getragen hat. Aber wie war es möglich, daß Er mich so lieben konnte, der ich doch so schlecht war?“

„Das ist auch ganz unbegreiflich,“ erwiderte der Stadtmissionar, „aber dennoch ist es die Wahrheit. Gottes Wort sagt: „Christus ist, da wir noch kraftlos waren, zur bestimmten Zeit für Gottlose gestorben“, und: „Gott erweist Seine Liebe gegen uns darin, daß Christus, da wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist.“ (Röm. 5, 6. 8.)

Noch längere Zeit verweilte der Bote des Evangeliums in dem armseligen Dachkammerlein und erzählte dem sterbenden Kind von dem Leben und Tod des guten Hirten. Trotz der großen Unwissenheit, in der der arme Knabe aufgewachsen war, nahm er mit wunderbarem Verständnis alles auf, was der freundliche Fremde ihm sagte oder vorlas. Mit vollen Zügen trank er aus der Quelle des Lebenswassers, und immer größer wurde seine Freude, immer tiefer sein Friede.

Endlich mußte der Stadtmissionar sich verabschieden. Er tat es mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen. Er hielt Wort. Schon zu früher Stunde stieg er, mit allerlei Erfrischungen für das sterbende Kind beladen, wieder die steile Treppe hinauf. Aber der, für den die

Erfrischungen bestimmt waren, bedurfte keiner irdischen Labung mehr. Er war bereits in das wunderschöne Land gegangen, nach dem seine Seele so sehr verlangt hatte. Der gute Hirte hatte Sein Schäflein heimgetragen.

Neben dem leblosen Körper saß die Mutter und erzählte dem Eintretenden unter Schluchzen, sie habe ihr Kind am Abend vorher so glücklich gefunden wie noch nie im Leben. Ein über das andere Mal habe er gesagt: „Jesus hat mich errettet! Jesus hat mich errettet!“ Gegen Tagesanbruch sei er dann eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht.

Mit glücklichem Herzen stieg der Stadtmissionar die Treppe wieder hinab. Er war um eine köstliche Erfahrung reicher geworden.

Sechs steinerne Wasserkrüge

Die Verwandlung des Wassers in Wein gelegentlich der Hochzeit zu Kana war der „Anfang der Zeichen“ Jesu in Galiläa, die erste Offenbarung Seiner Herrlichkeit. Jeder kennt die Geschichte, und die meisten von uns wissen auch, daß wir in dieser schönen Begebenheit ein Vorbild haben von jener Zeit herrlicher Segnungen, welche die Erde und vor allem, als „Mittelpunkt“ derselben (vergl. Hes. 38, 12), das Land Kanaan in dem sogenannten Tausendjährigen Reich zu erwarten hat.

Hierüber möchte ich indessen jetzt nicht reden, sondern nur eine praktische Frage stellen. Sie lautet:

Warum hat der Herr Jesus wohl bei dieser Gelegenheit eine so große Menge Wein gemacht? Wie wir lesen, faßten jene sechs steinernen Wasserkrüge jeder zwei oder drei Maß (Griech.: Metreten) von je etwa 39 Liter. Jeder Krug faßte demnach 78—117 Liter, macht zusammen 468—702 Liter. Das war eine ganze Menge, und wenn einem von uns heute auf einmal eine solche Menge Wein in den Keller gebracht würde, so möchte man wohl fragen: Ist das des Guten nicht zu viel?

Nun wissen wir aber, daß der göttliche Geber nie einen Fehler macht, also auch in diesem Falle nicht. Er wußte genau, was Er tat, und Seine Gaben sind immer vollkommen und gut. Wäre für die Familie irgend eine Gefahr mit dem Besitz einer so großen Menge Wein verbunden gewesen, so hätte der Herr nicht so viel gemacht. Das ist gewiß. Was der Bräutigam später mit dem übriggebliebenen Wein angefangen hat, wissen wir nicht. Vielleicht hat er ihn verkauft, denn er war sicher nicht reich. Wäre er das gewesen, so hätte es nicht an Wein gemangelt. Jedenfalls können wir unsere Frage zusammenfassend so beantworten: Der Herr wollte mit diesem Wunder helfen, Freude machen und zugleich zeigen, wie reichlich Er gibt.

Ich möchte an dieser Stelle die Worte eines amerikanischen gläubigen Redners und Schreibers (Talmage) anführen, die in schöner und treffender Weise unsere Frage behandeln.

Er schreibt: „Sechs steinerne Wasserkrüge — das sind etwa 500 Liter Wein. Wir sehen aus diesem Wunder, daß der Herr Jesus reichlich gibt. Ich denke, ein kleiner Vorrat Wein müßte allem Mangel

abgeholfen haben. Zehn Liter hätten vielleicht schon genügt, zwanzig sicherlich, fünfzig unter allen Umständen. Aber dabei läßt der Herr Jesus es nicht bewenden. Nicht mit dreißig Litern hört Er auf, sondern es werden ihrer 100, 200, 400, ja 500, und zwar von dem besten Wein.

Das sieht unserem freundlichen Herrn ganz ähnlich, alles in großem, freigebigem Maße zu tun. Wenn Er Blätter schafft, macht Er nicht einige wenige, sondern ganze Wälder voll, gefeibt wie das Farnkraut, silbern wie die Eipe, breit wie die Palme, undurchdringliche Dickichte in den tropischen Wäldern. Schafft Er Blumen, so macht Er unzählige. Sie flammen an der Hede, hängen vom Weinstock herab, wogen in dem blauen Meer der Weiden. Es sind genug und übergenuß da für jede Kinderhand, genug zu einem Kranz für jede Stirn, genug, um mit ihrer Schönheit alle dunklen Gräber zu bedecken. Wenn Er Wasser schafft, gießt Er es nicht becherweise aus, sondern stromweise, seeweise, einen Ozean voll. Er gießt es aus, bis die ganze Erde genug und übergenuß hat. Hat Jesus, unser Herr, eine Erlösung erfunden, so ist sie nicht ein wenig für diesen, ein wenig für jenen, ein wenig für einen dritten, sondern es ist genug da für alle. „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst.“ (Offbg. 22, 17.) Jeder kann für sich einen Ozean voll erhalten. Es sind Verheißungen genug da für jeden, für alt und jung, für den Geringen, den Blinden und Lahmen, für den Verstoßenen und Verworfenen. Vergebung ist da für alle, Gnade für alle, der Himmel für alle.“

Ist das zuletzt Gesagte denn wirklich wahr? Ist Gnade da für alle? Ja, für alle. Damit ist nicht gesagt, daß alle begnadigt werden. Unzählig viele wollen von Gnade nichts wissen, wollen keine Vergebung. Aber da ist sie, so reich und voll wie wir sie nur wünschen mögen. Ruft nicht schon Jesaja, der Evangelist aus dem grauen Altertum: „He! ihr Durstigen alle, kommt zu den Wassern, und die ihr kein Geld habt, kommet, kauft und esset! Ja, kommet, kauft ohne Geld und ohne Kaufpreis Wein und Milch!“? (Jes. 55, 1.) Und wie wunderbar bestätigt der Herr diese dringende Einladung mit Seinen eigenen Worten: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben“! (Matth. 11, 28.) Ja, da ist Gnade für alle, reiche, überströmende Gnade, Leben in Überfluß. Und wer diese Gnade angenommen hat, der ist fortan auch Gegenstand eben so reicher Segnungen, sowohl für diese Zeit als auch für die zukünftige.

Wenn wir aber Nahrung und Bedeckung haben . . .

Auf einer Wanderung wurde ich von einem starken Regen überrascht, der mich zwang, in dem Schuppen eines Landmanns, der an dessen Häuschen angebaut war, Schutz zu suchen. Obgleich die Haustür halb offen stand, konnte ich von innen nicht gesehen werden, und so war ich unbemerkt Zeuge einer Unterhaltung, die einen tiefen Eindruck auf mich machte.

„Ich versichere dir, liebe Frau,“ ließ sich die Stimme eines Mannes vernehmen, „daß du im Irrtum bist. Reichtümer können uns nicht glücklich machen, so lang unser Herr es für gut hält, daß wir arm bleiben.“

„Du hast gut reden,“ erwiderte die Frau. „Ich kann aber wirklich nichts Böses darin sehen, daß ich uns ein etwas besseres Auskommen wünsche. Alle Menschen suchen voranzukommen. Weshalb denn wir nicht? Sieh dir doch nur unseren Nachbar, den Scharf, an! Wenn er am Leben bleibt, ist er bald der reichste Mann im Dorf, und dabei war er, wie du selbst weißt, früher genau so arm wie wir. Was hat man denn eigentlich vom Leben? Von morgens bis abends nichts wie Plackerei und Mühe, und dabei kann man noch froh sein, wenn's zu einem Stück Brot für die Kinder und 'nem blauen Kittel langt.“

„Frau,“ nahm der Mann wieder das Wort, „der Apostel sagt: „Wenn wir Nahrung und Bedeckung haben, so wollen wir uns daran genügen lassen“. Sollen wir uns nicht an dieses Wort halten? Und wenn es unserem guten Gott gefiele, uns noch davon etwas zu entziehen, so müßten wir dennoch geduldig bleiben und uns Ihm unterwerfen, denn es ist immer noch mehr, als wir verdient haben.“

„Ach, du mit deinem Predigen!“ rief ärgerlich die Frau, „du kannst mir auch nie eine Antwort geben, ohne die Bibel dabei zu Hilfe zu nehmen.“

„Wo könnte ich denn auch eine bessere Antwort finden? Gottes Wort ist uns doch zu unserer Belehrung gegeben worden!“

„Mag sein. Aber wenn man immer und immer wieder das Gleiche hört, dann wird's einem schließlich doch zu viel.“

„Ach, liebe Frau,“ versetzte freundlich der Mann. „Wie schade ist es, daß du so selten an dem wahren Lebensbrunn schöpfst! Wenn wir die Bibel nicht hätten, so wären wir in der Tat zu bedauern, denn die Bibel ist das Buch, das mich gelehrt hat, daß es eine Ehre und ein Vorzug ist, ja, ich wiederhole, eine Ehre und ein Vorzug, ein Armer zu sein, der Gott fürchtet. Durch Gottes Gnade haben wir noch immer vermocht, unser ehrlich Brot zu verdienen, und wenn auch unsere Kinder Schwarzbrot essen und grobe Kittel tragen, sind sie deswegen nicht ebenso rein und gesund wie die unserer reichen Nachbarn? Nein, nein, es bleibt dabei: die Gottseligkeit mit Genügsamkeit ist ein großer Gewinn.“

Mehrmals hatte die Frau vergeblich gesucht, ihren Mann zu unterbrechen. Jetzt aber vermochte sie nicht länger an sich zu halten. Mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte, rief sie:

„Was redest du da von Ehre und Vorzug, arm zu sein! Nein, das — das — das ist doch zu toll! Eine Ehre und ein Vorzug! Haha! Da soll einem nun nicht die Geduld ausgehen!“

„Ich kann es dir beweisen,“ antwortete der Mann ruhig.

„Manu? Da bin ich aber gespannt, wie du das anfangen willst.“

„Dann höre mich einen Augenblick ruhig an, liebe Frau. Zunächst halte ich es für eine Ehre

und einen Vorzug, hienieden so zu leben, wie unser Herr Jesus es für sich erwählt hat, als Er auf Erden war. Er trat nicht als ein Reicher und Gewaltiger in diese Welt, sondern als ein Armer, der nicht hatte, wo Er Sein Haupt hinlegte. So finde ich schon aus dem Grunde einen Segen in der Armut, weil der Herr Jesus arm war wie ich. Wie leicht könnte es auch sein, daß, wäre ich einer der Reichen dieser Welt gewesen, ich meinen Heiland nie kennen und lieben gelernt hätte! Denn nicht viele Bornehme, nicht viele Edle, Gewaltige und Reiche sind berufen. Das Volk Gottes besteht zum größten Teil aus den Niedrigen und Armen dieser Welt. Daher halte ich die Armut für einen Vorzug. Weiter sagt Jakobus: „Hat nicht Gott die weltlich Armen auserwählt, reich zu sein im Glauben und zu Erben des Reiches, welches Er denen verheißen hat, die Ihn lieben?“ Darum ist die Armut in meinen Augen eine Ehre. Ist es dir noch nie aufgefallen, daß der größte Teil unserer reichen Nachbarn in Gottvergessenheit dahinlebt und für Gottes Sache tot ist, während viele der Ärmeren unter uns sich bekehrt haben und leben? Deshalb kann ich dem Reichen und Angesehenen doch keine Ehre geben, aber ich beneide ihn nicht seines Reichtums wegen. Nie kann ich vergessen, daß unser Herr einst gesagt hat: „Wie schwerlich werden die, welche Güter haben, in das Reich Gottes eingehen!“ Der Arme dagegen hat eine ganze Reihe von Verheißungen, wie z. B.: „Jehova hört auf die Armen“ (Ps. 69, 33), „Er wird retten die Kinder des Armen“ (Ps. 72, 4), „Jehova wird aus-

führen das Recht der Armen“ (Ps. 140, 12), „die Armen unter den Menschen werden frohlocken in dem Heiligen Israels“ (Jes. 29, 19), „Armen wird gute Botschaft verkündigt“ (Matth. 11, 5). Und wie ermunternd für uns ist das Wort des Apostels, das Er von dem Herrn sagt: „Denn ihr kennet die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, daß Er, da Er reich war, um euretwillen arm wurde, auf daß ihr durch Seine Armut reich würdet“, nicht reich an Gold und Silber, aber reich in Ihm, reich an Glück und Frieden, reich in der seligen Hoffnung der ewigen Herrlichkeit. Diese Verheißungen erquiden mich täglich und würden es auch dann tun, wenn ich alles dessen beraubt würde, was ich heute an irdischem Gut besitze. Ich kann mich meinem Herrn und Heiland anvertrauen für Zeit und Ewigkeit.“

Hier hielt der treffliche Mann inne. Die Frau antwortete nicht mehr.

Einen Augenblick später fuhr der Vater fort: „Kommt, Kinder, schließt die Tür! Wir wollen zusammen beten.“

Eins der Kinder eilte an die Tür. Da trat ich ins Zimmer.

„Entschuldigen Sie,“ wandte ich mich an den nicht wenig überraschten Mann, „daß ich so ohne weiteres in Ihr Haus eindringe. Ich möchte nur um die Erlaubnis bitten, an Eurer Abendandacht teilnehmen zu dürfen, bevor ich meinen Weg fortsetze. Ich bin zufällig Zeuge der Unterhaltung zwischen Ihnen und Ihrer Frau gewesen, und ich danke Gott für das, was Sie auch zu meinem Herzen gesprochen haben.“

Der einfache Bauersmann wurde verlegen, sagte aber ohne Zögern:

„Wenn Sie im Namen unseres Herrn kommen, so sollen Sie mir willkommen sein.“

Jetzt begrüßte ich die Frau, die bestürzt in einer Ecke saß, von sechs gesunden, schönen Kindern umgeben.

„Bitte, lassen Sie sich nicht stören,“ wandte ich mich dann wieder an den Mann. „Tun Sie, als ob ich nicht da wäre.“

Er tat nun wirklich so, als ob kein Fremder zugegen gewesen wäre, und betete in einer so einfachen und rührenden Weise, daß ich tief ergriffen war. Sein Gebet war kunstlos, aber die Liebe, die in sein Herz ausgegossen war, kam darin zum Ausdruck, sowie der Geist, der schon vorher seine Worte gekennzeichnet hatte.

Mittlerweile war es spät geworden. Der Regen hatte aufgehört. Nachdem wir uns wie Brüder verabschiedet hatten, setzte ich glücklichen Herzens meinen Weg fort.

Die Geschichte eines Judenknaben

Vor Jahren wohnte in einem Thüringer Landstädtchen ein gläubiger Professor. Zu den Gespielen seiner Kinder zählte ein kleiner Judenknabe, den sie besonders gut leiden mochten und oft mit ins Haus brachten. So kam es, daß der kleine Moses manchmal zugegen war, wenn die Familie sich versammelte, um Gottes Wort miteinander zu lesen, zu singen und zu beten. Was

er da hörte, machte einen tiefen Eindruck auf den zehnjährigen Knaben. Er sagte dem Professor, daß es ihm gar wohlgefalle und er gern noch mehr von den Geschichten hören möchte, die in der Bibel erzählt würden. Der Professor versprach, seinen Wunsch zu erfüllen. Er gab sich viel Mühe, den kleinen Moses in der Heiligen Schrift zu unterrichten. Ein großes Hindernis war dabei, daß der kleine Mann nicht lesen konnte. Da aber der Professor merkte, daß Gott in dem Herzen dieses Schäfleins vom Hause Israel ein Gnadenwerk begonnen hatte, beschloß er, ihn lesen zu lehren, und weil Moses ein eifriger und gelehriger Schüler war, war die Aufgabe nicht schwer.

Nun begab sich folgendes. Eines Tages ging der kleine Moses in seiner Einfalt zu seinem Vater und bat ihn, er möge ihm eine deutsche Bibel kaufen, denn er habe sich vorgenommen, ein Christ zu werden, und für einen Christen sei die Bibel etwas ganz Unentbehrliches. Der Vater war über die Worte seines Söhnchens ganz entsetzt. Er geriet in furchtbare Wut, und statt einer Bibel gab er dem armen Moses eine tüchtige Tracht Prügel und sperrte ihn ein. Außerdem drohte er ihm, wenn er sich je wieder unterstehen werde, mit diesen Scheusalen — so nannte er die Christenfinder — zu spielen oder das Haus des Heiden zu betreten, so werde er noch ganz anders bestraft werden. Aber kaum hatte Moses seine Freiheit wiedererlangt, so rannte er zu seinem Freunde, dem Professor, und klagte ihm, sein Vater wolle ihm nicht nur keine Bibel kaufen, sondern habe ihn auch geprügelt und eingesperrt. Der Professor gab ihm

den Rat, dem Vater noch einmal in aller Liebe seine Bitte vorzutragen. Wenn er dann wieder bestraft werde, so solle er zu ihm kommen. Er werde ihm dann eine Bibel besorgen. Moses folgte diesem Rat und bat seinen Vater wiederholt, ihm eine Bibel zu kaufen. Hierüber wurde der Mann schließlich so erbozt, daß er den armen Kleinen unbarmherzig schlug und ihn viele Tage bei Wasser und Brot in eine dunkle Kammer sperrte. Denn es war ihm, wie er sagte, lieber, daß sein Sohn sterbe, als daß er ein Abtrünniger werde. Das waren schwere Tage für den armen, kleinen Moses. Er kam nicht eher aus seinem Gefängnis heraus, als bis er dem Vater versprochen hatte, nie wieder um eine Bibel zu bitten und nie wieder an einen Übertritt zum Christentum zu denken. Auch wurde ihm, unter Androhung allerstrengster Bestrafung, eingeschärft, unter keinen Umständen das Haus des Heiden je wieder zu betreten.

Nachdem er endlich auf freien Fuß gesetzt worden war, galt sein erster Besuch — dem Hause des Professors. Er fiel dem Manne zu Füßen, umflammerte seine Kniee und beschwor ihn, sich seiner zu erbarmen und ihn nicht zu verlassen. Er bekannte, an Christum als den verheißenen Messias seines Volkes zu glauben, und versicherte, keine Macht der Erde und keine Strafe, sie möge noch so grausam sein, könne ihn abhalten, ein Jünger und Nachfolger des Herrn Jesus zu werden. Sein Vater aber werde ihn sicherlich umbringen und nie zugeben, daß er seinen Vorsatz ausführe. Er dürfe nicht wagen, in das elterliche Haus zurückzukehren.

Der Professor war tief erschüttert und versprach

Moses, alles für ihn tun zu wollen, was ihm möglich sei. Moses solle zunächst bei ihm bleiben. Darauf wandte er sich an die Behörde und bat um ihren Schutz für den Knaben. Moses wurde vorgeladen und verhört. Er legte ein gutes Bekenntnis ab. Seine Antworten riefen allgemeines Erstaunen hervor, denn sie sahen eher einem alten, bewährten Christen gleich als einem Judenknaben. Seine Eltern waren bei dem Verhör zugegen, mit ihnen eine ganze Anzahl Juden aus der Stadt, der Rabbiner an der Spitze. Alle wetteiferten miteinander, den Knaben durch glänzende Versprechungen oder durch ernste Drohungen von seinem Entschluß, ein Nachfolger des verhassten Nazaräers zu werden, abzubringen. Aber ihre Bemühungen waren umsonst. Je mehr sie versprachen, je finsterer sie sein Schicksal ausmalten, desto mutiger wurde der Knabe in dem Bekenntnis seines Glaubens an Christum. Das Ende war, daß die Eltern sich von ihrem Kinde lossagten, und daß das Gericht entschied, der Professor solle den Kleinen in sein Haus aufnehmen und ihn erziehen, wozu er sich bereits aus freien Stücken erboten hatte.

So wurde denn der kleine Moses ein Mitglied der Professorenfamilie. Er machte seinen Pflegeeltern viel Freude und lernte fleißig. Sein Hauptinteresse aber gehörte allezeit dem Studium des Wortes Gottes. Später wurde er Prediger einer großen Gemeinde, und als solcher hat er jahrelang das Evangelium von Jesu Christo verkündigt. Seine Arbeit war reich gesegnet. Viele sind durch ihn zum Heiland geführt worden. Er war auch das Mittel, daß einer seiner Brüder Jesum fand. Von

seinen Kindern und Kindeskindern sind eine ganze Anzahl in die Fußstapfen ihres Vaters getreten und gleich ihm Knechte Jesu Christi geworden.

Obige Geschichte hat man nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden.

„Kommt, denn alles ist bereit!“

Wie die leichten Morgennebel
Vor der Sonne Strahl entfliehn,
Also eilen auch die Jahre
Unsers Lebens rasch dahin,
Bald mag öffnen sich die Pforte
Zu der engen stillen Gruft;
Darum eile hin zu Jesu!
Heute dich dein Heiland ruft.

Wie des Lenzes zarte Boten,
Deren Duft dich heut' erquickt,
Morgen schon die Häupter senken,
Über Nacht vom Frost geknickt —
Also kannst auch du verwelken
Heute, morgen, über Nacht,
Darum eile hin zu Jesu!
Die Erlösung ist vollbracht.

Daß der Tod dich nicht erreiche,
Sank Er selbst in Tod und Grab;
Jetzt zur Rechten Gottes thronend,
Schaut Er mild auf dich herab.
„Komm!“ so ruft Er freundlich mahnend,
„Alles ist für dich bereit!
„Die mich frühe suchen, finden
„Leben, Heil und Seligkeit.“

R. Br.

„Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser . . .“

Eine Witwe in Schottland, deren Mann ihr einiges Vermögen hinterlassen hatte, besaß zwei ausschweifende Söhne, die ihrer Mutter Habe verschwendeten. Sie mußte sehen, wie ihr Eigentum immer mehr abnahm. In dieser Zeit entschloß sie sich, dem Herrn ein Opfer zu bringen. Sie nahm 20 Pfund Sterling und sandte das Geld der Londoner Missionsgesellschaft. Darüber wurden ihre Söhne böse und erklärten, sie hätte das Geld ebensogut ins Wasser werfen können. „Ja,“ sagte sie, „ich werfe mein Brot hin aufs Wasser, dann werde ich es nach vielen Tagen finden.“ (Pred. 11, 1.)

Nachdem die Söhne alles, was sie in die Hände bekommen konnten, durchgebracht hatten, ließen sie sich als Soldaten anwerben und wurden nach Indien geschickt. Gott sorgte dafür, daß beide in die Nähe von Missionaren kamen. Der ältere wurde kurz darauf krank und starb, aber als ein Erlöster Jesu Christi.

Inzwischen betete die Mutter daheim für ihre Söhne. Da öffnete sich eines Abends die Tür, und herein trat der jüngere. Sie begrüßte ihn unter Tränen. Er erzählte ihr, daß er sich zu Gott gewandt, und daß Christus ihm alle seine Sünden vergeben habe. Missionare hätten ihn zum Heiland geführt. Da rief die Mutter: „O meine zwanzig Pfund! Ich habe mein Brot hingeworfen aufs Wasser, und nun habe ich es gefunden.“

Verlag K. Brockhaus, Elberfeld

Für Sonntagschulen wird empfohlen:

Wandkarte der biblischen Länder

nach Entwürfen
von Seminarlehrer Brammer

1,80 m × 2,60 m groß. Preis Grundzahl*) 10.-

Bild

„Friede“

(Jesaja 11, 16)

Photogravüren in Größe 12 × 16 = M. 4000.-

„ „ 16 × 26 = „ 10000.-

„ „ 34 × 55 = „ 40000.-

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler (z. B. 3000) vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Inhalt:	Seite
Eine königliche Glaubensheldin	141
Es gibt ein wunderschönes Land	150
Sechs steinerne Wasserkrüge	155
Wenn wir aber Nahrung und Bedeckung haben . . .	158
Die Geschichte eines Judenknaben	163
„Kommt, denn alles ist bereit!“	167
„Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser...“	168

Preise und Zahlungsbedingungen für die Zeitschriften im Jahre 1923

Der Preis für die Zeitschriften wird monatlich festgesetzt. Jedes Heft erhält seinen Preis, der die Versandkosten in sich schließt, aufgedruckt. Auf diese Weise sieht jeder Besteller ohne Mühe, was er monatlich zu zahlen hat. Mit der Annahme der Hefte verpflichten sich die zahlungsfähigen Bezahler zur Einzahlung der fälligen Beträge, sei es vierteljährlich oder besser noch monatlich, auf das Postscheckkonto des Verlags Köln 15639. (Zahlkarten sind bei jeder Postanstalt erhältlich.)

Es wird gebeten, jedesmal auf mindestens ein Vierteljahr fest zu abonnieren und in der Zwischenzeit möglichst nicht abzubestellen.

In der Schweiz bestelle man bei
Herrn C. Widmaier
Schaffhausen

Vordergasse

In Amerika bei
Mr. Anton Weise
Paterson N. J.

233 North 7th Street

Gedruckt bei F. u. W. Brockhaus, Elberfeld, Baustraße 47.

Samenkörner (Neue Folge 17) 1923

S a m e n t o r n e r

409. Heft / Juli 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld, Postfach 227

Preis dieser Nummer Mk. 7 50 0 0 .

Samenkörner (Neue Folge 17) 1923

Zur Verteilung werden empfohlen:

Evangeliums // Heftchen

achtseitige (Nr. 101 " 124)

Der sterbende Kapitän / „Zwei sind für mich gestorben.“ / „Wissen Sie das sicher?“ / Die letzte Warnung / Kein Unterschied / Das einzige Heilmittel / Der bedeutungsvolle Strich / Johannes drei, sechzehn / „O diese lange, schwarze Liste!“ / „Jenes eine Wort.“ / Der unbekannte Gott / Die kleine Sängerin / „Wo geht's dann hin?“ / Es ist genug / Geheilt / Endlos / „Um euretwillen arm.“ / „Suchet, und ihr werdet finden.“ / Bewarnt / Draußen

Preis für hundert Stück 50 Pfennig (Grundzahl*)

Evangeliums // Heftchen

sechzehnseitige (Nr. 126 " 144)

„Ich habe nie etwas Böses getan.“ / Be-
rettet / „Ich gehe verloren!“ / Die Bibel in der
dunkeln Laube / „Es will nicht sinken!“ / Mar-
garete oder: Das Kleid der eigenen Gerechtigkeit /
Was Gott tut / Schneewasser / Die beiden Alexander /
Umsonst / Zwei Spaziergänge / Endlich gefunden /
Beinahe / „Jetzt oder nie!“ / Beinahe ein Mör-
der, und dennoch . . . / Ein Gesetzes-Übertreter /
Offene Türen / Der kostbare Schatz / „Einst hätte
es vielleicht sein können.“

Preis für hundert Stück M. 1.- (Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungs-
zahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler ver-
vielfältigt, ergibt den Verkaufspreis. (8000).

An der Southern Pacific Eisenbahn

Aus der Überschrift geht hervor, daß die Geschichte, die ich erzählen will, sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugetragen hat. Dieser Umstand könnte in dem einen oder anderen meiner Leser vielleicht den Gedanken aufkommen lassen, die Erzählung sei ein Erzeugnis meiner Phantasie. Abgesehen davon, daß ich solche Erzählungen überhaupt nicht bringe, kann ich in diesem Falle noch besonders versichern, daß sie durchaus wahr ist. Ein inzwischen heimgegangener Knecht des Herrn Jesus war Augenzeuge und hat die Begebenheit so überliefert, wie ich sie wiedergebe. Ein Freund sandte sie mir. Er erzählt:

Die Sache hat sich an einer Nebenstation der großen Eisenbahnlinie zugetragen. Den Namen habe ich vergessen. Er tut auch nichts zur Sache. An dieser Nebenstation pflegte ein Eilgüterzug zu halten. Er wurde, um den Schnellzug von Los Angeles nach Osten vorbeizulassen, auf ein Nebengeleis geschoben, und zwar die eine Hälfte auf ein Gleis rechts und die andere Hälfte auf ein Gleis links. Nun geschah es eines Tages, daß durch ein Versehen die zweite Abteilung des Güterzuges ins verkehrte Geleis geschoben wurde. Es gab einen mächtigen Stoß, der den stehenden Zug ins Rollen brachte, zugleich aber auch den Maschinisten von seiner Lokomotive her-

unter und unter die Räder warf. Der arme Mann wurde tödlich verwundet, blieb aber bei Bewußtsein. Man legte ihn auf eine Tragbahre und brachte ihn zum Bahnhofsgebäude.

Unterwegs gab der Verunglückte Zeichen, daß er etwas sagen wolle. Man beugte sich über ihn und hörte ihn flüstern:

„Saltet Mac's Zug an!“

Man wußte sogleich, was gemeint war. Mac war der Lokomotivführer des Schnellzugs von Kalifornien, der in wenigen Minuten durchkommen mußte. Schnell eilte ein Mann mit einer roten Fahne dem Zuge entgegen. Bald hörte man das Schnauben der riesigen Maschine. Dann ertönte ein Signal, die Räder knirschten und kreischten, und der Zug kam zum Stehen. Mac sprang von seiner Maschine; um sich zu erkundigen, was der Grund zu der außergewöhnlichen Maßnahme sei. Er war ein stattlicher Mann, weit und breit bekannt durch seine Kraft und Größe, aber auch noch durch etwas anderes, und zwar dadurch, daß er, wo er Gelegenheit fand, seine Mitmenschen hinwies auf den Heiland der Verlorenen. Oft verkündigte er auch öffentlich vor einer mehr oder weniger großen Zuhörerschaft das Evangelium von Christo Jesu, und seine näheren Bekannten wußten, daß er ein treuer Beter war.

Mac kannte Georg, den tödlich verwundeten Maschinisten, gut. Er erschraf aufs tiefste, als er ihn in diesem Zustand erblickte.

„Mac,“ begann Georg mit Anstrengung, „nimme keine Rücksicht auf meinen Zustand. Ich muß sterben, das weiß ich. Sage mir die Wahrheit! Du kennst mein Leben, weißt, wie mein Vater an gebro-

chenem Herzen starb wegen seines mißratenen Sohnes, weißt auch, wie meine treue Mutter aus dem gleichen Grund in ein frühes Grab gesunken ist, weißt um mein Weib und meine Kinder Bescheid, wie sie heute leiden wegen meines traurigen Lebenswandels. Nun sage mir: Kann nicht Gott anders, als mich zur Hölle senden . . .“

„Nein, Georg,“ erwiderte Mac, „Gott kann anders, und Er will auch anders. Er kann und will dich heute noch erretten durch Jesum Christum, Seinen Sohn, der das Werk der Erlösung für solch verlorene Sünder vollbracht hat, wie du einer bist.“

„Ach, Mac, sprich doch nicht von der Liebe Gottes zu mir! Für mich gibt es keine Hoffnung.“

Mac schüttelte den Kopf.

„Glaubst du, Georg, daß dein Vater, wenn er noch lebte und die Worte hörte, die du eben gesprochen hast, dich verstoßen würde, trotzdem du sein Herz gebrochen hast? Oder glaubst du, daß deine Mutter sich von dir wenden würde? Nicht wahr, Georg, das glaubst du nicht. Und weiter, wenn deine Frau, der du das Leben bitter gemacht hast, jetzt käme und dich so hier liegen sähe, glaubst du, sie würde sich von dir abwenden? Nein, du weißt genau, daß deine Frau mit ihrem treuen, liebevollen Herzen das nicht tun würde. Und nun, der Gott der Liebe, der nicht will, daß der Sünder verloren gehe, der Seinen eigenen, vielgeliebten Sohn dahingab, um für dich zu bluten und zu sterben am Kreuz auf Golgatha — sollte Er imstande sein, dich in die Hölle zu senden, jetzt, wo du deine Sünden bereuist und bekennst? Nein, Georg, Er hat in Seiner Liebe etwas weit Besseres für dich im Auge.“

Hier machte der Sprecher eine Pause. Er sah, daß der Sterbende — denn ein solcher war der unglückliche Maschinist — nicht länger auf der Bahre unter freiem Himmel liegen bleiben durfte. Er winkte einem der Umstehenden und trug mit seiner Hilfe Georg in einen der großen, bequem eingerichteten Schlafwagen des Zuges und bettete ihn hier auf weichem Lager.

Dann sagte er zu ihm:

„Georg, es ist die höchste Zeit. Oft habe ich dich gewarnt und ermahnt, deine Zuflucht zu Jesu zu nehmen, aber du bist auf dem Wege der Sünde geblieben. Und heute ist es die höchste Zeit, glaube es mir, Georg, die höchste Zeit. Soll ich für dich beten?“

Der Sterbende nickte.

„Aber, Georg, du mußt auch selbst beten. Du mußt selbst zu Jesu, dem Sünderheiland, gehen.“

Mit diesen Worten kniete der treue Mann neben dem Lager nieder und schrie zu Gott um Gnade für seinen unglücklichen Freund. Bald fühlte er, wie seine Hand leise gefaßt wurde. Er blickte auf.

„Nein, Gott kann mich nicht erretten,“ flüsterte Georg.

„Wer zu Ihm kommt, den wird Er nicht hinausstoßen,“ gab Mac zurück.

Er betete weiter. Bald fühlte er wieder die tastende Hand. Wieder blickte er auf. In Georgs Augen standen Tränen, und langsam und stoßweise kam es über seine Lippen:

„Ich kann es nicht verstehen, daß Er mich also geliebt hat. Doch jetzt, Mac, schnell zurück auf deine Maschine! Bring' mich — nach Atlanta, damit ich

— meiner Frau noch — sagen kann, wie Jesus — mich geliebt hat.“

Mac eilte an seinen Posten zurück, den er so lange im Stich gelassen hatte. Der Bahnhofsvorsteher kam ihm kopfschüttelnd entgegen.

„Was machen Sie für Sachen, Mac?“ fragte er. „Eben ist ein Telegramm von der Direktion der Gesellschaft gekommen. Der Inspektor fragt an, weshalb der Kalifornienexpress hier an der Nebenstation so lange hält, und wünscht sofortige Antwort. Wenn das nur gut für Sie abläuft, Mac!“

Doch Mac verlor seine Ruhe nicht.

„Telegraphieren Sie dem Inspektor zurück, Georg M. sei nicht bereit gewesen, in die Ewigkeit zu gehen, und Mac S. habe für ihn beten müssen, damit er errettet werde. Doch halt, noch eins! Der Inspektor kann warten. Telegraphieren Sie vorher an Georgs Frau, sie solle mit den Kindern zum Bahnhof kommen. Ihr Mann käme mit dem Schnellzug.“

Der Vorsteher versprach, Mac's Wunsch zu erfüllen. Dieser eilte zu seiner Lokomotive. Schnaubend setzte sich der Koloss in Bewegung. Schneller und schneller ging die Fahrt, und nach einiger Zeit raste der Zug mit einer Geschwindigkeit von mehr als 130 Kilometer die Stunde dahin. Etwa zweieinhalb Stunden später lief er mit nur zwanzig Minuten Verspätung in Atlanta ein.

Als Mac von seiner Maschine herabkletterte, um sie zu ölen, wurde er von einem Herrn empfangen, den er noch nie zu diesem Zweck auf dem Bahnhof angetroffen hatte. Es war der Inspektor der Eisenbahngesellschaft in eigener Person. Er ergriff Mac's Hand, drückte sie warm und sagte:

„Ich bin dankbar, einen Mann auf der Straße zu haben, der es wagt, den Zug halten zu lassen, um für einen Sterbenden zu beten.“

Sobald es ihm möglich war, eilte Mac zu dem Schlafwagen, in welchem Georg lag. Er traf bereits seine Frau und Kinder bei ihm. In abgebrochenen, kaum verständlichen Worten bat der Sterbende die weinende Frau um Verzeihung und erzählte ihr, wie der Herr sich über ihn erbarmt und ihm alle seine Sünden vergeben habe.

Es war in der Tat die höchste Zeit gewesen. Zehn Minuten später war Georg eine Leiche.

Die rettende Brücke

In der Vorstadt einer größeren Stadt Frankreichs befand sich zwischen hohen Häusern eine ganz schmale Gasse, in die kein Wagen einfahren konnte. Selbst in den längsten Sommertagen fiel nicht einmal ein Sonnenstrahl in den düsteren Gang. In den mehrstöckigen Häusern wohnten über dreißig Familien. Es waren meist sehr arme Leute.

Müde von des Tages anstrengender Arbeit schliefen alle Bewohner, als um Mitternacht der Ruf: „Feuer! Feuer!“ ertönte. Alles sprang aus den Betten und suchte, nur notdürftig bekleidet, aus dem brennenden Hause zu entfliehen.

Die Straße füllte sich mit Menschen, die mit Schrecken das Furchtbare sahen und auch einige vergebliche Versuche machten, das Feuer zu löschen; doch war es unmöglich, in der engen Gasse eine Feuerspritze aufzustellen.

Schon brannten die Holztreppen der alten Häuser lichterloh, als aus einem der höchsten Fenster der Schrei eines Kindes erklang: „Vater, Vater, rette mich!“ Aber niemand war da, der zu helfen und zu retten wußte.

Die Frauen schluchzten, und die Männer standen ratlos da, als ein großer, starker Mann herbeistürzte mit dem angsterfüllten Ruf: „Wo sind meine Kinder? Wo ist Wilhelm? Wo ist Johann?“ In demselben Augenblick vernimmt auch er den Angstschrei seines Kindes aus der Höhe. Wie er aber die brennende Treppe noch hinaufeilen will, bricht diese vor ihm zusammen.

Tief erschüttert steht der arme Vater da und vernimmt aus dem Getöse wieder den Schrei seines Kindes: „Vater, Vater, rette mich!“ Da eilt er in das dem brennenden Hause gegenüberliegende Gebäude und gelangt auf der auch schon brennenden Treppe in die Wohnung, die seiner Stube gerade gegenüberliegt. Mit starker Hand reißt er das Fensterkreuz weg und wagt den kühnen Sprung hinüber in die Stube zu seinen scheinbar dem Tod geweihten Kindern.

Der Sprung gelingt. Was aber nun? Mit den beiden Kindern im Arm kann er nicht zurückspringen. Er wagt es auch nicht, sie in das andere Zimmer hinüberzuwerfen, denn niemand ist dort, der sie auffangen könnte. Rauch und Hitze werden immer unerträglicher, und kein Augenblick Zeit ist zu verlieren. Die Kinder stehen auf der Brüstung des Fensters. Da kommt ihm ein Gedanke. Mit wunderbarer Geschicklichkeit und einer Kraft, die nur die Liebe geben kann, weiß er sich hinüberzustrecken von einem Fen-

stergesims zum andern, hier mit den Händen und dort mit den Füßen sich festhaltend, so daß er mit seinem Leibe eine Brücke bildet.

„Nun geh auf meinem Rücken hinüber,“ befiehlt er dem jüngsten, und als Johann glücklich hinübergeschritten ist, schreitet auch Wilhelm auf des Vaters Befehl über diese lebendige Brücke hinüber ins Nachbarhaus.

Das von den Untenstehenden erhobene Freudengeschrei über die Rettung der Kinder verwandelt sich aber schnell in Angst und Klage. Wohl sind die Kinder gerettet, doch der Vater vermag sich nicht wieder aus seiner schwebenden Lage zu erheben, und als im nächsten Augenblick die Flammen aus dem Fenster hervorschlagen, stürzt er mit dem Rufe: „Gott segne euch, meine Kinder!“ in die Gasse hinab, wo er tot liegen bleibt. — —

Vater- und Mutterliebe haben oft schon herrliche Taten vollbracht, um das bedrohte Leben ihrer Kinder zu retten, und haben dabei ihr eigenes Leben in den Tod gegeben. Tief bewegt uns auch die kühne Rettertat, die ich oben mitteilte. Wir sind voll Traurigkeit, daß dem edlen Vater dieser Kinder niemand helfend beistehen und ihn vom Tode retten konnte.

Zugleich möge uns aber dies Geschehnis erinnern an die Rettertat eines Andern, die einst geschah, auch mir und dir zum Heil. Eine tiefe Kluft bestand zwischen dem heiligen Gott und uns sündigen Menschenkindern, eine Kluft, die kein Sterblicher aus dem ganzen Menschengeschlecht ausfüllen oder überbrücken konnte bis zur Stunde, da der göttliche Liebesratsschluß das Kreuz aufrichtete, an dem der Sohn Got-

tes Sein kostbares Leben dahingab. Ja, durch dieses Kreuz ist die Kluft überbrückt worden. Christus ist in den Riß getreten, als Er sich selbst als Opfergabe für unsere Schuld und Sünde dem Tode weihte. Aber Gott ließ Ihn nicht im Tode. Er hat „Seine Seele nicht im Hades zurückgelassen, noch zugegeben, daß Sein Frommer Verwesung sehe“. (Apstgsh. 2, 27.) Er hat Ihn aus den Toten auferweckt und zu Seiner Rechten im Himmel erhöht.

Wer nun an Jesum Christum und Sein Erlösungswerk von Herzen glaubt, der wird durch diesen Glauben ein vom ewigen Verderben geretteter Mensch und Himmelsbürger, so gewiß wie er durch seine leibliche Geburt hier ein Erdenwanderer geworden ist. Er kann dann auch, frei von aller Schuldenlast, mit dem Liederdichter Woltersdorf glaubensfreudig singen:

Ich weiß es, ich weiß es und werd' es behalten:
 So wahr Gottes Hände das Reich noch verwalten,
 So wahr Seine Sonne am Himmel noch pranget,
 So wahr hab' ich Sünder Vergebung erlangt.

Es ist eines der größten Meisterstücke des Teufels, des Fürsten dieser Welt, daß er es fertig gebracht hat, innerhalb der Christenheit diese einfache, klare und kostbare Wahrheit, die Grundlage alles wahren Christentums, so zu verdecken und zu verdunkeln, daß viele sie nicht mehr sehen und finden.

Wie schwer, wie unerreichbar stellt sich's mancher vor, mit Gott in Verbindung zu kommen und ein neues, gottgefälliges Leben zu beginnen. Und doch ist es Tatsache für den, der dem Worte Gottes glaubt, daß uns „Christus geworden ist Weisheit von Gott und Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung“.

(1. Kor. 1, 30.) Keiner schaue darum mehr auf sich und seine Sünden, auf seine Schwachheit oder auf seine Umgebung, Verhältnisse und Schwierigkeiten. Niemand höre auf die Stimmen in sich und um sich, die da sagen: „Du bist zu schlecht, du kannst nicht mehr anders werden,“ oder: „Du mußt erst dies und das tun, mußt erst besser werden, dein Trinken und Fluchen, deinen Zorn und deine Unreinigkeit usw. abtun.“ Ach, wie töricht ist das geredet! Ja, wenn Gott das von uns verlangen würde, wozu wäre dann Christus, der Gerechte, gestorben für Sünder, für Gottlose? Versenke dich doch nur einmal einen kurzen Augenblick in die wunderbaren Worte: „Dem aber, der nicht wirkt (d. h. der nicht durch eigene Werke vor Gott gerecht zu sein trachtet), sondern an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“ (Röm. 4, 5), oder in die Worte: „Gott aber erweist Seine Liebe gegen uns darin, daß Christus, da wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist. Vielmehr nun, da wir jetzt durch Sein Blut rechtfertigt sind, werden wir durch Ihn gerettet werden vom Zorn. Denn wenn wir, da wir Feinde waren, mit Gott versöhnt wurden durch den Tod Seines Sohnes, vielmehr werden wir, da wir versöhnt sind, durch Sein Leben gerettet werden.“ (Röm. 5, 8—10.)

Betritt, lieber Leser, im Glaubensgehorsam diese rettende Brücke über den Abgrund, den Sünde und Schuld zwischen Gott und den Menschen gerissen haben! Betritt sie bald, denn du weißt nicht, ob, wie und wann die Zornesglut des heiligen und gerechten Gottes über dich kommen kann, gleichwie das verzehrende Feuer mitten in der Nacht über jene

Kinder kam. Du weißt nicht, ob nicht Gott schon heute oder morgen deine Seele von dir fordert. Ob dir dann aber noch ein Stündlein bleibt, um den Weg zum Kreuze Christi zu finden und zu gehen, wenn du lebenslang ihn nicht gegangen bist? Mancher hat es dann noch gewollt, aber es war zu spät!

Es ist auch deshalb wohlgetan, so früh wie möglich auf der rettenden Brücke „Jesus“ ins Reich Gottes einzugehen, weil alle, die es bisher schon getan haben, es bezeugen, daß ihr Leben sich erst von diesem entscheidenden Schritt an wahrhaft lebenswert und glücklich gestaltete.

Auch du suchst Glück und Frieden vergeblich in den vergänglichen Dingen dieser Welt und ihren scheinbaren Freuden, könntest sie aber in Fülle haben bei Dem, der dich bis in den Tod geliebt hat. O greif doch zu, du ruheloses Menschenherz, und geh nicht abermals an deinem besten Freund, dem Heiland und Retter deiner Seele, vorüber! Denn Er will jetzt mit dir reden beim Lesen dieser Zeilen. Besprich dich doch nicht erst lange darüber mit Fleisch und Blut, wie Paulus es mahnend schreibt. (Gal. 1, 16.) Laß andere reden, was sie wollen, wenn sie dir abraten von dem Schritt, ein ernster, ein ganzer, ein Tatchrist zu werden! Es ist ja das Schönste und das Beste, das dir widerfahren kann. Nichts Höheres kannst du tun, als dem Herrn der Herren Herz und Leben weihen für Zeit und Ewigkeit!

Und noch einmal sei es gesagt, daß es im Grunde genommen eine sehr einfache und leichte Sache ist, zur gläubigen Herzensverbindung mit dem Heiland Jesus Christus zu kommen. Hat Er nicht selbst gesagt: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so werdet

ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen“? Von Kindern verlangt man nichts Schweres. Aber wie Kinder so gern und so fröhlich und so unbedenklich glauben, was Vater und Mutter sagen, so sollen wir es tun Gottes Wort gegenüber. Versuch' es doch einmal, lieber Freund, ob dieser Weg dich nicht zu dem vielleicht schon lang begehrten Ziele führt: zum Frieden mit Gott!

Brauchst nur auf den Heiland schauen,
 Der für dich am Kreuze starb,
 Darfst nur Seiner Huld vertrauen,
 Nur auf Seine Gnade bauen,
 Weil Sein Lieben dir erwarb
 Alles, was dich glücklich macht,
 Dich enthebt dem Erdenstaube —
 Tritt nur aus der Sünde Nacht
 Unters Kreuz und glaube, glaube! G. H.

Mergal

Zum Titelbild

Mergal ist ein babylonisches Wort. Man bezeichnete mit diesem Namen jene gewaltigen geflügelten Löwenkolosse, die die Eingänge der babylonisch-assyrischen Tempel und Paläste bewachten. Unser Bild stellt solch einen Mergal dar. Er hat ein Menschenhaupt, einen Löwenleib und Adlerflügel. Zugleich war Mergal der Name des Stadtgottes der babylonischen Stadt Kuth oder Kutha. Was für eine Bewandnis es mit jenen merkwürdigen Ungeheuern und dem Wesen des Gottes Mergal hatte, war lange Zeit unklar. Erst in neuerer Zeit ist bekannt geworden, daß Mergal eins ist mit Nuskû, dem Gott der alles verzehrenden Mittagssonne, als welcher er auch mit dem Feuergott

Misrof (vergl. 2. Kön. 19, 37) gleichbedeutend ist. Da nun in ganz Vorderasien bis nach Griechenland hin der Löwe das Symbol der verzehrenden Sonnen-
glut ist — (im Sternbild des Löwen befindet sich nämlich die Sonne während der Hundstage), so ist es erklärlich, daß ein Löwe in dem dem Sonnengott geweihten Bild erscheint. Die Erklärung des Menschenhauptes und der Adlerflügel ist weniger schwierig. Das eine stellt bekanntlich Erkenntnis oder Weisheit sinnbildlich dar, die andere Schnelligkeit oder Allgegenwart. Die gleichen Sinnbilder begegnen uns ja bei der Beschreibung der lebendigen Wesen in Offbg. 4.

Wie den Namen des Gottes Misrof, so finden wir auch Mergal in der Heiligen Schrift erwähnt, und zwar in 2. Kön. 17, einem Kapitel, das uns einen Vorgang mitteilt, der für die Geschichte des Landes Kanaan und damit für Israel verhängnisvoll war. Wir hören da, daß der König von Assyrien Leute aus „Babel und R u t h a“ und anderen Städten seines gewaltigen Reiches nach Samaria brachte und sie an Stelle der Weggeführten in den verödeten Städten wohnen ließ. Diese Leute waren natürlich Heiden und „fürchteten Jehova nicht“. Da sandte Gott „Löwen unter sie, welche unter ihnen würgten“. Denn Er wollte nicht, daß das Land Seines Erbteils wieder dem Fluch anheimfalle, von dem Er es im Anfang durch die Ausrottung der Kanaaniter befreit hatte.

Die Heiden verstanden das göttliche Strafgericht sehr wohl. Sie waren einsichtiger, als Israel gewesen war. Ein Priester Jehovas kam auf Befehl des assyrischen Königs zu ihnen, um „sie die Weise

des Gottes des Landes zu lehren“. Aber dieser Priester unterstützte leider, wie es scheint, die Vermengung des abscheulichsten Götzendienstes mit der Religion des wahren Gottes. Zwar lehrte er die Samariter, „wie sie Jehova fürchten sollten,“ aber es mangelte bei ihm die nötige Entschiedenheit, und so kam es, daß die Leute neben der Verehrung Jehovas ihre eigenen Götzen weiterhin anbeteten. „Und die Leute von Ruth machten Mergal.“ (B. 30.) Der Gott, dem sie in ihrer alten Heimat gedient hatten, erhielt auch in der neuen Heimat sein Standbild. Das geflügelte Löwenbild wurde von Assyrien nach Samaria verpflanzt. Die armen Leute verstanden nicht, daß die Furcht Jehovas nie und nimmer mit dem Götzendienst, der Dämonenverehrung, verbunden werden kann. So war ihre Furcht Jehovas im Grunde eine nutzlose Sache, denn Jehova fürchten heißt, Ihm und Seinen Geboten gehorchen. So ist es heute, und so war es damals.

Ein Gedanke ist tröstlich im Blick auf jene Samariter. Als Jesus Christus, Gottes Sohn, auf Erden war, vermied Er nicht ängstlich das Gebiet Samarias, wie die selbstgerechten, auf ihre Religion und Nationalität stolzen Pharisäer es taten. Er ging zu ihnen und verkündigte da, wo einst Mergal, Adrammeleß und Anammeleß verehrt worden waren, Seine Gnadenbotschaft, und viele glaubten an Ihn. (Vergl. Joh. 4.)

Unter einem Dach

Sie wohnten unter dem gleichen Dach, dicht nebeneinander, aber sie kannten einander kaum. Beide waren Handwerker: Willemßen

Decorationsmaler, van Dalen Tischler. Beide waren tüchtig in ihrem Fach und hatten ihr gutes Auskommen.

Willemsen wohnte mit seiner vier Köpfe zählenden Familie schon mehrere Jahre im Hause. Er hatte sich jahrelang gerühmt, ein echter Sozialdemokrat zu sein. Das hatte er nach außen hin dadurch bewiesen, daß er ab und zu in allen Tonarten auf die Kapitalisten schimpfte. Gewöhnlich hatten bei solchen Gelegenheiten auch die Pfarrer, Prediger usw. ihr Teil abbekommen. Sie waren nach seiner Ansicht Handlanger der Kapitalisten und deren Helfer, die Menschen zu verdummen. Durch ihren Einfluß konnten die Arbeitgeber ihre Untergebenen besser unter der Fuchtel halten. Willemsen war übrigens kein Dummkopf. Er verstand zu reden, daß die Zuhörer ihm nicht selten laut zujubelten. Aber er war ein Phantast, der gern sich und anderen Luftschlösser baute.

In der letzten Zeit nun war bei Willemsen in Bezug auf einige wichtige Punkte ein Umschwung eingetreten. Er war nachdenklicher geworden. Die Ursache lag wohl in der Hauptsache in Beobachtungen, die er öfter gemacht hatte. Er hatte nämlich sehen müssen, daß auch unter seinen Gesinnungsgenossen, den Kämpfern für Gleichheit und Brüderlichkeit, die Selbstsucht eine große Rolle spielte. Solange sie Arbeiter blieben, trat sie nach außen nicht so sehr in die Erscheinung. Wenn sie aber Gelegenheit gehabt hatten, selbst Herr und Meister zu werden, dann behandelten sie ihre Untergebenen nicht besser, ja, manchmal weit schlechter, als die Kapitalisten. Zu seinem Verdruß mußte Willemsen sich

aber gestehen, daß er selbst nicht frei von Selbstsucht war. Ging nämlich etwas nicht nach seinem Sinn, mochte es nun in der Familie oder im Vereinslokal oder unter den Kameraden sein, so konnte ihn das gewaltig erzürnen. Bei ruhigem Nachdenken nun mußte er bekennen, daß das im Grunde nichts anderes als Egoismus war, also dasselbe, was er bei anderen, die nach Ansehen und Reichtum begehrt, so gern tadelte.

Wir können uns im Rahmen dieser Erzählung nicht bei Einzelheiten aufhalten. Es sei deshalb kurz mitgeteilt, daß Willemssen mit der Zeit zu der Einsicht kam, daß der Sozialismus weder der Welt Frieden, noch seinem eigenen Herzen Ruhe zu geben vermöge. Und diese Erkenntnis ärgerte und betrübte ihn.

Willemssen's Frau hatte als Mädchen in einem sogenannten christlichen Haushalt gedient, wo zwar täglich Andacht gehalten wurde, aber im übrigen, vor allem auch in der Behandlung der Dienstboten, wenig Christentum zu bemerken war. So hatte sie sich daran gewöhnt, das Christentum als Heuchelei zu betrachten.

Um die Zeit, da unsere Erzählung beginnt, erhielt Frau Willemssen Besuch von einer alten Freundin. Diese war eine entschiedene Christin. Willemssen und seine Gattin merkten bald, daß sie etwas besaß, was ihnen fehlte. Sie pflegte die Zusammenkünfte gläubiger Christen zu besuchen. Es war verständlich, daß Frau Willemssen ihre Freundin ab und zu begleitete, und nach einiger Zeit ging auch Willemssen einmal mit, nur um zu sehen, wie's die Frommen trieben. Was er zu hören bekam, setzte ihn in Erstaunen. Es war eine Versammlung zur gegenseitigen

Ermunterung und Erbauung, und die Männer, die sprachen oder beteten, waren Männer aus dem Volke wie er, und ihr Wort war einfach und ernst.

Ganz allmählich, fast ohne es selbst zu merken, wurde Willemssen von der Wahrheit des Christentums überzeugt. Gottes Geist hatte sein Auge geöffnet für die Lügen seiner bisherigen Weltanschauung, und derselbe Geist öffnete jetzt auch sein Herz für die Wahrheit, so daß er sich als ein Sünder vor Gott erkennen lernte. Das Evangelium wurde ihm eine Kraft Gottes zum Heil. Er lernte an Jesum Christum glauben. Auch seine Frau wurde ein Eigentum Jesu, und so konnten sie jetzt den schmalen Pfad gemeinschaftlich gehen.

Der Herr ermahnt die Seinigen, den Weg auf dieser Erde in Furcht zurückzulegen, nicht in knechtischer Furcht, sondern in Furcht, irgend etwas zu tun, was Ihm mißfallen und Ihn betrüben könnte. Wenn ein Gläubiger diese Furcht nicht kennt, so ist er in Gefahr, daß er Rückschritte statt Fortschritte macht. Dann aber kann er für seinen Herrn kein Zeugnis sein. Leider zeigte es sich bei Willemssen und seiner Frau bald, daß diese göttliche Furcht ihnen fehlte. Vielleicht hatten sie sich beide noch nicht in dem Maße kennen gelernt, daß sie von sich selbst nichts Gutes, von der Gnade aber, die in Christo Jesu ist, alles erwarteten. Wie wir wissen, standen Willemssen Worte genug zu Gebote, und so kam es, daß er oft etwas sagte, was schöner klang als seine Handlungen waren.

Vor allem hatten van Dalen's, die mit Willemssen's unter einem Dach hausten, von der Veränderung, die mit den Nachbarsleuten vorgegangen

war, noch wenig gemerkt. Van Dalen hatte früher anderswo gewohnt und dort ein eigenes Geschäft besessen. Jahrelang war es ihm recht gut ergangen, so daß er sowohl wie seine Frau sich für richtige Glückskinder hielten. Doch das wahre Glück kannten sie nicht. Sie meinten genug zu haben an ihrem schönen, gemütlichen Heim, an ihrem guten Geschäft und an ihrem wirklich ausgezeichneten Verhältnis zueinander.

Van Dalen war auch ein Freund von geselligen Zusammenkünften. Nicht etwa sozialistischer Art. Bewahre! Es waren Zusammenkünfte, in denen man Ausspannung von der Tagesarbeit suchte, wo schöngeistige und wissenschaftliche Vorträge gehalten wurden, wo man die Liebe zum angestammten Fürstenhaus und zum Vaterland pflegte und sein Bestes tat, um dem sich immer mehr ausbreitenden Sozialismus einen Damm entgegenzusetzen. Die vielen Versammlungen, die häufig einen festlichen Charakter trugen, hatten aber zur Folge, daß van Dalen mit der Zeit ans Trinken kam. Denn ohne einen guten Trunk konnte ja doch kein Fest gefeiert werden. Die Folgen des Trinkens aber waren ernst genug. Sie bestanden in vermindelter Arbeitslust und Arbeitskraft und im Zusammenhang damit im Rückgang des Geschäfts. Auf die Dauer konnte van Dalen seinen Betrieb nicht aufrecht halten.

Um diese Zeit zog eine vornehme Familie an den Ort, wo van Dalen's wohnten. Es waren sonderbare Leute. Sie unterschieden sich äußerlich von der Allgemeinheit dadurch, daß sie, statt ihrem Vergnügen nachzugehen, Sonntagschule und Bibelstunde in ihrem Hause abhielten und dazu jung und alt, reich

und arm einladen. Sie hatten Erfolg mit ihren Bemühungen. Die Kinder gingen gern in die Sonntagschule, und die Bibelstunden wurden gut besucht, besonders von Frauen. Unter den Männern, die ihnen beiwohnten, war ein Freund von van Dalen, und dieser Mann erwies sich nicht als ein „vergeßlicher Hörer“, sondern als ein „Täter des Wortes“. Auch van Dalen's Frau war ein- oder zweimal hingegangen, und auch auf sie hatte das Gehörte Eindruck gemacht. Auf diese Weise vernahm der Mann ebenfalls einiges von den göttlichen Wahrheiten. Das, was er hörte, brachte ihn zum Nachdenken, und es kam so weit, daß er beschloß, ein anderes Leben zu beginnen. Wie ernst ihm dieser Entschluß war, bewies der Umstand, daß er, um den Verführungen durch seine Freunde aus dem Wege zu gehen, kurzerhand seinen bisherigen Wohnsitz verließ und in die Stadt zog. So kam er mit Willemssen's zusammen.

Lange wohnten die beiden Familien nebeneinander, ohne sich näher kennen zu lernen. Man grüßte sich, wechselte auch wohl einmal ein flüchtiges Wort, aber das war alles. Wie es zwischen Nachbarn häufiger zu gehen pflegt, kam es ab und zu auch zu kleinen Zwistigkeiten. Einmal hatten Willemssen's die Gasse nicht ordentlich gefegt, und das anderemal hatten van Dalen's Kinder sich ungehörig benommen. Das war an und für sich nicht so schlimm. Schade war nur, daß, nachdem Willemssen und seine Frau den Herrn gefunden hatten, sich bei ihnen ebenso wenig christliche Sanftmut und Friedensliebe zeigte wie vorher. Sie waren ihren Nachbarn gegenüber kein Zeugnis.

Doch Gott ist treu. Er sorgte dafür, daß Seine

Kinder aufwachten. Das älteste Töchterchen von Willemssen's wurde sterbenskrank. Die Sorge trieb die Eltern ins Gebet. Sie begannen zu fragen, was der Herr ihnen wohl mit der Krankheit sagen wollte, und das Ende war, daß sie sich ernstlich vor Ihm demütigten. So wurde ihnen die Trübsal zum Segen.

Um diese Zeit war es, daß eines guten Tages ein Fremder, wie sich nachher herausstellte, ein Evangelist, bei van Dalen's anklopfte und um eine Auskunft bat. Er ließ sich mit der Frau in ein Gespräch ein und machte die Entdeckung, daß er es mit einer heilsverlangenden Seele zu tun habe. Im Lauf der Unterhaltung fragte er, ob sie nicht die Familie Willemssen kenne, das seien doch Gläubige. Da aber verstummte Frau van Dalen mit einemmal. Sie sagte kurz: „Da wohnen Sie,“ und wandte dem Fremden, der ziemlich verdukt stehen blieb, den Rücken.

Der Fremde hatte ihr ein Blatt gegeben. Sie las es, und sein Inhalt bewegte ihr Herz. Sie beschloß, der am Fuß des Blattes stehenden Einladung zum Besuch einer Evangeliumsversammlung zu folgen. Ihrem Mann erzählte sie von dem Besuch, verschwieg aber, was der Fremde über die Familie Willemssen gesagt hatte, denn sie kannte sein scharfes Urteil.

Willemssen und seine Frau waren inzwischen wirklich andere geworden. Sie hatten Gottes mahnende Stimme verstanden. Ihr Kind war wieder gesund geworden, aber die Eindrücke, die sie durch die schwere Krankheit empfangen hatten, waren geblieben.

In der folgenden Woche waren sowohl Willemssen's wie van Dalen's in der angekündigten Ver-

sammlung. Am Schluß der Versammlung stand Willemssen auf und sprach das Dankgebet. Van Dalen wurde rot vor Ärger. „So'n Heuchler!“ sprach er zu sich selbst, und noch während des Gebets ging er hinaus, um in der nächsten Schenke seinen Ärger mit einem guten Tropfen hinunterzuspülen. Von der Zeit an konnte man ihn wieder häufiger am Biertisch finden. Er legte seinen Kindern nichts in den Weg, wenn sie zur Sonntagschule gingen, er selbst aber wurde aufs neue ein regelmäÙiger Wirtshausbesucher.

Als er eines Abends aus dem Wirtshause heimkehrte, blieb er einen Augenblick an der Tür seines Nachbarn Willemssen stehen, denn er hörte im Zimmer sprechen. Als er genauer lauschte, merkte er, daß Willemssen betete. „So'n Heuchler!“ sagte er wieder. Doch blieb er stehen, und als er seinen Namen nennen hörte, verdoppelte er seine Aufmerksamkeit. Willemssen bat, Gott möchte van Dalen auf den rechten Weg bringen, und er beschuldigte sich selbst, seinem Nachbar ein Hindernis gewesen zu sein.

„Dann ist er doch kein Heuchler,“ dachte van Dalen. Er ging in seine Wohnung und legte sich zu Bett, aber kein Schlaf wollte sich einstellen. Den ganzen nächsten Tag blieb er nachdenklich. Es wurde ihm klar, daß er ein Sünder war, der der Versöhnung mit Gott bedurfte. Am Abend nahm er sich eine Bibel, und als er hineinblätete, fiel sein Auge auf die Stelle: „Glücklich der, dessen Übertretung vergeben, dessen Sünde zugedeckt ist! Glücklich der Mensch, dem Jehova die Ungerechtigkeit nicht zurechnet . . .“ Er las den so ernstern und kostbaren Psalm mit tiefer Bewegung. Gottes Geist wirkte an seinem Herzen. Er brach vor Ihm zu-

sammen, und nicht lange dauerte es, da konnte er jubelnd einstimmen in das Wort des Psalmisten: „Du, du hast vergeben die Ungerechtigkeit meiner Sünde!“ Im Glauben an das Erbarmen Gottes, das in der Dahingabe Christi Jesu seinen vollkommensten Ausdruck gefunden hat, fand er den Frieden und das Glück seiner Seele.

Nach dieser großen Änderung im Leben van Dalen's dauerte es nicht mehr lang, bis auch sein Verhältnis zu seinen Nachbarn ein anderes wurde. Fortan wohnten sie nicht nur unter einem Dach, sondern auch in einem Geiste. Ihre Herzen waren nun durch ein Band, das Band der Liebe, miteinander verbunden.

Wie ein Jude zum Glauben kam

Ein in Los Angeles erschienener Traktat berichtet die Erfahrungen eines Hebräers, die er einem Diener Gottes erzählt hat, der in San Franzisko eine „Botschaft an Israel“ verkündigte. Der Bericht lautet:

Vor siebenzig Jahren wurde ich in Palästina geboren. Als Kind unterwies man mich, das Gesetz, die Psalmen und die Propheten zu lesen. Von klein auf ging ich in die Synagoge und lernte das Hebräisch der Rabbis. Anfangs glaubte ich, daß, wie man mich lehrte, unsere Religion die einzig richtige sei. Aber als ich aufwuchs und das Gesetz Gottes mit größerer Genauigkeit studierte, zog der Umstand meine Aufmerksamkeit auf sich, daß das Blut in sämtlichen von Gott eingesetzten Zeremonien eine sehr bedeutende Rolle spielte, während es bei den reli-

giösen Übungen, die mir auferlegt wurden, gänzlich fehlte. Häufig las ich 2. Mose 12 und 3. Mose 16 u. 17. Wenn ich über den Versöhnungstag und die Rolle, die das Blut dabei spielt, nachdachte, fing ich an zu zittern. Tag und Nacht klang mir der Vers in den Ohren: „Denn das Blut ist es, welches Sühnung tut durch (oder für) die Seele“. (3. Mose 17, 11.) Ich wußte wohl, daß ich das Gesetz Gottes häufig übertreten hatte und der Sühnung bedurfte. Jahr für Jahr, wenn der Versöhnungstag wiederkehrte, machte ich mir Gewissensbisse in der Erkenntnis, daß mir etwas fehlte, und beklagte, daß es kein Blut gab für meine Entsühnung.

Schließlich schüttete ich in meiner Gewissensnot einem alten, ehrwürdigen Rabbi mein Herz aus. Er hörte mich mit Interesse an und erzählte mir dann, daß Gott Seinem Volk Israel zürne, daß unsere geliebte Stadt Jerusalem im Besitz der Heiden sei, daß der Tempel zerstört worden, und daß man an seiner Statt eine mohammedanische Moschee erbaut habe. Ferner sagte er mir, daß es laut 2. Mose 12 und 3. Mose 17 nur in der Stadt Jerusalem erlaubt sei, das Blut unserer Opfer zu vergießen, daß die Stadt aber jetzt ein entweihter Ort geworden und unsere Nation über die ganze Erde zerstreut sei. „Dies ist der Grund dafür, daß bei unseren Opferungen kein Blut vergossen wird. Gott selbst hat diesem einen Kiegel vorgeschoben, und so ist es unmöglich, die Feierlichkeiten des Versöhnungstages zu begehen. Wir müssen uns jetzt auf den Talmud beschränken, die Vorschriften, die er uns gibt, innehalten und auf die Gnade Gottes und die Verdienste unserer Väter vertrauen.“

Ich gab mir Mühe, mich mit der Erklärung, die der gute Rabbi mir erteilte, zufrieden zu geben, aber es war mir unmöglich. Etwas in meinem Inneren sagte mir: Das Gesetz bleibt in seiner ganzen Strenge bestehen, wenn auch der Tempel zerstört worden ist. Nur das Blut und sonst nichts kann die Seele von Sünde befreien. Und wagen wir es nicht, das Blut unserer Opfer an einem anderen Orte, als an dem von Gott erwählten, zu vergießen, so bleiben wir unversöhnt.

Dieser Gedanke erfüllte mich mit Schrecken. In meiner Angst befragte ich viele andere Rabbis. Nur eine einzige Frage hatte ich ihnen vorzulegen: „Wo kann ich das Versöhnungsblut finden?“

Ich war über 30 Jahre alt, als ich Palästina verließ und nach Konstantinopel kam, die unbeantwortete Frage immer vor mir und meiner Sünden wegen in größter Unruhe.

Eines Abends ging ich durch die Stadt, als ich an einem Hause ein Schild sah, auf dem zu lesen stand, daß hier Versammlungen für Hebräer stattfänden. Neugierde bewog mich, die Tür zu öffnen und einzutreten. Nachdem ich mich gesetzt hatte, hörte ich den Prediger sagen: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde“. Die Worte erschütterten mich. Es war das erstemal, daß mir die christliche Wahrheit begegnete, und ich lauschte den Worten des Predigers mit verhaltenem Atem, als er uns erklärte, daß ohne Opferblut keine Vergebung zu erlangen sei, daß Gott aber Seinen eingeborenen Sohn, das Lamm Gottes, in den Tod gegeben habe, damit alle, die an Sein Blut glauben, Vergebung aller ihrer Sünden hätten.

Dieses Lamm Gottes sei der Messias. des 53. Kapitels des Jesaja. Es sei der Verlassene des 22. Psalms. Jesus habe Sein Blut gegeben, damit durch den Glauben an Ihn die Sünde von der Seele genommen werde.

Ich vertraute mich dem Erlöser an, und seitdem ist es meine Freude, das Neue Testament zu lesen und zu sehen, wie alle Schatten des Gesetzes in Jesu Christo ihre Erfüllung gefunden haben. Sein Blut ist für Sünder vergossen worden. Dieses Opfer hat der Gerechtigkeit Gottes Genüge getan, und es ist das einzige Mittel zur Errettung für den Juden wie für den Heiden.

Umgürtet mit Wahrheit

Eine Begebenheit aus vergangenen Tagen

Nach der glücklich überstandenen Vorstellung der 2. Kompanie des Westfälischen Pionier-Bataillons Nr. 7 folgte Appell im ersten Anzug, der bei der Besichtigung getragen worden war. Wer Soldat war, weiß, was bei solchen Gelegenheiten verlangt wurde. Da durfte beim kräftigsten Schlagen auf die Kleidungsstücke auch nicht ein Stäubchen sichtbar werden. So war denn vor dem wichtigen Ereignis in allen Stuben nach Noten geklopft, gebürstet und „die Brause“ benutzt worden. Die „Brause benutzen“ hieß, ein wenig Wasser über Röcke und Hosen pusten. Es war ein bekanntes Soldatenmittel, zwar verboten, aber sie wandten es doch alle an, um nur nicht „aufzufallen“.

Ernst, ein junger Rekrut, stand beim Appell mit in Reih und Glied. Immer wieder hörte er den Leutnant, der die Besichtigung vornahm, fragen:

„Haben Sie die Brause benutzt?“

„Nein, Herr Leutnant,“ könnte es jedesmal schlagfertig zurück.

Ernst wurde unruhig. Wie, wenn er nicht auch so fragt? dachte er bei sich. Ich bin ein Christ und darf nicht lügen. Eine andere Stimme in seinem Innern erwiderte: Ach was! Du würdest dich ja nur blamieren und samt deinen Kameraden bestraft werden, wenn du die Wahrheit sagtest. Es war kein leichter Kampf, der im Herzen des jungen Rekruten entbrannte. Jeder, der je in ähnlicher Lage war, wird es gut verstehen. Aber Ernst blieb Sieger. Er dachte an Daniel, der in weit schwierigerer Lage mit seinen Freunden den Entschluß gefaßt hatte, sich nicht mit der Tafelkost des heidnischen Königs zu verunreinigen. Das half ihm.

Der Leutnant kam näher und näher. Den Kameraden, die vor Ernst an die Reihe kamen, stellte er die gefürchtete Frage nicht, so daß unser Freund schon zu hoffen begann, er werde auch so davonkommen. Da stand der Offizier vor ihm.

„Haben Sie die Brause benutzt?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Eine Bewegung ging durch die Reihen. Das war noch nicht dagewesen. Der Offizier schaute Ernst an, sagte aber nichts. Er fragte auch die beiden Leute, die nach Ernst kamen, und sie sagten ebenfalls die Wahrheit.

„Schreiben Sie die Leute auf!“ befahl der Leutnant dann dem Feldwebel, „und lassen Sie die ganze Kompagnie nochmals antreten. Sie werden wohl alle die Brause benutzt haben. Nur die drei letzten haben die Wahrheit gesagt.“

Als der Appell zu Ende war und die Vorgesetzten sich außer Gesichtweite befanden, stürmte alles auf den armen Ernst ein.

„Wie kannst du so dumm sein, du Hammel!?“

„Nein, Dummheit ist das nicht,“ erwiderte Ernst ruhig. „Lügen kann jeder, auch der Dümteste. Gottes Wort sagt aber: „Ihr sollt nicht lügen!“ (3. Mose 19, 11.)

Das war ein gerades, ehrliches Wort. Aber der Herr umgab Ernst nach Seiner Verheißung „wie mit einem Schilde“. (Ps. 5, 12.) Niemand tastete ihn an. Immerhin dachte er mit rechter Besorgnis an den bevorstehenden Strafappell. Wie würde er auslaufen? Daß er seine Sachen noch einmal so gründlich wie möglich bearbeitete, und zwar diesmal ohne „Brause“, bedarf kaum der Erwähnung. Aber er war die Ursache, daß der Strafappell stattfinden mußte! Wie würde der Feldwebel ihn dafür „hochnehmen“! Doch es kam ganz anders, als er gedacht hatte. Statt daß er hochgenommen wurde, ging der Feldwebel sogleich auf ihn zu und sagte: „Geh in deine Stube. Ich weiß, daß deine Sachen in Ordnung sind.“

Wer war glücklicher als Ernst? Ja, der Herr war freundlich. Um Seinetwillen hatte er die Wahrheit bekannt, und jetzt bekannte Er sich zu ihm und half ihm in einer Weise, die sein Kleinglaube nie erwartet hätte.

Der Feldwebel entzog Ernst auch fernerhin sein Wohlwollen nicht. Er las gern mit seiner Frau die christlichen Schriften, die Ernst regelmäßig bekam, und als später der Burschenposten beim Major frei wurde, erhielt Ernst diese angenehme Stellung.

Viele Jahre sind seit den Tagen, in denen diese

einfache Begebenheit sich zutrug, verflossen. Ernst ist ein alter Mann geworden, aber noch heute blickt er dankbar auf diese freundliche Führung seines treuen Herrn in der Jugendzeit zurück.

Glücklich sind, die nicht gesehen und geglaubt haben

(Joh. 20, 29.)

Es sei denn, daß ich sehe der Hände Nägelmal
Und lege meine Finger in Seiner Wunden Zahl,
Die Er am Kreuz erlitten; es sei denn, daß Er spricht
Zu mir und vor mir stehet, sonst kann ich's glauben nicht.

So sprach ungläubig, zweifelnd dereinst des Thomas Mund,
So hat es nachgesprochen so mancher bis zur Stund';
So auch in unserm Herzen oft eine Stimme spricht:
„Es sei denn, daß ich sehe, sonst kann ich glauben nicht“.

Es sei denn! — O du töricht ungläubig Herz, so spricht
Auch in den schwersten Stunden der rechte Glaube nicht.
O nein, wo nichts zu sehen und alles uns verläßt,
Hält er mit einem „Dennoch“ an seinem Gott sich fest.

Ja, wo im tiefsten Dunkel man wandelt unverzagt,
Wo man auf Gottes Allmacht allein zu trauen wagt,
Wo Menschenkunst ihr Bestes und Letztes schon getan:
Das ist des Glaubens Boden, drauf er gedeihen kann!

„Es sei denn, daß ich sehe!“ — O sprich's hinfort nicht mehr!
Nein, sink' im Glauben nieder vor Ihm: „Mein Gott und Herr!“
Auch wenn Er nicht zu sehen und alles dunkel noch —
Denn selig, wer nicht siehet und glaubt von
Herzen doch!

G. S.

Verlag R. Brockhaus, Elberfeld

Für Sonntagschulen wird empfohlen :

Wandkarte der Biblischen Länder

nach Entwürfen
von Seminarlehrer Brammer

1,80 m × 2,60 m groß. Preis Grundzahl*) 15.-

Unterredungen über Biblische Geschichten

Bearbeitet von Otto Kunze, Darmstadt

Erste Lieferung (1. Buch Mose bis zur Geschichte Josephs
einschl. und das Buch Hiob (144 Seiten))

Broschiert Grundzahl* Mk. 1.20

In Halbleinen " " 1.80

Mit der Abnahme der 1. Lieferung verpflichten sich die
Besteller zur Abnahme des ganzen Werkes. Die neuer-
scheinenden Lieferungen werden sofort nach Erscheinen ohne
vorherige Mitteilung nachgeliefert.

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teue-
rungszahl des Börsenvereins der deutschen Buch-
händler (z. B. 8000) vervielfältigt, ergibt den Ver-
kaufspreis.

Inhalt:	Seite
An der Southern Pacific Eisenbahn	169
Die rettende Brücke	174
Nergal	180
Unter einem Dach	182
Wie ein Jude zum Glauben kam	190
Umgürtet mit Wahrheit	193
Glücklich sind, die nicht gesehen und geglaubt haben	196

Neu ist erschienen:

C. S. MacIntosh

Betrachtungen über das fünfte Buch Mose

(Früher 2 Bände, jetzt ein ca 500 Seiten starker Band)

Dritte neu durchgesehene und bearbeitete Auflage
In Halbleinen mit Goldtitel Mf. 4. — Grundzahl*)

Mit dem Erscheinen dieses Bandes ist die Reihe der

Betrachtungen über die fünf Bücher Mose

wieder vollständig.

Die Preise der ersten 4 Bände in Halbleinen mit Goldtitel:
je Mf. 2.50 Grundzahl*)

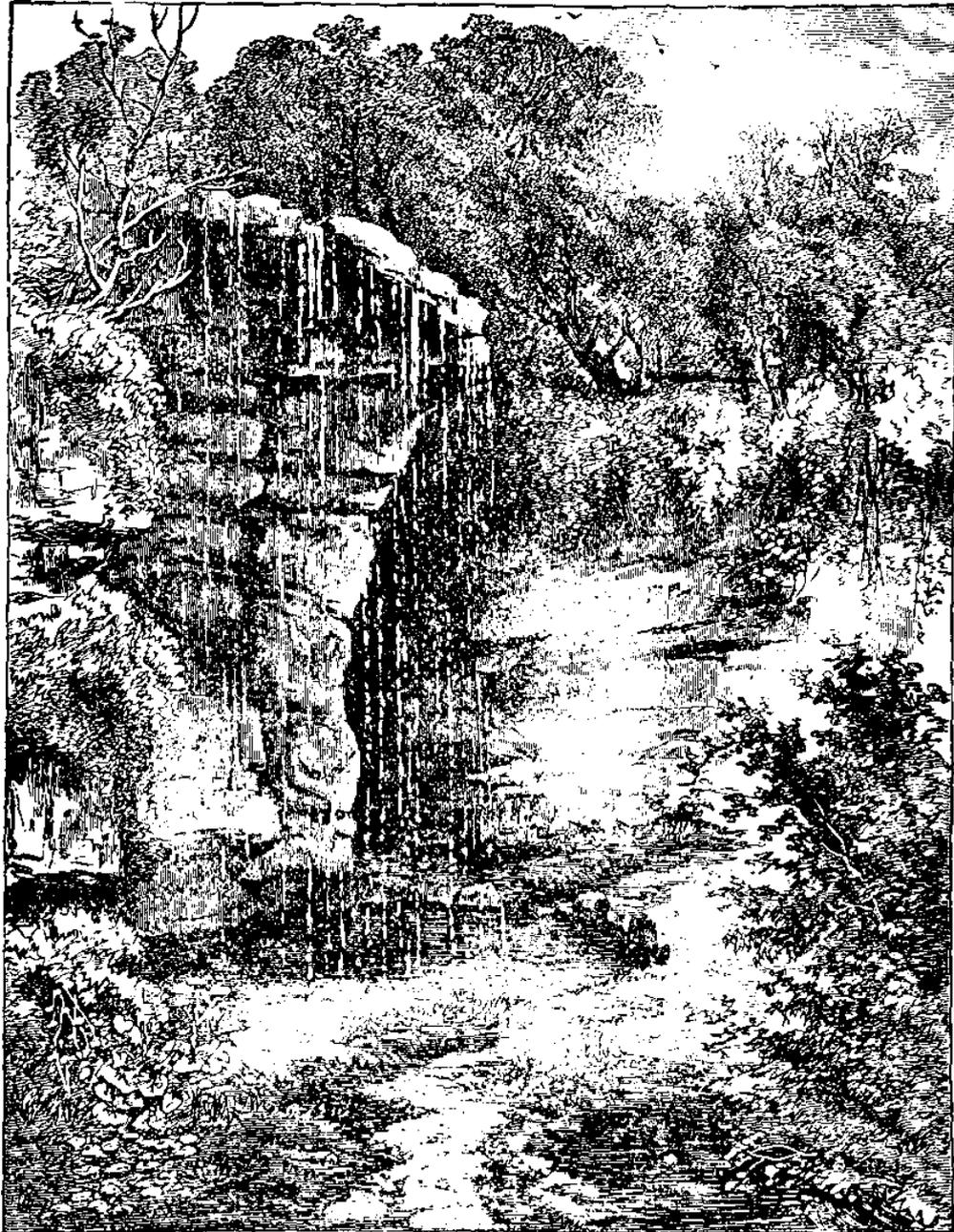
*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teue-
rungszahl des Börsenvereins der deutschen Buch-
händler (z. Z. 8000) vervielfältigt, ergibt den Ver-
kaufspreis.

In Amerika bestelle man bei
Mr. Anton Weise
Paterson N. J.
233 North 7th Street

Gebruckt bei G. u. B. Brockhaus, Albersfeld, Baustraße 47.

Samenkörner

410. Heft / August 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld,
Postfach 227

Heft - Preis 10 Pfennig (Grundzahl)

Zur Verteilung werden empfohlen:

Evangeliums // Hefchen

achtseitige (Nr. 101 - 124)

Der sterbende Kapitän / „Zwei sind für mich gestorben.“ / „Wissen Sie das sicher?“ / Die letzte Warnung / Kein Unterschied / Das einzige Heilmittel / Der bedeutungsvolle Strich / Johannes drei, sechzehn / „O diese lange, schwarze Liste!“ / „Jenes eine Wort.“ / Der unbekante Gott / Die kleine Sängerin / „Wo geht's dann hin?“ / Es ist genug / Beheilt / Endlos / „Um euretwillen arm.“ / „Suchet, und ihr werdet finden.“ / Bewarnt / Draußen

Das Hundert 50 Pfennig (Grundzahl*)

Evangeliums // Hefchen

sechzehnseitige (Nr. 126 - 144)

„Ich habe nie etwas Böses getan.“ / Be-
rettet / „Ich gehe verloren!“ / Die Bibel in der
dunkeln Laube / „Es will nicht sinken!“ / Mar-
garete oder: Das Kleid der eigenen Gerechtigkeit /
Was Gott tut / Schneewasser / Die beiden Alexander /
Umsonst / Zwei Spaziergänge / Endlich gefunden /
Beinahe / „Jetzt oder nie!“ / Beinahe ein Mör-
der, und dennoch . . . / Ein Gesetzesübertreter /
Offene Türen / Der kostbare Schatz / „Einst hätte
es vielleicht sein können.“

Das Hundert Mk. 1. - (Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Der Pharisäer und der Zöllner

„**E**in reicher Mann starb und wurde begraben.“
 Er lebte und starb als ein Pharisäer. Seine Bibel war mit Anmerkungen aus seiner Feder von Anfang bis zu Ende übersät, aber aus all diesen Anmerkungen ging hervor, daß seine Ansichten richtig, diejenigen Gottes aber verkehrt waren. Er hatte keinen Heiland nötig, denn er baute auf seine eigene Gerechtigkeit, und gleich dem Pharisäer in Luf. 18 war er in seinen eigenen Augen durchaus gerechtfertigt. Als es zum Sterben ging, ließ er den Pfarrer seiner Gemeinde holen und besprach mit ihm die Einzelheiten seines Begräbnisses. Als Text für die Leichenpredigt wählte er die Stelle: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Verstande“, und fügte hinzu: „So habe ich es mein ganzes Leben gemacht“.

Der arme Mann! Er hatte nie in Gottes Gegenwart geweilt, sonst hätte er gewußt, daß das, „was unter den Menschen hoch ist, ein Greuel ist vor Gott“. (Luf. 16, 15.) Denn „da ist kein Gerechter, auch nicht einer“. (Röm. 3, 10.)

Was war das Ende des reichen Mannes in Luf. 16? Wo finden wir ihn, nachdem er „gestorben und begraben worden war“? Es heißt von ihm: „Er schlug in dem Hades seine Augen auf, als er in Qualen war“. Und was wird das ewige Schicksal dieses anderen reichen Mannes sein?

Nicht weit von dem Hause, in welchem die Leiche des reichen Mannes unter Palmen und Lorbeerbäumen aufgebahrt war, saß ein armes Weib weinend in ihrer armseligen Behausung. Warum weinte sie? Sie führte ein Leben in Kummer und Elend, schlimmer, als ich es beschreiben könnte. Ihr hatte nie ein blauer Himmel gelacht. Aber deswegen weinte sie nicht. Nein, sie weinte unter ihrer Sündenlast. Dabei war sie nicht etwa eine Sünderin in landläufigem Sinne. Sie hatte ehrbar gelebt. Ihre Nachbarinnen hatten ihr manchmal höhrend gesagt, sie bilde sich wohl ein, besser zu sein als sie alle. Ich weiß nicht, ob sie ihr damit unrecht getan hatten oder nicht. Jedenfalls war es jetzt anders. Schon seit Wochen wußte sie, daß ihr „Herz arglistig war, mehr als alles, und daß es verderbt war“. (Jerem. 17, 9.) Schon seit Wochen hatte sie wie der Zöllner im Gleichnis kaum gewagt, ihre Augen zu Gott zu erheben, sondern hatte, an ihre Brust schlagend, geschrien: „O Gott, sei mir, der Sünderin, gnädig!“ Sie wußte nicht, daß der Herr ihr so nahe war wie einst jenem sündigen Weibe in Luk. 7, dem Er die köstlichen Worte sagte: „Deine Sünden sind vergeben“, wußte nicht, daß der Herr „denen nahe ist, die zerbrochenen Herzens sind, und daß Er rettet, die zerschlagenen Geistes sind“. (Ps. 34, 18.) Sie wußte nicht, daß Er Tränen liebt, die um der Sünden willen geweint werden.

„Ich bin eine solche Sünderin!“ sagte sie zu mir, als ich neben ihr saß. „Ich glaube, ich werde jeden Tag schlechter.“

Das gleiche hatte sie mir in den letzten Tagen wer weiß wie oft gesagt.

Wir schlugen Jes. 53 auf und lasen: „Er war verachtet und verlassen von den Menschen, ein Mann der Schmerzen und mit Leiden vertraut, und wie einer, vor dem man das Angesicht verbirgt; Er war verachtet, und wir haben Ihn für nichts geachtet.“

„So hab' ich's gemacht,“ rief sie.

Wir lasen weiter bis zum sechsten Vers: „Wir alle irrten umher wie Schafe.“

„So hab' ich's gemacht,“ rief sie wieder.

„Wir wandten uns ein jeder auf seinen Weg.“

„So hab' ich's gemacht.“

„Und Jehova hat Ihn treffen lassen unser aller Ungerechtigkeit.“

„Ja,“ sagte sie, und zum erstenmal schien ein Lichtschimmer in ihre Seele zu fallen, „aber ich bin doch die größte Sünderin von allen.“

„Nun,“ versetzte ich, „dann gibt es im Neuen Testament eine Stelle, die gerade für Sie paßt.“ Damit schlug ich 1. Tim. 1, 15 auf und las: „Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten, von welchen ich der erste bin“.

„O ja,“ rief sie aus, „das bin ich. Aber“ — und damit veränderten sich mit einemmal ihre Züge, es war, wie wenn die Sonne plötzlich aus dunklen Regenwolken hervorlacht — „o jetzt verstehe ich es: Jesus ist gekommen, um Sünder zu erretten, solche, wie ich bin. Ich dachte immer, ich hätte zuerst gut werden müssen.“

„Nein,“ erwiderte ich, „Christus ist für uns gestorben, als wir noch Sünder waren. Er starb für Gottlose.“ (Röm. 5.)

Dieser Augenblick war entscheidend. Die Bürde schwand, die so lange auf ihr gelastet hatte. Mit glücklichem Herzen konnte sie Gott dafür danken, daß Er sie errettet hatte um den Preis des Lebens Seines eigenen Sohnes.

Es war einmal ein Mann, der sich rühmen konnte, tadellos als Pharisäer gelebt zu haben. Sein Name war Saulus von Tarsus. Nachdem er aber Christum in der Herrlichkeit gesehen hatte, nannte er sich „den ersten“ der Sünder. Da wußte er, daß seine eigene Gerechtigkeit in Gottes Augen nichts wert war, und daß er einer anderen Gerechtigkeit bedurfte, „der Gerechtigkeit aus Gott durch den Glauben“. (Phil. 3, 9.)

Gott gebe, daß, solltest du, lieber Leser, auch nur ein wenig von einem Pharisäer an dir haben, deine Augen geöffnet werden möchten, um dich in göttlichem Lichte zu sehen! Denn geschieht das nicht, und gehst du, so wie du bist, in die Ewigkeit hinüber, so wirst du einst, wie der reiche Mann, deine Augen in Qualen öffnen, aber dann ist keine Hilfe mehr möglich.

Geht es dir aber ähnlich wie dem armen Weibe, das über seine Sünden weinte, so höre die Worte des Herrn: „Ihre vielen Sünden sind vergeben“. Er, der zur Rechten Gottes Verherrlichte, ist noch genau der gleiche Jesus wie damals, als man von Ihm sagte: „Dieser nimmt Sünder auf“. Wenn du ein Sünder bist und zu Ihm kommen willst, so nimmt Er dich auf.

Noch eine Begebenheit möchte ich, im Anschluß an das oben Mitgeteilte, erzählen.

In einem Dorfe hatte ich, so berichtet ein Evan-

gelist, allwöchentlich am Mittwochabend das Evangelium verkündigt. Eines Abends ging uns am Schluß der Versammlung die Mitteilung zu, ein Mann, der plötzlich schwer erkrankt sei, wünsche dringend, mich zu sprechen. Ich ging sogleich zu ihm und fand ihn in einem kleinen, düster und unfreundlich aussehenden Zimmer. Auf dem Tisch stand eine Arzneiflasche, daneben ein trübe brennendes Licht. Ich nahm auf dem einzigen vorhandenen Stuhl neben dem unsauberen, schlecht gemachten Bett Platz. Der Kranke war in den mittleren Jahren und hatte, wie es mir vorkam, nur noch ganz kurze Zeit zu leben. O, wie er stöhnte und jammerte! Welch trostlose Blicke er mir zuwarf!

„Sind Sie zum Sterben bereit?“ fragte ich ihn.

„Nein,“ stöhnte er, „ich gehe verloren.“

„Aber,“ versetzte ich, „um Verlorene zu erretten, dazu ist Christus Jesus in die Welt gekommen. Es ist Heil und Rettung für Sie zu finden, wenn Sie sich im Glauben zu Jesu wenden.“

„Nein, nein“, erwiderte er. „Ich bin ein solcher Sünder! Ich bin verloren!“

Längere Zeit blieb ich bei dem Kranken und gab mir alle Mühe, ihm aus Gottes Wort zu zeigen, daß, so groß auch seine Sünden sein mochten — und in der Tat, sie waren groß; er war ein schlechter Charakter und hatte ein böses, gottloses Leben hinter sich — doch „das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, uns von aller Sünde reinigt“. Aber er konnte offenbar meine Worte nicht aufnehmen oder wollte es nicht. Jedenfalls blieb er dabei, daß Gott ihn mehrfach gewarnt habe, und daß es jetzt zu spät für ihn sei.

Es war eine ernste Szene, und ich verließ den Mann mit schwerem Herzen. Es gibt doch nichts Schrecklicheres auf Erden, als ein Sterbebett ohne Christum, denn daß der Mann im Sterben lag, das stand für mich fest.

Am nächsten Tage mußte ich den Ort verlassen und kehrte auch über ein Jahr lang nicht dahin zurück. Als ich dann wieder in dem Dorfe war und mich nach dem Mann erkundigte, hörte ich zu meiner Überraschung, er habe sich wieder erholt und sei anscheinend ganz gesund. Kurz darauf traf ich ihn auf der Straße. Keine Spur von Angst war mehr an ihm wahrzunehmen. Er war so gleichgültig, wie je in seinem Leben. Ich lud ihn ein, zu den Versammlungen zu kommen, die diesmal in einem Zelt im Dorfe stattfanden.

„Ich will sehen,“ oder: „Ja, ja, ich will daran denken,“ das war das einzige, was er versprach, aber es war ihm gut anzumerken, wie gleichgültig ihn die Einladung ließ. Er ist auch nicht gekommen. Noch mehrmals hatte ich Gelegenheit, mit ihm zu reden und ihm die schreckliche Gefahr zu schildern, in die seine Gleichgültigkeit ihn stürzen würde, aber es war umsonst.

Als ich eines Abends, an dem Gottes Geist sichtbarlich in unserer Mitte wirksam gewesen war, aus dem Zelt zurückkehrte, sah ich den Mann auf der Straße stehen. Ich habe das Bild noch heute vor Augen. Er stand da, die Pfeife im Mund und die Hände in den Hosentaschen. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„H., ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

„So?“ versetzte er gleichgültig.

„Ja,“ fuhr ich fort. „Es ist etwas Ernstes, und ich bitte Sie deshalb dringend, auch ernst darüber nachzudenken.“

„Nun, so sagen Sie doch, was es ist!“

„Sie sind auf dem Wege zur Hölle, H. Und zwar geht es schnell mit Ihnen dem Verderben zu. O H., mein armer Freund, Sie tun mir von ganzem Herzen leid.“

„Nun, das will ich doch nicht hoffen, daß ich auf dem Wege zur Hölle bin,“ erwiderte er, und für einen Augenblick kam es mir vor, als ob seine Gleichgültigkeit einer gewissen Unruhe Platz mache. „Nein, so schlimm wird's wohl nicht sein!“

„Es ist so schlimm,“ wiederholte ich mit tiefem Ernst. „Die Gefahr, in der Sie schweben, ist riesengroß. Möge Gott Ihnen die Augen aufstun, daß Sie sie erkennen!“

Darauf lud ich ihn nochmals dringend ein, zur Versammlung zu kommen.

Mit wirklicher Spannung wartete ich am nächsten Abend auf sein Erscheinen. Aber er kam nicht, weder an diesem noch an den folgenden Abenden.

Übermals ging ein Jahr dahin. Es war im Sommer 1883. H. war mit Erntearbeiten beschäftigt. Eines Tages stand er auf einem hohen Heuschober. Plötzlich wankte er und stürzte aus beträchtlicher Höhe zur Erde. Schwer verletzt wurde er fortgetragen. Wieder redete Gott mit ihm. Zwei Tage lang lag er mit vollem Bewußtsein zu Bett. Man sprach mit ihm über das Heil seiner unsterblichen Seele. Aber sein Gewissen war durch die Sünde so eingeschläfert, daß er gefühllos und hart war wie ein Stein. Am dritten Tage stand er auf, sank aber

im nächsten Augenblick tot zu Boden. Seine Seele ging an ihren Ort. Wohin, ach, wohin?

Salomo sagt: „Ein Mann, der, oft zurechtgewiesen, den Nacken verhärtet, wird plötzlich zerschmettert werden ohne Heilung“. (Spr. 29, 1.)

Einmal ist — einmal

Das Sprichwort sagt zwar: Einmal ist keinmal! Aber das ist ein ganz verlogenes Wort, und man muß sich wundern, daß es denkende Menschen gibt, die es so oft und so unbedacht nachsprechen. Wenn ich einmal dies oder das getan habe oder da oder dort gewesen bin, so ist es die Unwahrheit, wenn ich behaupte: Ich habe es keinmal getan; ich war noch keinmal dort! Einmal ist eben einmal, das wird durch kein Rechenkunststück anders, und offen sei es gesagt, daß dieses Wort nirgendwo anders herkommt als aus des Teufels Apotheke, denn es ist ein Rezept für Menschen, die ihr Gewissen betäuben wollen, ehe sie irgend eine Sünde zu tun sich anschicken, oder für solche, die nach begangener Tat in diesem Lug- und Trugworte ein Beruhigungsmittel für ihr klopfendes Gewissen zu finden meinen.

Einmal ist einmal! Das gilt nicht nur von jeder Handlung, sie sei gut oder böse, das gilt auch vom Leben selbst und auch — vom Sterben. Der Mensch lebt sein Erdenleben nur einmal, und auch vom Sterben sagt das Wort Gottes ernst und klar: „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben, danach aber das Gericht“. (Hebr. 9, 27.) Wer sich das von

Jugend auf allezeit vor Augen hält, der wird sicher die Tage seines Lebens mit größerer Sorgfalt ausnutzen und ausgestalten als einer, der ohne das Bewußtsein der hohen Verantwortlichkeit über sein Tun und Lassen in den Tag hinein lebt mit dem trügerischen Troste: Mit dem Sterben ist's noch weit hin, und zum Frommwerden ist's im Alter auch noch Zeit! Wer aber kann diejenigen alle zählen, die sich mit dieser Rechnung gründlich verrechnet haben um den Preis ihrer unsterblichen Seele?

Ein altes Wort sagt, daß man sein Leben gleich in Reinschrift schreiben, sich also vorm Verschreiben, vor Fehlern und Flecken hüten möchte. Ach, wer das doch fertig brächte! Es ist von Adam an, der die göttliche Reinschrift seines Lebens so arg verdorben hat, noch keiner über die Erde gegangen, der das vermocht hätte, außer dem Einen, der zwar in allem den Brüdern gleich geworden, in allem versucht worden ist, aber ohne Sünde, heilig und unbefleckt war. Er aber ist's, der sich dir anbietet als Retter und Sündentilger, als Führer und Bewahrer, damit wenigstens der noch übrige Teil deines Lebens (wie groß oder klein mag er wohl noch sein?) eine gute Reinschrift werde, auch wenn der schon vergangene Teil unter das Wort fällt: „Welche Frucht hattet ihr denn damals von den Dingen, deren ihr euch jetzt schämt?“ (Röm. 6, 21.)

Einmal nur leben wir — einmal nur sterben wir — danach aber das Gericht! Mit heiligem Ernst laßt uns diese Tatsache erwägen und die göttliche Stellung dazu einnehmen, weil dabei für uns ungeheuer viel auf dem Spiele steht. Es handelt sich, lieber Leser, nicht um den Wert oder Unwert deines

Lebens in den Augen der Menschen, sondern in den Augen Gottes. Es handelt sich um ein freudiges und zuversichtliches, oder ein banges, angsterfülltes Sterben, um ein ewiges Wohnen im Licht oder in der Finsternis — und du wolltest in Gleichgültigkeit gegen Gott und das Heil deiner Seele weiter dahingehen? Gott will, daß wir in Wahrheit zu denen gehören, von denen der Apostel die herrlichen Worte schreiben konnte: „Sei es, daß wir leben, wir leben dem Herrn; sei es, daß wir sterben, wir sterben dem Herrn. Sei es nun, daß wir leben, sei es, daß wir sterben, wir sind des Herrn.“ (Röm. 14, 8.)

Diese Worte kann man häufig an offenen Gräbern hören. Wie oft aber stimmen sie nicht überein mit dem Leben und Sterben dessen, der von dannen ging. Ob sie einst über dein Grab, lieber Leser, wie ein Siegeswort erklingen werden oder wie leerer Schall? Und hättest du noch keine klare Stellung zu Christo, wüßtest du vielleicht noch gar nicht recht, was mit Ihm und Seinem herrlichen Erlösungswerk anfangen, so laß dir die ganze Heilswahrheit in Bezug auf Sein stellvertretendes Opfer, das Er für uns sündige Menschen dargebracht hat, sagen mit den Worten eines Kindes, das in der Sonntagschule auf die Frage: „Was willst du tun, wenn du stirbst und vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen mußt?“ die freudige Antwort gab: „Christus ist für Sünder gestorben. Ich werde mich hinter Ihn verstecken. Gott kann dann nicht mich, sondern nur Christus sehen.“

O du glückliches Kind, du hast's erfaßt, was der Verstand der Verständigen oft lebenslang nicht zu begreifen vermag, was der kindliche Glaube aber sein köstlichstes Besitztum nennen darf! Ja, „ebenso wie

es den Menschen gesetzt ist, einmal zu sterben, danach aber das Gericht, also ist auch der Christus einmal geopfert worden, um vieler Sünden zu tragen“ — auch deine Sünden, so du von Herzen glaubst an den geopferten Versöhner, der dich im Leben wahrhaft glücklich und im Sterben fröhlich und getrost machen kann, weil denen, die des Glaubens an Christum sind, keine Verdammnis mehr droht, sondern Heil und Herrlichkeit in Ewigkeit zu teil wird.

G. S.

Die Märtyrer von Amoria

Es war im Jahre 848, als die Sarazenen in die Landschaft Phrygien in Kleinasien einbrachen und sich in wilder Eroberungssucht vor den Toren und Mauern der Stadt Amoria lagerten. Das Gerücht von der Ankunft der gefürchteten Feinde verbreitete Angst und Schrecken in der Stadt. Nicht nur die Frauen und Kinder weinten und jammerten, auch den meisten Männern wollte der Mut sinken, denn der Ruf von der erbarmungslosen Grausamkeit der Feinde, die teils Heiden, teils Mohammedaner waren, hatte sich längst durch ganz Kleinasien verbreitet, und händeringend sahen die Bewohner von Amoria dem Untergang ihrer Stadt und ihrem gewissen Tod entgegen.

In dieser Bedrängnis war es ein Hauptmann der Besatzung — er hieß Theodor — der allein den Kopf oben behielt. Doch schlossen sich, wie das gewöhnlich geschieht, wenn ein tatkräftiger Mensch die Führung ergreift, mehrere Männer, die eines Herzens und Geistes mit Theodor waren, ihm an. Sie gin-

gen auf den Marktplatz, wo eine große Menschenmenge versammelt war, und hier nahm Theodor das Wort und hielt etwa folgende Rede:

„Edle Einwohner dieser Stadt, meine lieben Landsleute! Was wollt ihr euch quälen mit knechtischer Furcht und unnützen Besorgnissen? Waltet nicht die Kraft des Herrn über uns, die aus aller Gefahr allmächtig herauszuziehen weiß? Verlaßt den Glauben an Jesum Christum nicht! Er ist unser Schild gegen die Pfeile des Heidentums und die gewaltige Lanze in das Herz des Unglaubens und der Lüge. Brüder, mit dieser göttlichen Waffe siegen wir auch im Tode. Damit ihr aber sehet, daß alles, was in menschlicher Macht steht, geschieht zur Erhaltung unseres Lebens und unserer Stadt, so wisset, daß unsere Besatzung bereit steht, dem Feinde den Eingang tapfer zu verwehren. Und so Gott will, werden wir uns halten, bis der Kaiser Hilfe sendet. Jeder, der ein mutiges Herz im Leibe und eine Waffe in der Hand hat, folge uns auf die Mauern! Ihr aber, die ihr zu schwach seid, Waffen zu führen, ihr Weiber, Kinder und Greise, geht hin und sendet euer Flehen hinauf gen Himmel um Rettung oder, wenn der Herr der Heerscharen es anders beschlossen hat, um Ausdauer im Glauben und Leiden.“

So sprach der fromme Hauptmann. Seine Worte machten Eindruck. Alle wehrfähigen Männer der Stadt folgten ihm auf die Mauern, um die Besatzung zu verstärken, und diejenigen, die zum Waffendienst untauglich waren, versammelten sich zum Gebet. Theodor verrichtete Wunder der Tapferkeit, und sein Beispiel wirkte derart, daß auch seine Mitkämpfer der gewaltigen Überzahl der Feinde nicht

achteten, auch nicht ihrer schrecklichen Drohungen mit Martern und Tod, für den Fall, daß es ihnen gelingen würde, die Stadt einzunehmen. Alle waren entschlossen, sich, wenn eben möglich, so lang zu halten, bis sie vom Kaiser Hilfe erhielten. Die Hilfe aber ließ auf sich warten, und der Glaube der Männer, von denen manche sicherlich wahre Christen waren, wurde auf eine schwere Probe gestellt.

Eines Nachts hörten die auf der Mauer Wachehaltenden ein unheimliches Waffengeklirr mitten aus der Stadt. Es klang umso unheimlicher, als alle waffenfähigen Männer auf oder an den Mauern versammelt waren. Das Rätsel fand bald eine schreckliche Lösung. Ein Bote erschien im Zelte des Hauptmanns und meldete zitternd und klagend, die Sarazenen seien in der Stadt und zögen mit Fadeln und Pechkränzen durch die Straßen. Die Bestätigung dieser Kunde ließ nicht lange auf sich warten. Ein Schwarm der Feinde näherte sich. An ihrer Spitze marschierte ein Mensch aus dem schlechtesten Pöbel der Stadt. Er mußte den Verräter gespielt und den Feinden den geheimen Eingang in die Stadt gezeigt haben. Jetzt war keine Rettung mehr möglich. Durch Waffengewalt war nichts mehr zu erreichen. Wenn Gott nicht ein Wunder tat, waren alle verloren.

Theodor verlor den Kopf nicht. Er hatte für den äußersten Fall bereits seinen Plan gefaßt. Er ließ sofort jeden Widerstand einstellen und befahl den Kriegern, zu den Thyrren zu eilen.

„Sagt ihnen, sie sollten ausharren im Glauben. Bald wird ihnen die Siegestrone zuteil werden. Ich aber werde hier den Feind empfangen und für euch

alle sterben. Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch!"

Die meisten der Krieger eilten davon. Aber ein- und vierzig tapfere Männer blieben bei ihm, fest entschlossen, mit ihm für den wahren Glauben zu leben und zu sterben. Unter ihnen waren seine besten Freunde.

Als die Feinde nahe herangekommen waren, trat er ihnen an der Spitze seiner Getreuen entgegen.

„Hier habt ihr, was ihr wollt,“ sprach er ruhig. „List oder Verräterei hat uns in eure Hände gespielt. Unser Glaube, den ihr verachtet, wird darum keinen Fußbreit aus unseren Herzen weichen. Nehmt uns, peinigt uns auf jede Art! Nur schont der armen Weiber und Kinder dieser Stadt!“

Der Anführer der Sarazenen lachte grimmig in seinen schwarzen Bart, stieß die Lanze in die Mauer und rief:

„So wahr dieser Speer in feindlicher Mauer steckt, so wahr soll euer Auge keinen freundlichen Strahl der Sonne mehr grüßen.“

Darauf befahl er, die Gefangenen zu fesseln und sogleich nach Syrien fortzuschleppen. Die Tapferen ergaben sich still und gefaßt in ihr Schicksal. Sie wußten, was ihnen bevorstand. Immerhin hatte das Opfer, das sie freiwillig brachten, zur Folge, daß der feindliche Führer die Häuser Amorias größtenteils unberührt ließ. Er befahl auch kein allgemeines Gemetzel. Was freilich die armen Frauen und Kinder der Stadt von den wilden Kriegern des zügellosen Heeres zu erdulden hatten, war schrecklich genug. Doch werfen wir einen Schleier über diese Dinge. Wer das Menschenherz ein wenig kennt, weiß, daß

der Mensch fähig ist, unter das Tier herabzusinken. Drei Tage dauerte der Aufenthalt des Heeres in der Stadt. Dann zog es ab, um seine Grausamkeiten anderswohin zu tragen.

In Syrien schmachteten die zweiundvierzig christlichen Krieger im dunkelsten Kerker. Kein Sonnenstrahl fiel in das dumpfige Gewölbe. Für Hunger und Durst gab es nichts wie Wasser und Brot. Niemand wurde zu ihnen gelassen als ihre Wächter und Hentler, und diese durften nur bei ihnen weilen, um ihnen die nötigste Speise zu verabreichen oder sie zu peinigen und zu quälen. Auf diese Weise hoffte man, die christlichen Helden im Glauben irre zu machen und sie zum Islam zu bekehren.

Die Kunde von diesen Dingen war natürlich dem damals herrschenden byzantinischen Kaiser Theophilos, auf dessen Hilfe die Verteidiger von Amoria vergebens gewartet hatten, zu Ohren gekommen. Er sandte sogleich Boten mit einem gewaltigen Lösegeld nach Syrien, um die Männer, unter denen sich ein Verwandter der kaiserlichen Familie befand, loszukaufen. Aber den Boten wurde geantwortet:

„Wir haben keine Kriegsgefangenen, sondern Christen, die sich freiwillig in unsere Hand gegeben haben. Es liegt an diesen selbst, ob sie die Freiheit wiedererlangen oder nicht. Wenn sie den Glauben an den Nazarener abschwören, sollen sie ohne Lösegeld in ihre Heimat zurückkehren.“

Mit dieser Antwort mußten die kaiserlichen Gesandten sich begnügen. Traurig zogen sie zu ihrem Herrn zurück. Theodors und seiner Genossen Schicksal war besiegelt. Keiner von ihnen leistete dem An-

sinnen des Sarazenenfürsten, Mohammedaner zu werden, Folge. Ob man ihnen drohte, ihnen ihr Schicksal in den schwärzesten Farben ausmalte, oder ob man sie durch wundervolle Geschenke und glänzende Versprechungen zu gewinnen suchte, keiner von ihnen wankte. In dem Glauben an Jesum Christum, in welchem sie Heil und ewiges Leben gefunden hatten, wollten sie sterben. Das Ende war, daß sie sämtlich zum Tode durch das Schwert verurteilt wurden.

Der Morgen der Hinrichtung graute. Zahllos war die Schar der Neugierigen, die sich um die Richtstätte versammelt hatten. Hunderte von Henkern umgaben die unschuldigen Opfer, die mit entblößtem Nacken da standen. Laut riefen sie mit einer Stimme, so daß alle es hören konnten: „Die Lehre Mohammeds ist falsch. Jesus allein ist unser Herr und Heiland. Nach Seinen Wohnungen verlangen wir.“

Der Sarazenenfürst war selbst zugegen. Er kannte die Männer als tapfere Helden, und viel wäre ihm daran gelegen gewesen, sie seinem Willen untertänig zu machen. Besonders viel lag ihm daran, Hauptmann Theodor zu gewinnen. Dieser war früher an des Fürsten Hof gewesen, hatte ihn dann verlassen, war dem Bekenntnis nach Christ geworden und hatte sich sogar eine Zeitlang dem geistlichen Stand gewidmet. Darauf aber hatte er längere Zeit ein ausschweifendes Leben geführt, hatte dem Priesterstande wieder entsagt und war Kriegsmann geworden. Dies mußte der Fürst erfahren haben, denn er nahm ihn beiseite und sprach:

„Ich weiß wohl, wer du bist. Da du Priester warst, magst du Christ gewesen sein. Aber seitdem

du Krieger geworden bist, um Menschenblut zu vergießen, kannst du nicht mehr als Christ gelten. Pfui, Theodor! Hinweg mit dieser Verstellung! Zeige dich, wie du bist. Verlaß den Nazarener, an den du doch nicht glaubst! Gib dich vor dem Volke als einen treuen Anhänger Mohammeds zu erkennen! Seine Kraft wird dich augenblicklich vom Tode erretten.“

Der Hauptmann schüttelte den Kopf und erwiderte laut, so daß jedermann ihn verstehen konnte:

„Fürst der Sarazenen! Mit schmerzlichen Reuetränen bekenne ich vor dir und deinem ganzen Volke, daß ich meinen Gott und meinen Heiland schwer beleidigt und betrübt habe und den Namen eines Christen nicht mehr verdiene. Allein, da Gottes Barmherzigkeit nach der Lehre unseres Heilandes Jesus Christus unendlich ist und Er denen, die von Herzen glauben, Gnade zuteil werden läßt, so hoffe ich zuversichtlich, Er werde meinen Märtyrertod als aufrichtigen Beweis meiner Umkehr annehmen und auf Grund des Sühnungsblutes Seines Sohnes meiner Missetat nie mehr gedenken. Denn sage mir, o Fürst, wenn du einen Diener hättest, der dir treulos entflohen wäre, aber dann reuig zu dir zurückkehrte und für dich und deine Ehre mit Freuden in den Tod ginge — würdest du wohl seiner vorigen Untreue noch zürnend gedenken? Du nun bist nur ein Mensch und ein Ungläubiger. Der aber, den ich bekenne, und für den ich sterbe, ist der ewige Allerbarmere.“

So sprach der heldenmütige Mann. Der Fürst wußte ihm nichts zu erwidern. Er war geschlagen. Da sich aber ein Gemurmel unter dem Volk hören ließ, von dem einige wohl Mitleid mit dem Christen-

hauptmann haben mochten, die meisten aber ihn und sein Bekenntnis haßten, so winkte er rasch mit der Hand. Es war das Zeichen zur Hinrichtung. Während der Sarazene mit gefurchter Stirne, einen Stachel im Herzen, davonritt, kniete Theodor nieder. Die anderen folgten seinem Beispiel, und als eben die Sonne ihre ersten Strahlen über die Erde sandte, hatten die zweiundvierzig Märtyrer von Amoria überwunden.

Unser Herr Jesus sagte einst, als Er durch Palästina wandelte: „Ein jeder, der mich vor den Menschen bekennen wird, den werde auch ich bekennen vor meinem Vater, der in den Himmeln ist“ (Matth. 10, 32), und im letzten Buche der Bibel läßt Er den Seinigen zurufen: „Wer überwindet, der wird mit weißen Kleidern bekleidet werden, und ich werde seinen Namen nicht auslöschen aus dem Buche des Lebens und werde seinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor Seinen Engeln“. (Offb. 3, 5.)

Am Waldquell

(Zum Titelbild)

Den Druckstock zu unserem Bilde habe ich lange in meinem Büchergestell verwahrt. Bei dem andauernd kalten und nassen Wetter lief mir jedesmal ein Frösteln über den Rücken beim bloßen Anblick. Aber heute, wo die Sonne, während ich diese Zeilen schreibe, mit fast tropischer Glut auf uns herabbrennt, ist die Sache anders. Wie erquickend ist da der Gedanke an kühlen Waldess Schatten, an das murmelnde Bächlein, das so munter über den blumigen

Grund dahinplätschert, an die kühlen, dicken Tropfen, die von der Felswand herniederrieseln! Welch köstliche Gaben beschert uns Gott doch in Seiner Natur! Welch reiche Vorsorge hat Er getroffen! Freilich empfinden wir das nicht immer in gleichem Maße. Wenn es kalt und regnerisch ist, sehnen wir uns nicht nach dem Waldesdunkel, und wenn wir keinen Durst haben, kommen wir ganz gut ohne Wasser aus. Welch kostbares Labial aber ist frisches Wasser für den Dürstenden, welche Erquickung bietet es dem Erhitzten und Erschlafften!

Wenn das nun schon in unseren gemäßigten Breiten so ist, wieviel mehr in den heißen Ländern, z. B. Ägypten oder Palästina! Kein Wunder daher, daß die Schrift so gern das Bild lebendigen, frischen Berg- oder Quellwassers benutzt, um das köstliche Teil zu schildern, das Gott für den in geistlichem Sinne Dürstenden bereit hat. Gott ist imstande und willens, jeden wirklichen Durst zu stillen. Er sammelt die Wasser des Himmels und läßt Quellen aus der Erde entspringen, um Land, Tiere und Menschen zu tränken. Und Er hat einen göttlichen Quell bereit, um den Durst der Seele zu löschen. Lebendiges Wasser bietet Er dem Dürstenden dar. „Se! ihr Durstigen, kommt zu den Wassern!“ rief schon Jesajas, der Prophet. „Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir und trinke!“ rief der Herr Jesus selbst der Volksmenge zu. Und „wen da dürstet, der komme“, ruft der Geist Gottes noch im letzten Kapitel der Heiligen Schrift aus. „Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst.“

Möchten doch alle Leser dieser Zeilen einen wahren, tiefen Durst bekommen nach dem Wasser des

Lebens! Möchten sie so danach verlangen, wie der Verschmachtende nach der sprudelnden Waldquelle!

Gellert und der reiche Mann

Eines Tages ging Gellert, der bekannte Lieder- und Fabeldichter, vor den Toren Leipzigs spazieren. Da hörte er unter Weinen und Schluchzen eine Frau hinter sich herlaufen, blieb stehen und fragte sie, was ihr fehle. Not und Bedrängnis standen mit den leserlichsten Zügen im Gesicht des Weibes geschrieben. Jedoch antwortete sie nicht auf seine Frage, sondern sah ihn nur mit halbem Blick an und eilte vorüber. Der menschenfreundliche Gellert verdoppelte seine Schritte und rief der Frau mit verstärkter Stimme nach: „So höre sie doch!“

Die Frau blieb stehen.

„Was ist ihr?“ fragte er.

„Ach, lieber Herr,“ antwortete sie unter Tränen, „dort drüben in dem kleinen Häuschen liegen mein Mann und meine armen vier Kinder krank. Ich habe seit fünf Wochen nichts verdienen können. Wir sind dem Kaufmann M. dreißig Taler schuldig, und der will nicht länger warten. Eben komme ich von ihm. Ich wollte ihn um Nachsicht bitten, aber er hat mir gedroht, wir sollten noch heute aus dem Hause geworfen werden, wenn wir nicht auf der Stelle bezahlten. Ich arme Frau, was fang' ich nur an mit meinem kranken Mann und meinen armen kranken Kindern? Wenn wir doch alle zusammen schon unter der Erde lägen!“

Gellert beruhigte die Jammernde und versprach

ihr Hilfe. Er nahm sie mit in seine Wohnung, schloß das Schreibpult auf, suchte und brachte glücklich dreißig Taler zusammen, die er der armen Frau gab.

„Nun,“ sagte er, „gehe sie hin und bezahle sie. Aber nicht eher als in einer Stunde! Hat sie verstanden? In einer Stunde.“

Die Frau nickte nur. Sprechen konnte sie vor Freude nicht. Nachdem sie gegangen war, machte Gellert sich auf den Weg zu dem ihm wohlbekannten reichen Kaufmann. Er fand ihn mit dem Zählen einer großen Geldsumme beschäftigt. Als der reiche Mann Gellerts ansichtig wurde, strich er sein Geld schnell in die Kasse, und die Frage: „Was steht zu Diensten?“ stand deutlich auf seinem Gesicht geschrieben. Doch besann er sich noch zur rechten Zeit, daß es Gellert sei, der ihn besuche, und verlegen begrüßte er ihn mit einer anderen Redensart.

„Von Ihnen kann man gewiß manches lernen,“ sagte Gellert, nachdem man einige alltägliche Worte gewechselt hatte, „denn ein so reich gesegneter Mann wie Sie wird es doch nicht unterlassen, von seinem Reichtum den schönsten Gebrauch zu machen. Da können Sie dann über die schöne Kunst, anderen wahrhaft wohlzutun, uns manche heilsame, aus der Erfahrung geschöpfte Lehre mitteilen.“

Der Kaufmann, der nicht wußte, worauf Gellert hinaus wollte, und der mit seinen Gedanken noch halb bei dem Gelde war, erwiderte: „Ja, ja, schon recht, schon recht!“

Gellert aber fuhr fort, mit solcher Wärme von den Freuden des Wohltuns und Mitteilens zu reden, daß es dem geizigen Manne ganz eigenartig ums Herz wurde. In diesem Augenblick trat die Frau

ins Zimmer, legte ihre dreißig Taler auf den Tisch und sagte:

„Da ist das Geld. Nun geben Sie mir aber auch das Briefchen, in welchem mein Mann Sie gebeten hat, daß Sie uns nicht aus dem Hause werfen möchten.“

Der Kaufmann geriet durch das Eintreten und die Worte der Frau in rechte Verlegenheit und antwortete hastig:

„Ei, das hätte ja Zeit gehabt . . . Wie kann sie doch nur . . .? Sie sieht doch, daß ich Besuch habe, und weiß doch — —. hm! Es hätte ja Zeit gehabt.“ Mit diesen Worten griff er aber doch nach den Talerstücken und begann zu zählen.

„Zeit hin, Zeit her!“ versetzte die Frau aufgeregt. „Sie haben mich heute früh hart angelassen! Um dreißig Taler wollten Sie mich aus dem Hause werfen lassen samt meinem kranken Mann und meinen vier kranken Kindern. Ja, ja, so ist es. Ich sage nicht zu viel. Da bin ich denn glücklicherweise dem“ — Gellert winkte ihr, zu schweigen, aber sie fuhr fort — „dem Herrn da begegnet. Ja, ja, winken Sie nur! Ich sage es doch. Und der hat mir das Geld gegeben.“

Der reiche Mann war betroffen. Er schaute bald Gellert, bald die Frau an. Man sah, er kämpfte hart mit sich selbst, und er erkämpfte endlich einen Entschluß, den Gellert nicht erwartet hätte.

„Hier,“ sprach er zu der Frau, „hat sie ihren Schein und nehme sie ihre dreißig Taler. Gehe sie nach Hause und pflege sie ihren Mann und ihre Kinder!“ Zu Gellert aber sagte er:

„Herr Professor, ich sehe, daß Sie nicht bloß

schön reden und schreiben, sondern daß Sie auch eben so schön handeln können. Um nun meinen begangenen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen, erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der kranken Familie begleite. Ich möchte, daß Sie mich, den Sie bisher vielleicht nur als mitleidlos gekannt haben, auch einmal als einen wohlthätigen Menschen kennen lernen.“

Gellert war es wohl zufrieden. Gemeinschaftlich gingen sie hin und fanden in der That eine sehr arme, bedauernswerte Familie. Gellert versprach, für ärztliche Hilfe zu sorgen, und der Kaufmann übernahm es, für die Kranken labende und stärkende Speisen und Getränke zu beschaffen.

Jetzt, da Kummer und Sorge sie nicht mehr quälten, konnte die Frau eine aufmerksame Krankenpflegerin sein. Und Gott segnete die Arznei des Arztes und vor allem die stärkenden Nahrungsmittel, die der Kaufmann sandte, so, daß die Kranken bald sämtlich wieder gesund wurden. Der reiche Mann aber erfuhr an sich selbst, welcher ein großer persönlicher Segen im Wohltun liegt. Er zog auch fernerhin seine Hand nicht von der Familie ab, gab dem Manne Arbeit und nahm den ältesten Sohn als Markthelfer an. Für die kleineren Kinder aber bezahlte er das Schulgeld und legte so den Grund, daß sie später etwas Ordentliches werden konnten.

Gottes Wort sagt: „Wer den Armen bedrückt, verhöhnt Den, der ihn gemacht hat; wer aber des Dürstigen sich erbarmt, ehrt Ihn“, und: „Wer des Armen sich erbarmt, leiht Jehova; und Er wird ihm seine Wohlthat vergelten.“ (Spr. 14, 31; 19, 17.)

**„Alles, was irgend ihr im Gebet
glaubend begehret, werdet ihr
empfangen.“**

Ein französischer Soldat, ein roher, wild und gottlos aufgewachsener Mensch, war des Soldatenlebens müde geworden und hatte mehrmals, aber immer vergebens, um seinen Abschied gebeten. Sein Ärger darüber, daß man seiner Bitte nicht entsprach, war groß, und er pflegte ihm durch Schimpfen und Fluchen Luft zu machen. Einst war er bei einer gottesfürchtigen Witwe einquartiert. Seiner rohen, gewalttätigen Natur entsprechend, wollte er eines Tages seinen Zorn an der unschuldigen Frau auslassen, als sein Auge auf eine Bibel fiel, die aufgeschlagen auf dem Tisch lag. Er sah hinein und las die Worte:

„Alles, was irgend ihr im Gebet glaubend begehret, werdet ihr empfangen.“

Sein Zorn ließ nach, und ganz erstaunt fragte er die Frau:

„Ist das wahr, was hier steht?“

„Freilich!“ antwortete diese.

„Also,“ rief der Soldat, „wenn ich Gott bitte, daß Er mir den Abschied verschafft, so muß ich ihn erhalten, wenn Sein Wort wahr ist.“

„Nun,“ erwiderte die Witwe, „wenn es sich um irdische Dinge handelt, so lehrt uns die Schrift, nur bedingt zu bitten. Wenn es Gottes Wille ist! Aber um geistliche Güter können wir ganz unbedingt bitten. Wir werden sie sicher erhalten.“

„Davon steht hier kein Wort,“ versetzte der Soldat heftig. „Es heißt einfach: Alles, was ihr glaubend begehret.“

„Nun ja, so ist's auch wahr, was hier steht,“ erwiderte die Frau, „denn Gottes Wort kann nicht lügen noch trügen.“

Tag und Nacht trug nun der Soldat jenen Spruch in Gedanken mit sich herum. „Gebet“ und „Glaube“. Das waren Dinge, von denen er in glücklichen, unschuldigen Kinderjahren gehört haben mochte, aber sie waren längst vergessen in dem Wirbel des Sündenlebens, das er seit Jahren geführt hatte. „Gebet“ und „Glaube“. Der Funke der Wahrheit hatte gezündet. Er konnte die Worte nicht loswerden, hatte aber bis dahin nicht versucht, sie für sich in Anspruch zu nehmen. Eines Tages aber sagte er sich: „Du kannst ja einmal den Versuch machen und Gott um deinen Abschied bitten. Hilft's nichts, so schadet's dir auch nichts.“

Er ging in sein Zimmer, warf sich auf die Kniee und bat flehend um Befreiung vom Soldatenstande. Während er nun betete, ging eine merkwürdige Umwandlung in seinem Innern vor. Es wurde ihm klar, daß er zu dem heiligen Gott betete, und in demselben Augenblick sagte ihm sein Gewissen, daß er ein Sünder war. Die vielen Sünden seines Lebens traten vor seine Seele, und eine innere Stimme sprach: „Wie? Du großer Sünder willst hoffen, der heilige Gott werde dich erhören?“ Eine tiefe Angst bemächtigte sich seiner. Er dachte nicht mehr an seinen Abschied. Er dachte nur noch an seine Sünden. Aus dem Flehen um den Abschied wurde ein Schreien um Gnade. Und Gott erhörte

die Bitte dieses großen Sünders. Nicht umsonst hatte Er ihn ins Haus der gläubigen Witwe geführt. Der Soldat wurde mit Jesu und Seinem Sühnungsopfer bekannt gemacht. Er vernahm, daß Gott deswegen Seinen eingeborenen Sohn in den Tod gegeben hat, „auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. Und er glaubte. Aus dem Säufer wurde ein nüchterner Mann, aus dem Tiger ein Lamm und aus dem wilden Flucher ein demütiges Kind Gottes.

Die plötzliche Bekehrung lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Soldaten. Vorgesetzte und Kameraden fragten ihn, was ihn so fromm und religiös gemacht habe. Er bekannte es und leugnete die Wahrheit nicht. Mit Freuden legte er Zeugnis ab von der großen Barmherzigkeit, die ihm zuteil geworden war. Seine Worte, die aus der Tiefe des Herzens kamen, trafen auch die Herzen der Kameraden. Eine ganze Reihe wurde zu ernstem Nachdenken gebracht und fing an, nach Gott zu fragen. Das Beispiel des einen übte einen starken Einfluß auf die anderen aus, und von Tag zu Tag gewann das Evangelium fester Fuß in dem Regiment, dem unser Freund angehörte.

Die meisten Offiziere sahen das Werk des Heiligen Geistes in den Herzen ihrer Soldaten nicht gern. Sie betrachteten die Frömmigkeit als etwas, das unvereinbar war mit militärischem Geist, und das ihm unbedingt Schaden zufügen mußte. Es verdroß sie geradezu, in ihren Reihen so viele „elende Kopfhänger“ zu sehen. Sie erstatteten dem Oberst Bericht über die Sache und nannten ihm auch den Urheber der ihnen so ärgerlichen Bewegung. Daraufhin

wurde ein genaues Verhör mit unserem Soldaten angestellt. Die Kreuz- und Querfragen waren wohl geeignet, ihn in Verwirrung zu bringen, aber er ließ sich nicht einschüchtern. Im Gegenteil, er benutzte mit Freuden die Gelegenheit, um vor den Offizieren seinen Glauben zu bekennen und von der Gnade in Christo Jesu Zeugnis abzulegen. Er fügte hinzu, er habe seine Kameraden nicht etwa v e r f ü h r t, sondern habe nur durch das einfache Erzählen von dem, was der Herr an ihm getan, gesucht, sie von dem Weg der Sünde auf den einzigen Weg zu weisen, der zum Leben führt.

Man fragte ihn, warum er so wenig mehr von seinem Abschied rede, um den er früher doch so stürmisch gebeten habe.

„Ehe ich befehrt war,“ antwortete er, „wollte ich meinen eigenen Kopf durchsetzen. Aber seit ich ein Eigentum meines Herrn Jesus geworden bin, möchte ich S e i n e n Willen tun. Deshalb überlasse ich mich ganz meinem Gott, wie ein Kind, das sich von seinem Vater führen läßt.“

Die Worte des einfachen Mannes waren so klar und überzeugend, daß seine Borgesezten nichts dagegen zu sagen hatten. Aber seine Frömmigkeit war ihnen ein Dorn im Auge. Man beeilte sich, ihn so schnell wie möglich loszuwerden, und ehe er selbst daran dachte, hatte er den ersehnten Entlassungsschein in der Tasche.

Auf diese Weise erfuhr unser Freund, daß alle Worte Gottes wahrhaftig und alle Seine Verheißungen Ja und Amen sind. Er erfuhr aber auch, daß Gott Seinen eigenen Weg geht. Und S e i n Weg und S e i n e Zeit sind wunderbar.

Geduld

Geduld. Wie ist sie oft so schwer
 Zu üben in des Lebens Dingen!
 Du seufzt: Es geht nicht länger mehr,
 Und läßt vom Unmut dich bezwingen.
 Und manches lieblos harte Wort
 Entfähret dann wohl deinem Munde,
 Und Bitterkeit hält Einzug dort,
 Wo Frieden wohnte bis zur Stunde.

Geduld. Am schwersten übt sie sich,
 Wenn Leidensflut hereingebrochen.
 Dann, Herz, gib doppelt acht auf dich!
 Denn unbedacht und hart gesprochen
 Ist schnell ein Wort der Ungeduld
 Und Bitterkeit und häuft zum Leiden
 Mit Wort und Tat noch neue Schuld,
 Und schwerer trägst du dann an beiden.

Geduld — sie ist nicht eine Dier
 Und eine Tugend nur zu nennen,
 Geduld ist Kraft, in der allhier
 Wir Überwinder werden können.
 Und läßt ein vorgestecktes Ziel
 Die Ungeduld uns nicht erringen,
 So hilft Geduldigkeit uns still
 Und stark das schwerste Werk vollbringen.

G. H.

Verlag K. Brockhaus, Elberfeld

Für Sonntagschulen wird empfohlen:

Wandkarte der Biblischen Länder

nach Entwürfen
von Seminarlehrer Brammer

1,80 m × 2,60 m groß. Preis Grundzahl*) 15.-

Unterredungen über Biblische Geschichten

Bearbeitet von Otto Kunze, Darmstadt

Erste Lieferung (1. Buch Mose bis zur Geschichte Josephs
einschl. und das Buch Hiob (144 Seiten))

Brochiert Grundzahl* Mf. 1.20

In Halbleinen " " 1.80

Mit der Abnahme der 1. Lieferung verpflichten sich die
Besteller zur Abnahme des ganzen Werkes. Die neuer-
scheinenden Lieferungen werden sofort nach Erscheinen ohne
vorherige Mitteilung nachgeliefert.

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teue-
rungszahl des Börsenvereins der deutschen Buch-
händler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Inhalt:	Seite
Der Pharisäer und der Zöllner	197
Einmal ist – einmal	204
Die Märtyrer von Amoria	207
Am Waldquell	214
Gellert und der reiche Mann	216
„Alles, was irgend ihr im Gebet glaubend be- gehrt, werdet ihr empfangen.“	220
Beduld (Gedicht)	224

Neu ist erschienen:

C. E. MacIntosh

Betrachtungen über das fünfte Buch Mose

(Früher 2 Bände, jetzt ein ca 500 Seiten starker Band)

Dritte neu durchgesehene und bearbeitete Auflage
In Halbleinen mit Goldtitel Mf. 4. – Grundzahl*)

Mit dem Erscheinen dieses Bandes ist die Reihe der

Betrachtungen über die fünf Bücher Mose

wieder vollständig.

Die Preise der ersten 4 Bände in Halbleinen mit Goldtitel:
je Mf. 2.50 Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teue-
rungszahl des Börsenvereins der deutschen Buch-
händler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

In Amerika bestelle man bei
Mr. Anton Weise

Paterson N. J.
233 North 7th Street

Gebruckt bei J. u. W. Brockhaus, Elberfeld, Hauptstraße 47.

Samenkörner

411. Heft / September 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld
Postfach 227

Zur Verteilung werden empfohlen:

Evangeliums // Hefchen

achtseitige (Nr. 101 " 124)

Der sterbende Kapitän / „Zwei sind für mich gestorben.“ / „Wissen Sie das sicher?“ / Die letzte Warnung / Kein Unterschied / Das einzige Heilmittel / Der bedeutungsvolle Strich / Johannes drei, sechzehn / „O diese lange, schwarze Liste!“ / „Jenes eine Wort.“ / Der unbekannte Gott / Die kleine Sängerin / „Wo geht's dann hin?“ / Es ist genug / Geheilt / Endlos / „Um euretwillen arm.“ / „Suchet, und ihr werdet finden.“ / Bewarnt / Draußen

Das Hundert 50 Pfennig (Grundzahl*)

Evangeliums // Hefchen

sechzehnseitige (Nr. 126 " 144)

„Ich habe nie etwas Böses getan.“ / Gerettet / „Ich gehe verloren!“ / Die Bibel in der dunkeln Laube / „Es will nicht sinken!“ / Margarete oder: Das Kleid der eigenen Gerechtigkeit / Was Gott tut / Schneewasser / Die beiden Alexander / Umsonst / Zwei Spaziergänge / Endlich gefunden / Beinahe / „Jetzt oder nie!“ / Beinahe ein Mörder, und dennoch . . . / Ein Gesetzesübertreter / Offene Türen / Der kostbare Schatz / „Einst hätte es vielleicht sein können.“

Das Hundert Mk. 1.-- (Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Nr. 9

Eines Abends spät schlich in einem großen Mietshause der Stadt Lyon ein Mann die engen Treppen hinunter, schlüpfte zur Haustür hinaus und eilte durch Straßen und Gassen einem etwas unterhalb der Stadt gelegenen Wirtshause zu. Das Haus stand in keinem guten Ruf. Leute von verdächtigem Aussehen gingen dort aus und ein. Unser Mann verschwand durch eine Hintertür. Diese führte in ein kleines, abgelegenes Gemach. Hier fand er die Gesellschaft, die er suchte. Es waren verwegene Gesellen, die sich hier trafen, um ihre nächtlichen Raubzüge miteinander zu besprechen.

Da wir dem unglücklichen Mann auf seinen bösen, geheimen Wegen nicht folgen können, kehren wir noch einmal in das Haus zurück, das er eben verlassen hat.

Die einzelnen Familien sind hier nicht unter ihrem Namen, sondern unter einer Nummer bekannt. Wir suchen nach Nr. 9, die wir hoch oben auf dem Speicher in einem Bretterverschlag finden. Nr. 9 steht groß und deutlich an der Tür geschrieben. Neben der Nummer ist aber noch ein Plättchen angebracht, und wenn wir gute Augen haben, können wir beim Mondlicht den Namen C. B., Bandwirker, entziffern.

Bei der nächtlichen Stille vernimmt man aus dem engen Raum ein leises, unterdrücktes Schluchzen, und all der Schmerz eines zerrissenen Herzens klingt aus den Worten: „O mein Gott, mein Gott, mein Gott!“

In dem Zimmerchen sitzt eine einsame junge Mutter an der Wiege ihres Söhnchens und weint bittere Tränen. Wie viele Tränen in diesem armseligen Gemach schon geweint worden sind, das weiß kein Mensch. Seitdem das bedauernswerte Geschöpf hier oben auf dem Speicher wohnt, ist sein Elend immer größer geworden. Fester und fester hat die Sünde den Gatten und Vater umstrickt. Ganze Nächte hat er außer dem Hause zugebracht, und immer hat die arme Zurückbleibende in Todesangst geschwebt, er möchte nicht wiederkommen. Diesmal betrügt ihre Ahnung sie nicht. Ihr Mann kommt nicht zurück. Was aus ihm wird, erfährt sie nicht. Zu ihr kommt er nicht wieder. — —

Wie ist denn das arme Weib in diese traurigen Umstände geraten?

Das ist bald erzählt — eine Geschichte, wie sie oft genug vorkommt. Sie hatte einen Mann geheiratet, der wohl tüchtig in seinem Geschäft, aber eigenliebig und ausschweifend war, der nur an das eigene Wohl und Vergnügen dachte. Von Gott wollte er nichts wissen. Im Anfang war die Ehe ziemlich glücklich gewesen, aber bald war es anders geworden. Wenn einmal jemand auf die schiefe Ebene gerät, geht es gewöhnlich schnell bergab. Mehr und mehr hatte der Mann sich dem Trunke ergeben, und anderes, noch Schlimmeres war gefolgt. Die arme junge Frau! Sie hatte, selbst gläubig, gemeint, ihren Mann für Gott gewinnen zu können. Aber schnell mußte sie erfahren, daß auf Untreue und Ungehorsam Gottes Segen nicht ruhen kann. Sie hatte sich ein Joch auferlegt, das stets schwerer drückte. Das Ende wissen wir.

Zwanzig Jahre waren verfloßen seit jener schrecklichen Nacht, in der die arme Frau vergebens auf die Rückkehr ihres Mannes gewartet hatte, zwanzig Jahre voller Arbeit und Not, aber das darf ich hinzufügen, auch voller Gnadenbeweise von Seiten Gottes, der so gern sich denen zuneigt, die zerrissenen und zerschlagenen Herzens sind.

Der Anabe war inzwischen zu einem tüchtigen jungen Menschen herangewachsen, der treu seiner Mutter vergalt, was sie Gutes an ihm getan hatte. Die Zeit der Not war vorüber. Mutter und Sohn bewohnten miteinander eine nette, geräumige Wohnung, in welcher Glück und Zufriedenheit herrschten. Der Sohn liebte die Mutter, die ihn von Jugend an für den Herrn erzogen hatte, mit zärtlicher Liebe und tat ihr, was er ihr nur an den Augen ablesen konnte.

Nur ein Gedanke erweckte oft traurige Gefühle in dem Herzen der Mutter: Was mochte aus ihrem armen Mann geworden sein?

Eines Morgens sahen die Nachbarn mit Bewunderung, daß Tür und Fenster des Häuschens, in welchem Mutter und Sohn wohnten, verschlossen blieben. Wie sich im Laufe des Tages herausstellte, waren die beiden verreist. Wohin? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns nach der Stadt Paris begeben in ein großes Haus, das seiner Zeit von Ludwig, dem Heiligen, gestiftet worden war, um dreihundert unglücklichen Männern, Teilnehmern am siebenten Kreuzzug, Aufnahme und Verpflegung zu gewähren, Blinden, denen die Sarazenen die Augen ausgestochen hatten. Das Haus war inzwischen in eine staatliche Blindenanstalt umgewandelt worden.

In dieser Blindenanstalt wohnte seit etwa sieben Jahren ein Mann, der eines Tages in einem über alle Maßen bejammernswerten, hilflosen Zustand — ein Schiffbrüchiger auf dem Meere des Lebens — in das Haus eingeliefert worden war. Er war blind wie die übrigen Bewohner. Anfänglich hatten die Ärzte gehofft, daß noch Heilung für den Mann möglich sei, aber die Hoffnung hatte getrogen. In den Büchern der Anstalt fand sich über den Kranken folgende Eintragung:

C. B., Bandwirker, ohne Einkommen, völlig blind infolge Alkoholvergiftung.

Der Unglückliche war niemand anders als unser Bekannter von Nr. 9.

Die Insassen der Blindenanstalt führten, einem alten Brauch entsprechend, ebenfalls Nummern, und zwar hatte unser Bekannter merkwürdigerweise die Nummer 9 erhalten.

Als ihm seine Nummer mitgeteilt worden war, hatte er beide Hände vor die blinden Augen geschlagen und vor sich hin gemurmelt: „Ja, ja! Nr. 9! Das ist die Nummer, die du verdienst.“

Ein schreckliches, in Sünde und Gottlosigkeit verbrachtes Leben lag hinter ihm. Doch noch war die Stimme des Gewissens, die so oft durch berauschende Getränke zum Schweigen gebracht worden war, nicht ganz erstickt. Und als er in der Anstalt die Nummer 9 erhalten hatte, da war mit einemmal ein lang ver-gessenes Bild vor seinem geistigen Auge aufgestiegen: eine armselige Dachkammer, ein weinendes Weib und ein hilfloses Kind.

In der Blindenanstalt gab es keinen Branntwein, gab es nichts, womit er aufs neue das er-

wachte Gewissen hätte einschläfern können. Hier wurde er zum Nachdenken gezwungen, und das war schrecklich. Was mochte aus seinem Weib, was aus seinem Kinde geworden sein? Er hatte sie ins Elend gestoßen. Waren sie darin umgekommen? Dann war er ihr Mörder. Eines Mörders aber wartete ein furchtbares Los. O die Worte seines Weibes, die er sich damals als „frommes Geplärre“ unter Schimpfen und Fluchen verbeten hatte, um derentwegen die arme Frau, die ihn so innig liebte, so manchesmal seine harte Faust hatte fühlen müssen — o wie sie ihm jetzt ins Herz brannten! Er erinnerte sich ihrer noch gut genug. Sie ließen ihn an den heiligen, gerechten Gott und an das göttliche Gericht denken, vor dem keine menschliche Hand ihn bewahren konnte. Schon sah er es herannahen, dieses Gericht. War es nicht die göttliche Hand, die bereits schwer auf ihm lag?

Ein Jahr nach dem anderen verging. Nr. 9 wurde ein stiller Mensch, der die Einsamkeit liebte. Es gewährte ihm schließlich eine Art Befriedigung, die Wunde seines Herzens immer wieder aufzureißen und unter Reuetränen der Frau zu gedenken, an der er so schwer gesündigt hatte; aber es war keine Buße zum Heil. Von Gott war der Mann noch ebenso weit entfernt wie früher. Oder doch nicht?

Einer der Wärter, ein gläubiger Mann, nahm sich des Unglücklichen an. Zuerst wollte dieser nichts von ihm wissen, aber mit der Zeit wurde er ein wenig zutraulicher. Schließlich konnte Nr. 9 der sich stets gleich bleibenden Freundlichkeit des Wärters nicht widerstehen. Sein Ohr verschloß sich nicht der Stimme der Liebe. Am Ende suchte er sogar den

Umgang des Wärters, ja, es kam die Stunde, wo er ein offenes Bekenntnis seines vergangenen Lebens vor dem Freunde ablegte. Damit war der Augenblick gekommen, wo dieser ihm freimütig von Jesus, dem Sünderheiland, sagen konnte; denn Jesus ist für Sünder in die Welt gekommen, nicht für Gerechte. Mit glücklichem Herzen konnte er ihn bitten, zu diesem Herrn zu eilen und sich alle Schuld von Ihm vergeben zu lassen.

Der ausgestreute Same fiel auf fruchtbaren Boden.

Ein Licht begann im Herzen des Blinden zu schimmern. Die Hoffnung lebte auf. Er vernahm das sanfte Säuseln der Gnade, und er öffnete ihr sein Herz. Der Mühselige und Beladene kam zur Ruhe. Er fand Vergebung seiner Sünden in Jesu Blut und lernte Gott als seinen Vater in Christo kennen und lieben. Körperlich nahm er inzwischen zusehends ab. Es war, als ob die göttliche Gnade ihn nur so lang erhalten hätte, um an ihm ihre ganze Macht zu erzeigen.

Jetzt hatte der Blinde noch einen Wunsch, einen Wunsch freilich, dessen Erfüllung ihm selbst fast unmöglich schien. Er wünschte, falls seine Gattin und sein Sohn noch lebten, in ihrem Beisein heimgehen zu dürfen. Denn daß er nicht mehr lange leben würde, das wurde ihm mit jedem Tage klarer. Und siehe da, sein sehnlicher Wunsch ging in Erfüllung. Der gläubige Wärter, der die Einzelheiten seines Lebens kannte, hatte ohne sein Wissen alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Angehörigen des Blinden ausfindig zu machen. Es ist unnötig, zu erwähnen, welche Schwierigkeiten dabei zu über-

winden waren. Die Hauptsache ist zu wissen, daß die Bemühungen der Liebe schließlich Erfolg hatten.

So finden wir denn eines Abends im Hospital der Dreihundert in Paris eine Frau und einen jungen Mann weinend am Sterbebett des Gatten und Vaters. Die Gattin hält die eine Hand des Sterbenden, der Sohn die andere. Beide schauen in ein totenbleiches Antlitz. Aber Ruhe und Friede sind diesen Zügen aufgeprägt, nachdem der Sterbende sein Bekenntnis vor den beiden abgelegt hat.

„Könnt ihr mir vergeben? Ja, ich weiß, daß ihr es könnt; denn der anbetungswürdige Herr, der meine Schuld getilgt hat, ist auch euer Heiland.“

Immer wieder sprach er diese und ähnliche Worte.

„Ein Auserwählter Gottes!“ So kam es auch mehrmals frohlockend über seine Lippen, in dem dankbaren Gefühl, daß nicht er Gott, sondern daß Gott ihn gesucht hatte.

So ist Nr. 9 in die ewige Ruhe eingegangen, ein Erlöster des Herrn, ein Gegenstand der unergründlichen göttlichen Gnade. Die beiden Zurückgebliebenen konnten nicht trauern. Sie mußten anbetend Den preisen, der so Großes an dem Heimgegangenen getan hatte.

„Du bist heute morgen noch nicht oben gewesen, Mutter!“

(Mit Titelbild)

Ein Familienvater war nach langer Krankheit gestorben und hatte seine Gattin mit zwei unmündigen Knaben in drückenden Verhält-

nissen zurückgelassen. Damit kamen schwere Tage für die kleine Familie. Da die Mutter allein für den Unterhalt der Kinder zu sorgen hatte, übernahm sie die Schwierigkeiten der Welt zu werden. Glücklicherweise kannte sie den starken, treuen Gott als ihren Vater. Sie hatte Ihn vor der Trübsal zu ihrem Führer gewählt, und jetzt durfte sie die Kostbarkeit des Vorrechts erfahren, Ihn in allen Dingen ihren Rat und Helfer nennen zu dürfen. Sie wußte, daß sie alle ihre Sorgen auf Ihn werfen konnte, und von diesem Vorrecht machte sie reichlich Gebrauch. Regelmäßige Zeiten brachte sie im Gebet zu. Gewöhnlich zog sie sich zu diesem Zweck in ihr Schlafzimmer zurück.

Neben dem reichen Trost, den der Umgang mit ihrem Gott und Vater ihr brachte, waren die beiden Kinder durch ihre Liebe und Anhänglichkeit eine große Hilfe und Freude für sie. Die beiden wußten auch recht gut, weshalb die Mutter sich so manchmal in ihr Schlafzimmer einschloß, und die Folgen dieser stillen Stunden blieben ihnen nicht verborgen.

Der allweise Vater hält es manchmal für nötig, seine Kinder besonders schwere Wege zu führen. So sollten auch die Prüfungen der Witwe noch bitterer werden. Es kam eine Zeit, wo sie keine Beschäftigung mehr fand. Damit eröffnete sich ihr die schreckliche Aussicht, mit ihren Kindern entweder hungern oder betteln gehen zu müssen, denn borgen, ohne je wieder zurückerstatten zu können, das brachte sie nicht über sich.

So ging sie eines Abends traurig zu Bett. Keine Brotkruste war mehr im Hause, dabei keine Aussicht auf Verdienst. Der Morgen kam. Wie schwer war es der armen Mutter, ihren Jungen sagen

zu müssen, daß sie ihnen an diesem Tage kein Frühstück geben könne! Eine tiefe Trostlosigkeit bemächtigte sich ihrer. Schließlich setzte sie sich an den Tisch und weinte bitterlich. Da trat der jüngste Knabe zu ihr, kniete neben ihr nieder, drückte seinen Kopf an ihre Hand und fragte zärtlich:

„Was ist dir, Mutter? Warum weinst du so?“

„Weil ich nichts zu essen für euch habe, mein lieber Junge,“ erwiderte sie unter Tränen, „und weil ich auch nicht weiß, wie ich Brot herbeischaffen soll.“

„Aber, Mutter,“ versetzte er, zu ihr aufblickend, „du bist auch heute morgen noch nicht oben gewesen.“

Es ist kaum zu sagen, wie dieses Wort aus Rindermund die Weinende traf. Wie hatte sie sich von ihrem Schmerz so hinreißen lassen können, daß sie darüber das Wichtigste vergessen hatte! Zärtlich küßte sie ihren Knaben, der ihr eine solche Lehre erteilt hatte, erhob sich und eilte in ihr Zimmer. Als sie wieder nach unten kam, war die Wolke des Zweifels, die für einen Augenblick ihren Glaubensblick getrübt hatte, gewichen, und aufs neue konnte sie ihrem Herrn vertrauen, daß Er auch fernerhin alles Nötige darreichen werde.

Und siehe da, Hilfe war nahe. Kaum war sie wieder ins Wohnzimmer getreten, da begehrte eine Dame Einlaß. Sie kam, um die Witwe zu fragen, ob sie nicht eine Beschäftigung übernehmen könne. Als sie hörte, in welcher Bedrängnis die Familie war, zahlte sie im voraus einen Betrag, der unsere Freundin instand setzte, alles Nötige einzukaufen. Zugleich versprach sie, in Zukunft stets für eine lohnende Beschäftigung sorgen zu wollen.

Die kleine Straßpredigerin

„Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge
hast du Macht gegründet.“ (Ps. 8, 2.)

I.

„**H**err Jesus, erbarme dich!“ so schallte es durch die stockfinstere Nacht. Der Ruf kam aus dem Munde eines Landrats, der mit gebrochenem Arm und einer tiefen Wunde am Kopf auf der Landstraße lag. Sein Wagen war umgestürzt, und der Kutscher im goldverbrämten Rock stand händeringend und mit einer Miene, in der Angst und Ratlosigkeit um die Herrschaft stritten, neben seinem Herrn. Einen Schritt weiter erhob sich ein zartes, etwa siebenjähriges Mägdlein von der Erde. Infolge der Geschmeidigkeit der jungen Glieder war es mit einigen blauen Flecken davongekommen. Es beugte sich über den stöhnenden Vater und sagte:

„Siehst du, Vater? Nun ruffst du doch den Herrn Jesus an, den du nicht leiden kannst. Er wird dir gewiß helfen. Aber habe Ihn auch recht lieb!“

Der Vater brummte einige unverständliche Worte vor sich hin. Die Kleine aber kümmerte sich nicht darum, sondern kniete neben dem Verunglückten nieder und betete kindlich einfältig zu ihrem Heiland um Hilfe für den armen Vater. Die Worte des Kindes schienen den goldverbrämten Kutscher wieder zu sich selbst zu bringen. Er brachte Pferde, Geschirr und Wagen in Ordnung, hob unter viel Ächzen und Stöhnen von seiten des Verwundeten diesen in das Gefährt, und eine Stunde später war die Heimat glücklich erreicht. Der sofort herbeigeholte Wundarzt zuckte die Achseln. Der gebrochene Arm

würde verhältnismäßig schnell wieder in Ordnung sein, aber die Kopfverletzung machte ihm Sorge. Der Kranke hatte heftige Schmerzen. Er machte bittere Wochen durch, denn zum erstenmal in seinem Leben fühlte er neben dem äußeren Leiden die Schmerzen einer Krankheit, deren Vorhandensein er bis dahin in Gleichgültigkeit und Verblendung weggeleugnet hatte. Es war eine Wunde, die kein Arzt dieser Welt zu heilen vermochte, und zwar waren es die kindlichen Worte seines siebenjährigen Töchterchens, die diese Wunde hatten aufbrechen lassen.

Das Kind hatte recht gehabt. Nicht nur hatte der Landrat den Herrn Jesus Christus nicht leiden mögen; er hatte sogar stets jeden Gedanken an Gott und Ewigkeit weit von sich gewiesen. Alle diese Dinge betrachtete er als ebenso viele Torheiten, und es war sein Bestreben gewesen, seine Anschauungen auch seinen beiden Töchtern einzuprägen, von denen wir die jüngste kennen lernten.

Glücklicherweise war die Gattin des Landrats das Gegenteil von ihrem Manne. Sie war eine wahre Christin und vergoß im verborgenen manche Träne über den Unglauben und die Wege ihres Mannes. Seine häufigen Reisen benutzte sie, um ihren Kindern von der Liebe Gottes und Christi Jesu zu erzählen und ihnen den Namen Jesus lieb und teuer zu machen. Der Herr belohnte ihre Treue. Wer den Vater kannte, mußte sich über gelegentliche Äußerungen der Kinder wundern. Obwohl er nach Möglichkeit das niederzureißen suchte, was seine Gattin aufgebaut hatte, mußte er doch selbst zu seinem Verdruß die Wahrnehmung machen, daß er seine Zwecke nicht erreichte. — So standen die Dinge, als der oben

geschilderte Unglücksfall sich ereignete. Der Landrat hatte in Begleitung seines jüngsten Töchterchens einen Besuch in der Nachbarschaft gemacht. Auf dem Rückwege in später Nacht war er mit seinem Wagen gestürzt, und in den plötzlichen, rasenden Schmerzen waren ihm unbewußt und unwillkürlich die Worte entchlüpft: „Herr Jesus, erbarme dich!“

II.

Während der Krankheit des Landrats ging in seinem Herzen mancherlei vor. Die Worte seines Kindes konnte er trotz aller Mühe nicht vergessen. Nie in seinem Leben war er so unruhig gewesen. Es war ihm, als sei er mit einemmal in einen dichten Nebel geführt worden, der ihm nach allen Seiten hin die Aussicht raubte. In diesem Nebel tappte er umher mit dem Gefühl, jeden Augenblick in einen tiefen Abgrund stürzen zu können. Nirgendwo zeigte sich eine rettende Hand.

Trotzdem sein jüngstes Kind es gewesen war, dem er in der Hauptsache diesen trostlosen Zustand verdankte, fühlte er doch eine Liebe zu ihm wie kaum je zuvor.

Eines Tages küßte er die Kleine mit nassen Augen und fragte sie:

„Hast du denn den Herrn Jesus lieb, mein Kind?“

„Ja, Väterchen,“ war die Antwort, „ich habe Ihn sehr lieb.“

„Weshalb denn?“

„Weil Er die Menschen und besonders die Kinder so lieb hat.“

„Woher weißt du das?“

„Eine Frau, die manchmal zur Mutter kommt, wenn du verreist bist, hat uns oft vom Herrn Jesus erzählt und uns von Ihm vorgelesen.“

„Betest du auch zu Ihm?“

„Ja, das tue ich alle Tage.“

„Was betest du denn?“

„Daß Er dir und mir und Mutter und der Liese und allen Menschen gnädig sein und uns alle zu neuen Menschen machen möge.“

Der Vater drückte das Kind innig an die Brust und hieß es dann zur Schwester gehen. Er selbst versank in tiefes Nachdenken. „Du hast noch nie,“ sagte er zu sich selbst, „für dein Kind gebetet, hast im Gegenteil über das Beten vermeintlich törichter Menschen gespottet. Und dein Kind betet für dich und fühlt sich so glücklich dabei! Wahrhaftig, das Kind hat dir eine ernste Strafpredigt gehalten. Denn du bist bis zu dieser Stunde den Weg der Gottlosen gegangen. O Gott, erbarme dich über mich! Wenn es möglich ist, vergib mir und bekehre mich!“

So sprach er zu sich selbst. Ein Gedanke jagte den anderen. Nach einiger Zeit kam der Arzt. Er erschrak über den fiebrigen Zustand des Kranken, empfahl größte Ruhe und entfernte sich kopfschüttelnd. Der Landrat hatte dieses Kopfschütteln wohl bemerkt, und mit einemmal überfiel ihn eine entsetzliche Angst. Er hatte oft gesagt, Furcht vor dem Tode sei ein Zeichen weibischer Feigheit, Furcht vor dem Gericht zeuge von einem bösen Gewissen. Ein Mann müsse ein Mann sein und weder Gott noch Teufel fürchten. — Wo aber blieb jetzt seine kühne Sprache? In dem Augenblick, wo die Miene des Arztes ver-

riet, daß es nicht gut um ihn stand, da wandelte sich der bisherige Mut in tiefe, sein Innerstes zernagende Angst.

Der treuen Gattin entging die Veränderung nicht. Zwar wagte sie nicht, mit ihrem Mann über seinen inneren Zustand zu reden, aber ihre Gebete fanden den Weg zum Herzen Gottes, dessen Geist augenscheinlich ein Gnadenwerk an ihrem Manne begonnen hatte. Inzwischen nahm die innere Not des Kranken zu. Seine Sündenschuld erschien ihm immer größer. Seine Seele kämpfte einen harten Kampf. Gesetz und Sünde, Leben und Tod, Geist und Fleisch stritten miteinander. Auf welcher Seite würde der Sieg bleiben?

III.

„Väterchen, Väterchen!“ rief an einem der nächsten Morgen die uns bekannte Kleine, „ich habe von dir geträumt!“

„Nun, und was denn?“

„Was recht Schönes! Höre nur! Mir träumte, du gingest mit mir in unserem Garten spazieren. Auf einmal, beinahe am Ende der großen Allee, fiellst du um und warst tot. Ich schrie so laut ich konnte, aber niemand hörte mich, denn es war kein Mensch im Garten. Dann rief ich laut: „O du lieber Gott, lieber Herr Jesus, hilf meinem Vater!“ Da sah ich auf einmal einen ganz außerordentlich freundlichen, sehr schönen Mann kommen. Sein Gesicht und sein Gewand strahlten hell wie Gold, viel heller als deine Taschenuhr. Er nahm mich bei der Hand, küßte mich und sagte: „Mein Kind, weine nicht, ich werde deinem Vater helfen. Faß ihn jetzt bei der Hand.“

Dann wird er wach werden und wieder aufstehen.“ Das tat ich, und sogleich machtest du die Augen auf und warst wieder lebendig und ganz gesund. O Väterchen, du glaubst nicht, wie ich mich da gefreut habe! Du wirst gewiß wieder gesund werden, weil ich so schön von dir geträumt habe, und weil der Herr Jesus dich so lieb hat.“

Der Vater begann zu weinen. „Gott segne dich, mein liebes Kind!“ sagte er. „Wenn Gott mich wieder gesund macht, so tut Er's um deinetwillen.“

Der Traum seines Kindes gab den Gedanken des Kranken eine ganz neue Richtung. Er lenkte sein Augenmerk von sich ab und der Person des Heilandes zu.

In dem Dorfe, in dessen Nähe der Landrat seinen schönen Besitz hatte, wohnte ein gläubiger Bote des Evangeliums. Bisher hatte er sich nie um diesen Mann gekümmert, aber jetzt ließ er ihn zu sich bitten.

„Ich fühle zum erstenmal ein Bedürfnis, mich Ihnen gegenüber auszusprechen“, sagte er, als der Gerufene neben ihm saß. „Ich bin, wie Sie sehen, krank, und wie die Ärzte glauben, bedenklich krank. Ich fühle auch deutlich, daß es ernst mit mir steht. Aber darüber wollte ich nicht mit Ihnen reden. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich heute ganz anders denke als in meinen gesunden Tagen. Damals lachte ich über die Furcht vor Tod und Ewigkeit. Aber heute weiß ich, was Todesfurcht ist. Ich habe nie beten wollen. Ach, könnte ich jetzt nur beten! Aber was soll mir das Beten heute noch nützen? Würde Gott es nicht als Spott ansehen, da ich über das Beten früher nur gespottet habe? Was meinen Sie

davon? Und wenn Sie meinen, daß Gott einen Menschen wie mich doch noch annehmen könnte, dann beten Sie doch einmal für mich! Vielleicht wird Gott Sie erhören.“

Während der Kranke diese Worte sprach, liefen ihm die Tränen über die bleichen, eingefallenen Wangen. Sie gaben Zeugnis von der Zerknirschung des einst so trotzigem Herzens. Der Prediger wollte seinen Ohren und Augen nicht trauen. War das der einst so stolze, spottlustige, hochmütige Mann, der in allem nur seinem Verstand und seinen Sinnen folgte und Gott und Sein Wort hartnädig von sich wies? Ja, die harte Rinde, die sich um das Herz dieses Mannes gelegt hatte, war unter den Schlägen der Furcht vor Tod und Ewigkeit zusammengebrochen. Tief war das zweischneidige Schwert des lebendigen Wortes Gottes in sein Inneres gedrungen und hatte die Gedanken und Gesinnungen seines Herzens vor seinen eigenen Augen aufgedeckt. Daß die Veränderung echt war, daran zweifelte der Prediger keinen Augenblick. Die angstverzerrten Züge des Kranken redeten eine zu deutliche Sprache. Hier war ein Mensch, der nach Vergebung seiner Sünden und nach Frieden mit Gott dürstete. Unter dem Eindruck dieser Tatsache rief er:

„Ob Ihrer Sünden noch so viele wären, Herr Landrat, bei Gott ist noch viel mehr Vergebung und Gnade. Erkennen Sie Ihr einstiges Spotten über das Gebet als Sünde an, o so beten Sie jetzt zu Dem, der gekommen ist, um Sünder selig zu machen. Er stößt niemand von sich, der mit aufrichtigem Herzen zu Ihm kommt. Nein, gerade ein zerbrochener Geist und ein zerschlagenes Herz sind die Opfer, die Ihm gefallen.“

Mit diesen Worten sank der Prediger auf die Kniee und betete einfach, aber inbrünstig darum, daß Gott sich über den Kranken erbarmen und ihm um Seines geliebten Sohnes willen seine vielen Sünden vergeben möchte.

Dann erhob er sich, drückte dem Kranken herzlich die Hand und verließ das Zimmer.

Schon am folgenden Morgen wiederholte er seinen Besuch und wurde freundlich empfangen.

„Gott sei Dank“, begann der Kranke, „daß Sie kommen! Diese Nacht ist viel in mir vorgegangen. Noch nie in meinem Leben habe ich so deutlich meinen Irrweg erkannt und den Abgrund gesehen, an dem ich gestanden habe. Und endlich, nach langem Zögern, habe ich es gewagt, mich an den Heiland zu wenden. Ich habe gebetet, und einigemale war es mir, als hätte eine Stimme zu mir gesprochen: „Steh auf, deine Sünden sind dir vergeben!“ Dann aber hörte ich wieder eine andere Stimme, die sprach: „Du täuschest dich. Gott ist viel zu weit von dir entfernt, als daß Er dich hören könnte!“ Dann wurde mir wieder ganz angst. Was soll ich nun tun?“

„Jesus Christus hat noch nie jemand, der in Angst und Sündennot zu Ihm kam, zurückgestoßen“, versetzte der Prediger. „Er sagt selbst: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Und der Apostel Johannes schreibt in seinem ersten Briefe die für Ihren Fall so köstlichen Worte: „Wenn unser Herz uns verurteilt, — Gott ist größer als unser Herz und kennt alles“. Er kennt Sie durch und durch, weit besser, als Sie selbst; und Er hat den Durst nach Vergebung Ihrer Sünden nicht

deshalb in Ihnen geweckt, um Sie verdursten zu lassen, sondern um diesen Durst zu löschen. Denn „wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst“.

Das war die richtige Antwort für den bußfertigen Mann. Wie lindernder Balsam legten sich die Worte auf sein zerrissenes Herz. Seine Angst schwand fast in dem gleichen Augenblick. Ein Friede, wie er ihn bis dahin nie für möglich gehalten hätte, erfüllte sein Inneres. Mit gefalteten Händen lag er da und flüsterte unter Tränen: „Ich glaube, Herr!“

Seine Gattin, die der Unterredung beigewohnt hatte, weinte ebenfalls Freudentränen. Endlich hatte ihr heißes, jahrelanges Flehen um die Errettung ihres geliebten Gatten Erhörung gefunden. Bei dieser Erkenntnis floß ihr Herz über von Lob und Dank.

Sogar dem siebenjährigen Töchterchen fiel es sogleich auf, daß mit dem Vater eine große Veränderung vorgegangen sein müsse. „Du siehst so heiter und vergnügt aus, wie ich dich noch nie gesehen habe“, rief sie. „Nicht wahr, Väterchen, du hast den Herrn Jesus jetzt auch recht lieb und wirst auch wieder gesund?“

Mit tiefer Rührung umarmte der Vater sein Kind und erwiderte:

„Ja, mein Herzenskind, ich habe Ihn jetzt sehr, sehr lieb, und ich glaube jetzt auch, daß Er mich wieder gesund machen wird.“

Er täuschte sich nicht. Gegen die Erwartung des Arztes trat eine Besserung ein, die, wenn auch langsam, stetig zunahm. Sechs Wochen später konnte er ohne besondere Schmerzen an seiner Kopfwunde im

Garten Spaziergänge machen, und endlich genas er völlig.

Die Befehring des Landrats erprobte sich auch nach seiner körperlichen Wiederherstellung. Seine liebste Beschäftigung war fortan das Lesen des Wortes Gottes und die Unterhaltung mit seiner Gattin über Gottes unaussprechliche Gabe. Sein Haus wurde eine Wohnstätte des Friedens, in welchem Angehörige der Familie Gottes stets willkommen waren. Seine beiden Töchter in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen, war fortan auch sein Begehren.

Bis an sein Lebensende hing er mit besonderer Liebe an seinem jüngsten Töchterchen. War sie doch durch Gottes Gnade das Mittel zu seinem ewigen Glück geworden.

An der Giftquelle

In der Nähe der alten dalmatinischen Bischofsstadt Trau am Adriatischen Meere zog in den heißen Junitagen des Jahres 1910 eine 300 Teilnehmer zählende Prozession dahin. Die Sonne brannte in sengender Glut auf den steinigen Weg. Kein Tropfen Wasser war zu haben, und brennender Durst quälte die dem Verschmachten nahen Wallfahrer. Da gelangte der Zug auf seinem Wege an die sogenannte „gelbe Quelle“. Es ist dies ein schwefel- und alkalihaltiges, ungenießbares Wasser, das einen üblen Geruch ausströmt. Auf dieses Wasser stürzten sich die halbverschmacteten Wallfahrer, und als der Wächter der Quelle sie mit Gewalt zurück-

halten wollte, wurde er von der vor Durst fast wahn-sinnigen Menge niedergestochen. Eine große Anzahl der Pilger erkrankte nach dem Genuß des giftigen Wassers schwer, etliche starben, und fünfzig der Wall-fahrer wurden wegen Mitschuld an der Ermordung des Quellenwächters gerichtlich bestraft.

Wie töricht von diesen Wallfahrern, trotz der Warnungen des Wächters ihren Durst an der giftigen Quelle zu stillen! Wer freilich schon einmal die Qualen brennenden Durstes durchgekostet hat, wenn die Zunge am Gaumen klebt und der Mensch kaum noch imstande ist, seine Füße zu heben und klar zu denken, der versteht auch dieser Wallfahrer brennen-des Verlangen nach Wasser, und wenn es gleich gif-tiges Wasser war. Daß sie freilich der Stimme des warnenden Wächters kein Gehör schenkten, sondern sie kurzerhand verstummen machten, das ist mit nichts zu entschuldigen.

Aber sind uns diese törichten Wallfahrer nicht ein Abbild aller Kinder der Welt, die den Durst ihrer Seele stillen an den giftigen, Tod und Ver-derben bringenden Wasserquellen der Sünde und ihrer Lust und Freuden? Jedes Menschenherz dürstet nach irgend etwas: nach Glück und Liebe, nach Freude und Frieden oder was sonst genannt werden mag. Im tiefsten Grunde ist dieses durch nichts auf Erden zu stillende Verlangen das Dürsten nach Gott, wie schon der alte Kirchenlehrer Augustin gesagt hat: „Unser Herz ist unruhig in uns, bis daß es ruht in Gott“.

Solches Dürsten des Menschenherzens aber macht sich der listige Fürst dieser Welt zunutze und preist allüberall seine Quellen und Wasserbrunnen an als

Wasser des Lebens, der Freude und des Genießens, und die Zahl derer, die daraus trinken, ist unnennbar. Wohl stehen an all diesen giftigen Quellen treue Warner und Wächter und rufen ihr: „Zurück! Trinkt nicht davon!“ Eltern und Lehrer, erfahrene Christen, wahre Freunde und besonders die göttliche Stimme des Gewissens sind diese Warner, aber wie selten finden sie Gehör! Wie wird besonders das warnende und mahnende Gewissen zu betäuben gesucht und zum Stillschweigen gebracht, um aus den vermeintlichen Freudenquellen der Weltlust ungehindert schöpfen und trinken zu können! Wie treibt dieses Dursten nach Glück und Freude insonderheit so viele junge Menschenkinder, die traurigsten Dinge zu begehen! Wie lassen sie sich wissentlich und unwissentlich von ihren Leidenschaften hindrängen zu solchen Giftquellen, entehren damit ihr Leben und treten das heilige Gut einer reinen, unbefleckten Jugendzeit in den Schmutz der widerlichsten Sünden!

Und welches ist zumeist die Frucht solchen Trinkens? Verderben des Leibes und der Seele, Krankheit und Siechtum des inwendigen Menschen, die zum geistlichen Tode und zuletzt zum ewigen Verderben führen. „Die Sünde ist der Leute Verderben“, und „der Tod ist der Sünde Sold“. Immer wieder bestätigt das tägliche Leben die Wahrheit dieser Worte zur Warnung für andere, die sich noch warnen lassen wollen. Und darum ergeht auch an dich, lieber Leser, hiermit die ernste Frage: „Willst auch du deinen Durst an solch giftigen Wasserbrunnen vergänglicher Freuden dieser Welt löschen, selbst auf die Gefahr hin, an Leib und Seele zugrunde zu gehen und dem ewigen Verderben anheimzufallen?“

Als Hagar, die mit ihrem Sohne Ismael aus dem Hause Abrahams vertriebene Magd, in der Wüste dem Verschmachten nahe war, tat ihr Gott die Augen auf, daß sie hinter sich einen Wasserbrunnen sah, der ihre und ihres sterbenden Knaben Rettung wurde (1. Mose 21). Möchte Gott auch dir die Augen öffnen, um Den zu sehen, der schon lange hinter dir steht mit dem Verlangen, alles Dürsten deiner Seele zu stillen mit Wasser des Lebens! Möchte Er dir das Ohr öffnen, Seine Stimme zu vernehmen, die auch heute noch fort und fort ruft und bittet: „Wenn jemand dürstet, so komme er zu mir!“ (Joh. 7, 37.) Ja, bei Ihm ist der Quell des Lebens (Ps. 36, 10), und wer zu Ihm kommt mit dürstender Seele, — wie es der Psalmist in die herrlichen Worte faßt: „Wie ein Hirsch lechzt nach Wasserbächen, also lechzt meine Seele nach Dir, o Gott! Meine Seele dürstet nach dem lebendigen Gott“ (Ps. 42, 2) — der wird erfahren, daß es köstliche Wahrheit ist, was Jesus am Brunnen bei Sichar zu der Samariterin sagte: „Wer irgend aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, den wird nicht dürsten in Ewigkeit; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm eine Quelle Wassers werden, das ins ewige Leben quillt“. (Joh. 4, 14.) G. S.

Der gestohlene Glachs

Daß Gott, der Herr, Gebete, und zwar oft in geradezu erstaunlicher Weise, erhört, ist tausendfach erwiesen. Der junge Mann, von

dem ich erzählen will, kann dafür auch einen Beweis liefern. Er war ein Kind Gottes. Schon früh hatte er den Herrn gefunden und in manchen Fällen Seine Liebe und Treue erfahren, und es war seine Gewohnheit, alle seine Anliegen in kindlichem Vertrauen vor seinen Gott und Vater zu bringen. Seine Mutter, mit der er einen gemeinschaftlichen Haushalt führte, dachte und handelte leider anders wie der Sohn. Sie war ein rechtes Weltkind und hatte gar vieles an ihrem Sohn auszusetzen.

Eines Tages arbeitete dieser auf dem Felde am Flachs. Die Mutter hatte ihm eingeschärft, dafür zu sorgen, daß der Flachs nur ja am gleichen Tage noch unter Dach und Fach käme. Der Sohn tat sein Mögliches. Aber die Nacht brach herein, bevor er seine Arbeit beendet hatte, und ein Teil des Flachses mußte auf dem Felde bleiben. Das war dem jungen Manne selbst recht unangenehm, denn die Gefahr bestand, daß der Flachs über Nacht gestohlen wurde.

Als er nach Hause kam und der Mutter erzählte, wie die Sachen standen, geriet diese in einen wahren Entrüstungstaumel. Sie schimpfte und jammerte, was nur aus dem Flachs werden solle, und fand kein Ende mit ihren Strafpredigten. Der Sohn ließ alles ruhig über sich ergehen. Aber er tat noch mehr. Er befahl den auf dem Felde zurückgebliebenen Flachs der Fürsorge seines Herrn an, legte sich dann sorgenfrei aufs Ohr und schlief, allem Redefluß der Mutter zum Trotz, bald ein. Auch die Mutter suchte, da niemand mehr da war, an dem sie ihren Ärger auslassen konnte, ihr Lager auf und schloß Augen und Lippen.

Als unser Freund am nächsten Tage aufs Feld kam, war der Flachs tatsächlich gestohlen. Er war zuerst erstaunt darüber, aber seinen inneren Halt verlor er deswegen nicht. Aufs neue wandte er sich nach oben. „Herr!“ so betete er, „laß den Dieb seine Sünde erkennen! Laß ihm keine Ruhe, bis er den Diebstahl eingestanden und das Gestohlene ersetzt hat, damit seine arme Seele keinen Schaden nehme!“

Die Mutter verlangte, er solle augenblicklich Hausfuchungen anstellen lassen, aber er erwiderte:

„Laß das, Mutter, wir bekommen den Flachs auch so wieder. Ich habe die Sache zum zweitenmal dem Herrn befohlen.“

Einige Tage vergingen. Er arbeitete wieder auf dem Felde. Da kommt ein Mann zu ihm und bekennt ihm mit Tränen in den Augen, er habe vor einigen Nächten fischen wollen, aber nichts gefangen. Da sei er über das Flachsfeld gekommen, habe die Flachsbunde da liegen sehen und sie mitgenommen, um sie zu verkaufen. Das sei ihm auch sogleich gelungen. „Aber seitdem“, fuhr er fort, „habe ich weder Tag noch Nacht Ruhe. Ich muß das Gestohlene wiederbringen. Hier ist das Geld für den verkauften Flachs. Soll ich aber mehr als das bezahlen, so will ich's gern tun, damit ich nur wieder zur Ruhe komme.“

Bewegt hörte der Jüngling dieses Bekenntnis an. Wörtlich hatte Gott sein Gebet erhört, und er dankte Ihm von Herzen dafür. An den Mann richtete er ein paar ernste Worte, machte ihn darauf aufmerksam, welch ein gefährliches Handwerk er treibe, und ermahnte ihn, umzukehren von solch bösem Wege und sich zu Gott zu wenden. Der Mann

versprach, alles zu tun. Ob er sein Versprechen gehalten hat, weiß ich nicht.

Als der junge Mann der Mutter diese Begebenheit erzählte, fragte sie entrüstet, ob er den Spitzbuben auch ordentlich durchgeprügelt habe.

„Nein, Mutter“, antwortete der Sohn, „der Herr hat ihn ja selbst geschlagen; und Er, der gesagt hat: „Mein ist die Rache, ich will vergelten“, bedarf meines Armes nicht. Vielmehr bitte ich Ihn, daß Er dem Sünder in Gnaden vergeben, ihn durch Seine Liebe zu sich ziehen und ihn zum Miterben Seiner ewigen Herrlichkeit machen wolle. O liebe Mutter, wende du dich doch auch zum Herrn, damit Er dir die große Schuld erlasse und du lernest, selbst auch anderen zu vergeben!“

So sprach der junge Mann. Auch von der Mutter kann ich nicht sagen, ob es anders mit ihr geworden ist. Wenn der Herr ihr aber, wie einst der Lydia, das Herz aufgetan hat, so wird sie auch gelernt haben, gleich dem Sohn alle ihre Sorgen auf Ihn zu werfen.

Um des Herrn willen

Im Jahre 1733 lagen am Ufer der Donau drei große Schiffe zur Abfahrt bereit. Männer, Weiber und Kinder drängten sich auf dem Berdeck und sandten ihre letzten Grüße zu der dichtgescharten Menge am Ufer und den lieben Heimatbergen hinüber.

Gefiel ihnen die Heimat nicht mehr? Oder hatte das freundliche Land kein Brot mehr für sie?

Hören wir die Antwort aus ihrem eigenen Munde: „Die Heimat ist uns lieb, und Brot hatten wir genug. Aber unser Glaube ist uns lieber als die schönste Heimat und das reichlichste Brot.“ Weißt du jetzt, was für Leute es sind? Es sind evangelische Christen, die man aus den Gegenden von Hallstadt, Laufen und Ischl hier zusammengebracht hat, um sie nach Ungarn und Siebenbürgen zu schaffen. Nur dort soll ihnen gestattet sein, ihres Glaubens zu leben.

Ein tiefer Ernst lagert auf aller Mienen. Der Weg, der vor ihnen liegt, ist rauh und beschwerlich, und viel Liebes und Trautes müssen sie zurücklassen. Aber warum ertönt das Kommando immer noch nicht, das das Licht der Anker befiehlt? Tiefes Schweigen liegt über dem Tal. Da plötzlich entsteht eine Bewegung am Ufer. Die Menge teilt sich. Soldaten betreten das erste Fahrzeug und rufen den Auswanderern gebieterisch zu:

„Wir haben Befehl, eure Kinder zurückzubehalten, damit sie im katholischen Glauben erzogen werden.“

Wie mit eisigen Fingern greift es den armen Leuten ans Herz, die schon so vieles aufgegeben haben. Dann bricht der Mütter namenloser Schmerz in den Jammerruf aus: „Aber unsere Kinder können wir doch nicht lassen“.

„So laßt euren Glauben!“ lautet die Antwort.

„Aber unseren Glauben können wir doch nicht lassen“, gibt der Chor der Männer zurück.

Ein furchtbarer Seelenkampf entbrennt, und einige Minuten schwankt der Sieg hin und her. Da plötzlich schwebt aus der Männer Mitte ein wunder-

barer Sang empor. „Ein' feste Burg ist unser Gott!“
braust es dahin, und immer höher, immer gewaltiger
schwillt die Tonflut. Als sie zum Schluß singen:

„Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin!
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!“

da haben die Worte des Liedes sie zum Schwersten
gestärkt. Noch einmal küssen die Mütter ihre Klei-
nen. Dann reichen sie ihre letzte, süßeste Habe ab-
gewandten Blicks den Soldaten hin, und als
fürchteten sie, das furchtbare Opfer könne die Frauen
gereuen, rufen die Väter: „Stoßt ab in Gottes
Namen!“ —

Wohl hat die Sehnsucht nach den lieben Kindern,
das Heimweh nach den trauten Bergen, das unge-
wohnte Klima, die heiße Fieberluft des Sommers
manch treuem Herzen den Tod gebracht, aber wohl
ihnen! Sie trachteten nach einem besseren, einem
himmlischen Vaterlande. „Darum schämt sich Gott
ihrer nicht, ihr Gott genannt zu werden, denn Er
hat ihnen eine Stadt bereitet.“ (Hebr. 11, 16.)

Wie viel haben in vergangenen Zeiten Gläubige
um des Herrn willen aufgeben müssen! Wir
müssen in unseren Tagen auf mancherlei verzichten,
was wir früher als selbstverständlich für uns in An-
spruch nahmen. Doch das müssen auch die Kinder
dieser Welt. Aber was geben wir auf, was tun
wir um des Herrn willen?

Dir zur Verfügung

Dir zur Verfügung,
Mein Gott und mein Herr!
Dir zur Verfügung
Je länger je mehr!
Dir zur Verfügung
In Freud' und in Leid.
Täglich und stündlich
Für Jesus bereit.

Dir zur Verfügung!
Einst war es nicht so.
Aber nun bin ich
So selig und froh.
Du brachest Ketten
Und Bann mir entzwei,
Auf daß ich völlig
Dein Eigentum sei.

Dir zur Verfügung!
O seliges Loß!
Sei nun mein Tagewerk
Klein oder groß.
Draußen und drinnen,
Im Schaffen und Ruh'n
Frag' ich: Was heißest
Du, Herr, mich jetzt tun?

Dir zur Verfügung!
Es bleibe dabei.
Das ist ein Stand,
Der macht selig und frei.
Das schafft ein sieghaft
Und friedevoll Gehn,
Jesus, Dir ganz
Zur Verfügung zu stehn!

Verlag R. Brockhaus, Elberfeld

für Sonntagschulen wird empfohlen:

Wandkarte der biblischen Länder

nach Entwürfen
von Seminarlehrer Brammer

1,80 m × 2,60 m groß. Preis Grundzahl*) 15.-

Unterredungen über Biblische Geschichten

Bearbeitet von Otto Kunze, Darmstadt

Erste Lieferung (1. Buch Mose bis zur Geschichte Josephs
einschl. und das Buch Hiob (144 Seiten))

Broschiert Grundzahl* Mk. 1.20

In Halbleinen " " 1.80

Mit der Abnahme der 1. Lieferung verpflichten sich die
Besteller zur Abnahme des ganzen Werkes. Die neuer-
scheinenden Lieferungen werden sofort nach Erscheinen ohne
vorherige Mitteilung nachgeliefert.

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teue-
rungszahl des Börsenvereins der deutschen Buch-
händler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

	Inhalt:	Seite
Nr. 9		225
„Du bist heute morgen noch nicht oben gewesen!“		231
Die kleine Strafpredigerin		234
An der Giftduelle		243
Der gestohlene Flach		246
Um des Herrn willen		249
Sir zur Verfügung (Gedicht)		252

Neu ist erschienen:

C. S. MacIntosh

Betrachtungen über das fünfte Buch Mose

(Früher 2 Bände, jetzt ein ca 500 Seiten starker Band)

Dritte neu durchgesehene und bearbeitete Auflage
In Halbleinen mit Goldtitel Mf. 4. — Grundzahl*)

Mit dem Erscheinen dieses Bandes ist die Reihe der

Betrachtungen über die fünf Bücher Mose

wieder vollständig.

Die Preise der ersten 4 Bände in Halbleinen mit Goldtitel:
je Mf. 2.50 Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

In Amerika bestelle man bei

Mr. Anton Weise

Paterson N. J.

233 North 7th Street

Gedruckt bei J. u. W. Brockhaus, Kom.-Gef., Elberfeld, Baustr. 47/49.

Samenkörner

412. Heft / Oktober 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld
Postfach 227

Zu Geschenkzwecken werden empfohlen:

Erzählungen für jung und alt

Band I, Inhalt: Der Sohn des Holzhauers und sein Hund Cäsar; Die gestohlenen Äpfel; Bis zum Tode getreu.

Band II, Inhalt: „Bitte, Mutter, gehe mit!“; Von der Straße zu Jesu; Es ist nichts so fein gesponnen.

Geschmackvoll gebunden je Mk. 0.75 Grundzahl*)
Jede Erzählung für sich, in starkem Umschlag,
je Mk. 0.20 Grundzahl*)

Der Sohn des Künstlers

Geschmackvoll gebunden Mk. 0.75 Grundzahl*)

Christliche Lieder mit Noten

für Sonntagschule und Familie

Stark gebunden mit Kalikorrücken (ermäß. Preis)
M. 0.25 Grundzahl*)

In Ganzleinen mit Goldtitel Mk. 1.- Grundzahl*)

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Wie Gott meine Selbstmordversuche vereitelte und mich zu sich brachte

Schon als Knabe, und später auch als Jüngling, hatte ich großes Interesse an den Dingen des Herrn. Aus wirklicher Überzeugung wandte ich mich dem Studium der Theologie zu. Ich war aber noch nicht wiedergeboren. Trotzdem führte ich ein Gebetsleben und vertraute auf Gott, und manche schöne Erfahrung von Gottes treuer Sorge habe ich in jenen Jahren machen dürfen. Aber, wie gesagt, ich war kein Eigentum des Herrn, obwohl ich mich selbst dafür hielt.

Ich hatte einen Bruder. Wir beide kannten keinen sehnlicheren Wunsch, als den Herrn Jesus durch den Tod als Märtyrer verherrlichen zu dürfen. Wir waren überzeugt, daß die in der Offenbarung beschriebenen Gerichte bereits hereingebrochen seien. Die Drangsale, die Napoleons Hand über Europa gebracht hatte, hielten wir für Vorzeichen der letzten Greuel. Um nun nachher, wenn die Stunde unseres Märtyrertodes gekommen sein würde, nicht zu unterliegen, übten wir uns auf alle mögliche, oft recht törichte Weise in dem geduldigen Ertragen von Schmerzen.

Nachdem ich eine Zeitlang studiert hatte, vollzog sich in mir eine große Änderung. Die Ideen des berühmten Philosophen Kant beherrschten in jenen Jahren alle der Wissenschaft Beflissenen. Auch ich konnte mich ihrem Einfluß nicht entziehen, und schließ-

lich hatte nur noch das Wert für mich, was der Kant'schen Denkungsart entsprach, und was vor meinem Verstand bestehen konnte.

Das Ende davon war, daß ich alles über Bord warf, was mir ehemals heilig gewesen war. Ich hatte keinen Gott mehr, ja, mehr noch, ich wollte keinen Gott mehr haben. Auf diesen verhängnisvollen Entschluß war ich nicht wenig stolz. Daß ich nicht glücklich dabei war, brauche ich nicht zu sagen. Das darf ich jedoch hinzufügen: Meine Zweifel und mein Unglaube waren nicht, wie es oft der Fall sein mag, die Folge eines leichtsinnigen Lebenswandels. Es war mir bitter ernst mit diesen Dingen. Ein tiefes Leid erfüllte meine Seele, und ich trug es ganz allein. Keinem Menschen gestattete ich einen Einblick in mein Inneres. Selbst meine besten Freunde, die noch so standen, wie ich früher gestanden hatte, und mit denen ich nach wie vor in aller Liebe verkehrte, erfuhren nichts von meinem Elend und meinen Seelenkämpfen. Ich wollte ihnen nicht nehmen, was sie besaßen, und mir konnten sie nicht helfen. Mit Spöttern aber wollte ich erst recht nicht über solch wichtige Dinge reden.

Ich wurde schließlich so unglücklich, daß ich nicht länger leben zu können meinte, und ich sagte mir: Wenn es keinen lebendigen Gott gibt, so ist es das einzig Richtige und Verständige, diesem Leben gewaltsam ein Ende zu machen. Andererseits überlegte ich: Gibt es einen lebendigen, persönlichen Gott, der dich erschaffen hat, dann ist der Selbstmord ein Verbrechen, das Er nicht ungestraft hingehen lassen kann. Ich beschloß nun, Gott auf die Probe zu stellen. Ich wollte mir das Leben nehmen; wenn es nun wirklich

einen Gott gab, so sollte Er mich daran hindern. Dreimal wollte ich den Versuch machen. Wenn Gott mich dreimal an der Ausführung hinderte, so sollte das für mich der Beweis sein, daß es einen Gott gab, der mein Leben in Seiner Hand hielt, und dann wollte ich vor Ihm niederfallen und Ihn anbeten. Aber ich war fest überzeugt, daß mich nichts in meinem Vorhaben hindern würde. Ich glaubte eben nicht an Gott.

Nachdem ich diesen schrecklichen Entschluß gefaßt hatte, zögerte ich nicht, ihn auszuführen. Ich suchte einen Bekannten auf, der Assistent in einer Apotheke war, und sagte ihm:

„Hör' mal, bei mir zu Hause wimmelt's von Ratten. Nicht einmal meine Stiefel sind vor ihnen sicher. Gib mir doch etwas Arsenik, aber eine gehörige Portion, damit die Plagegeister ein für allemal genug kriegen.“

„Das darf ich eigentlich nicht“, erwiderte mein Bekannter; „aber da ich weiß, daß du keine Dummheiten machen wirst, will ich es dir geben.“

Mit diesen Worten gab er mir eine Dosis des weißen Pulvers, die, wie er mir versicherte, groß genug sein würde, um einen Menschen zu töten, geschweige denn ein paar Ratten.

Ich eilte mit dem Gift nach Hause. Bevor ich es nahm, wollte ich aber alles vernichten, was irgend einen Verdacht auf meinen Freund werfen konnte. Ich schüttete deshalb das Gift aus der Dose, die den Namen des Apothekers trug, auf ein Stück Papier, das auf meinem Schreibtisch lag, und brachte die Dose in die Küche, um sie dort zu verbrennen. Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, war das Pulver

verschwunden. All mein Suchen war vergeblich. Zweifellos hatte der durch das Öffnen der Tür entstandene Luftzug das Gift samt dem Papier durchs offene Fenster ins Freie entführt. Ich schaute hinaus. Gerade vor meinem Fenster war eine Grube, die mit frischem, zum Kälten des Hauses bestimmtem Kalk gefüllt war. Der Anblick des Kalks brachte mich auf einen anderen Gedanken. Vergiften konnte ich mich jetzt nicht mehr, aber ich konnte mich in die Kalkgrube stürzen. So fest war ich entschlossen, mit dem Leben abzuschließen, daß ich nicht wählerisch war in den Mitteln. Ohne zu bedenken, welcher ein grauenvoller Tod meiner in der Kalkgrube wartete, beschloß ich, mich hinabzustürzen. Doch wollte ich, im Blick auf meinen alten Vater, den Schein des Selbstmordes vermeiden. Es sollte so aussehen, als ob ich aus dem Fenster geschaut und dabei das Gleichgewicht verloren hätte. Wenn ich nun tat, als ob ich starkes Nasenbluten gehabt und mich, um es zu stillen, hinterrücks ins Fenster gelegt hätte, so war alles klar. Es war eben ein Unglück geschehen. Aber um dies vorzutäuschen, mußten Blutspuren sichtbar sein.

Ich schnitt mich also in den Arm, ließ das Blut teilweise auf die Erde, teilweise in mein Taschentuch träufeln und legte dieses auf den Tisch. Dann beugte ich mich hinterrücks zum Fenster hinaus. Aber in dem Augenblick, als ich mich fallen lassen wollte, wurde heftig an der Türklinke gerissen, und jemand trat ins Zimmer. Überrascht und geärgert zugleich richtete ich mich auf.

„Das mußt du schlauer anfangen“, sagte ich zu mir selbst. „Der Tod in der Kalkgrube wäre ja auch sehr häßlich gewesen.“

Ich beschloß jetzt, mich zu erstechen. Zu diesem Zweck verschaffte ich mir ein großes, spitzes Messer und schliff es, bis es haarscharf war. Damit bewaffnet, wanderte ich zum nächsten Wald. Ich suchte mir einen möglichst abgelegenen Platz aus. Dort hoffte ich in Ruhe meine schreckliche Tat ausführen zu können. Keiner würde mich dort hören und mir zu Hilfe eilen können, falls ich stöhnen sollte. Gerade wollte ich zustoßen, als ich in unmittelbarer Nähe eine Kinderstimme vernahm. Eine Frau antwortete. Es waren arme Leute, die im Walde Holz suchten. Solang sie da blieben, konnte ich mein Vorhaben natürlich nicht ausführen. Sie machten aber gar keine Anstalten fortzugehen, und schließlich blieb mir nichts übrig, als selbst zu gehen und mir eine geeignetere Stelle zu suchen.

Man sollte meinen, ich wäre jetzt endlich zum Nachdenken gekommen. Drei Versuche hatte ich bereits gemacht, mir das Leben zu nehmen, und alle drei waren mißlungen. Ich dachte aber garnicht daran, daß nach meinen eigenen Überlegungen der Beweis von dem Dasein eines lebendigen Gottes bereits geliefert war. Ich hatte in meiner Vermessenheit Gott herausgefordert, und Gott hatte in wunderbarer Langmut geantwortet. Aber es machte keinen Eindruck auf mich, — ein Zeichen, daß Beweise keinen Glauben in dem Herzen eines Menschen hervorzubringen vermögen.

Ich beschloß jetzt, von der Rheinbrücke in den dort sehr tiefen Strom zu springen. Da ich immer noch darauf bedacht war, den Schein des Selbstmordes zu vermeiden, wollte ich den Augenblick abwarten, wo ein Boot unter der Brücke herfuhr. Ich

wollte dann so tun, als ob ich dem Boot nachsähe, und mich dabei in den Rhein fallen lassen. Dieser Plan mußte gelingen, denn die Brücke wurde um diese Zeit wenig begangen, und die Strömung war so stark, daß ich damit rechnen konnte, schnell abgetrieben zu werden.

Ich stellte mich nun auf die Brücke und wartete ein Ruderboot ab. Zuerst kamen drei miteinander angefahren. Die ließ ich vorbei, da die Aussicht bestand, daß es einem dieser Boote gelingen könnte, mich zu retten. Dann kam ein kleiner Nachen, der in der starken Strömung nur so dahinschoß. Das paßte mir besser. In einem Augenblick war das leichte Ding heran und schon unter der Brücke verschwunden. Weit beugte ich mich vornüber, als ich plötzlich gepackt und zurückgerissen wurde.

„Was fällt dir denn ein, Ludwig, dich so weit über das Geländer zu beugen?“ rief mein Freund Legrand, der unbemerkt näher getreten war und mich mit Entsetzen beobachtet hatte. „Was hattest du denn da Wichtiges zu gucken? Wäre ich nicht gekommen, so wärst du bestimmt in den Rhein gefallen.“

„Eben fuhr ein netter, kleiner Nachen unter der Brücke her“, antwortete ich so gleichgültig wie möglich. „Dem Ding hab' ich nachgeschaut.“

Mein Freund faßte mich unter den Arm und brachte mich in eifrigem Gespräch zur Stadt zurück. Wohl oder übel mußte ich ihn zum Hause seines Oheims begleiten. Er hatte heute besonders viel zu erzählen, und so fiel es ihm nicht auf, wie einsilbig ich war. Ich hatte meinen unseligen Entschluß immer noch nicht aufgegeben, sondern war entschlossen, ihn noch am gleichen Abend auszuführen.

Aber als der Abend dämmerte, kam eine neue Abhaltung. Ein Mädchen, das von einem mir nahe-
stehenden Herrn B. gesandt worden war, brachte mir
die Botschaft, ich möge unverzüglich diesen Herrn be-
suchen. „Ich werde kommen“, ließ ich bestellen, aber
meine heimliche Absicht war, auf dem Wege zu Herrn
B. in den Rhein zu springen. Als ich aber aus dem
Hause trat, stand das Kind noch vor der Tür.

„Ich möchte gern mit Ihnen gehen“, sagte es
schüchtern. „Ich muß nämlich auch noch zu Herrn B.
zurück.“

Sie wich nicht von meiner Seite. Ich kann heute
noch nicht begreifen, wie es kam, daß ich garnicht
an meine Abmachung mit Gott dachte. Biermal
war jetzt bereits meine böse Absicht mißglückt, und
ich war nun auf dem Wege zum fünften Versuch.

„Hör' mal“, sagte ich zu dem Mädchen, „du könn-
test schon vorgehen. Es fällt mir ein, daß ich in
einem Laden drüben jenseit der Brücke noch etwas
zu besorgen habe. Ich komme gleich nach.“

„O das trifft sich gut“, erwiderte die Kleine ver-
gnügt. „Ich gehe gern mit Ihnen über die Brücke,
denn ich habe drüben auch noch etwas zu bestellen.
Allein wollte ich nicht gern im Dunklen gehen. Doch
mit Ihnen zusammen ist das was anderes.“

So schloß das Kind sich mir an, im Gefühl, bei
mir sicher zu sein. Es ahnte nicht, daß Gott es als
Schutzengel für mich benutzte auf dem von mir ein-
geschlagenen Wege des Verderbens.

Herr B. war krank. Er wollte mich wegen eines
jungen Mannes sprechen, den er meiner Obhut an-
vertraut hatte. Ich konnte ihm einen guten Bericht
geben. Nachdem alles durchgesprochen war, fragte

ich Herrn B. ob er nicht eben das Rassenbuch durchsehen wolle, das die Ausgaben seines Schütlings enthielt, denn er hatte mir eine Geldsumme für ihn anvertraut. Herr B. wollte davon nichts hören. Doch, da ich vor meinem Tode gern alles geregelt haben wollte, bestand ich auf meiner Bitte. Herr B. gab nach und sah das Buch durch. Als er fertig war, sagte er mit sichtlichlicher Befriedigung:

„Sie scheinen ein peinlich gewissenhafter Mensch zu sein. Es stimmt alles so genau, als wenn Sie einen regelrechten Abschluß hätten machen wollen. Es freut mich, Sie auch von dieser Seite kennen zu lernen.“

Diese Worte gaben mir einen Stich durchs Herz. Um den Eindruck zu verdecken, wollte ich mich schnell verabschieden, als der Herr des Hauses, bei dem Herr B. zu Besuch weilte, ins Zimmer trat. Ich wußte von diesem Mann, daß er in seinem Leben schon viel durchgemacht hatte. Seit zwölf oder mehr Jahren war er blind. Herr B. stellte mich dem Eintretenden vor. Obwohl ich gern gegangen wäre, mußte ich anstandshalber noch ein paar Minuten bleiben. Als der blinde Herr vernahm, daß er einen Studenten der Theologie vor sich habe, ging ein heller Zug über sein Gesicht.

Ich sagte ihm einige teilnehmende Worte über das harte und traurige Los, das ihn getroffen habe. Aber lächelnd schüttelte er den Kopf.

„Ein hartes und trauriges Los?“ erwiderte er. „O nein, mein junger Freund. Ich darf Ihnen im Gegenteil sagen, daß in meinem Herzen ein Licht aufgegangen ist, seitdem mir das Augenlicht genommen wurde. In dieser Zeit habe ich Jesum Christum

als meinen Heiland kennen gelernt und bin von da an erst wirklich glücklich geworden.“

Noch manches Wort sprach der blinde Mann über das Glück seines Herzens, in der Meinung, zwei wahre Gläubige vor sich zu haben. Sein Gesicht strahlte dabei vor Freude. Hier war wirklich mit aller Deutlichkeit zu sehen, daß in dem Frieden dieses Blinden Kräfte verborgen lagen, die stärker waren als alles Erdenglück, aber auch stärker als alles Erdenleid und =elend.

Schweigend lauschte ich den Worten des überglücklichen Mannes. Was in diesen Minuten in meinem Innern vorging, kann ich in Worten nicht ausdrücken. Wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Ja, es gab einen lebendigen Gott! Dieser eine, in den Augen der Menschen so bedauernswerte Mann war wieder ein Beweis davon. Und ich hatte mit diesem lebendigen Gott zu tun. In diesem Augenblick kam mir meine Vermessenheit voll zum Bewußtsein. Drei Beweise hatte ich von Gott verlangt. Er hatte mir vier, fünf gegeben. Aber wie stand ich jetzt da im Lichte Seines Richterstuhls? Als Selbstmörder! O ich hatte es mit einem lebendigen, aber noch mehr, mit einem heiligen Gott zu tun, der nicht mit sich spotten läßt. Das stand für mich jetzt felsenfest. Sobald ich konnte, nahm ich von den beiden Herren Abschied und eilte in meine Wohnung. Ich schloß mich in mein Zimmer ein, fest entschlossen, es nicht eher zu verlassen, als bis ich mit Gott alles ins reine gebracht hatte. Auf dem Tisch standen ein paar Äpfel und einige Schnitten Brot. Sie sollten mir zur Speise dienen, bis ich die Schwelle meines Zimmers wieder überschritt, und das

sollte, wie gesagt, nicht eher geschehen, als bis mir Gnade und Vergebung von dem Gott zuteil geworden war, gegen den ich so schrecklich gesündigt hatte. Sechs Tage und sechs Nächte habe ich so vor Gott zugebracht, die meiste Zeit auf den Knien. Die ersten drei Tage und Nächte kam kein Schlaf in meine Augen. In meiner Seele blieb alles dunkel. Es war, wie wenn ein eherner Himmel über mir gewesen wäre. Meine Gebete, meine Seufzer, mein Rufen um Gnade und Vergebung — alles fiel gleichsam wieder auf mich zurück.

Ich kam an den Rand der Verzweiflung.

„Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“
Diese Worte waren meine Waffen.

Daß meine Körperkräfte bei dem bißchen Speise, die ich zu mir nahm, und bei dem wenigen Schlaf, den ich fand, nicht völlig versagten, ist mir heute noch ein Wunder. Aber tatsächlich haben die wenigen Äpfel und Schnitten Brot zu meiner Erhaltung genügt. Ich dachte auch an nichts anderes mehr als an meinen Seelenzustand. Hätte meine Seele nur Ruhe und Frieden gefunden! Aber drei Tage blieb der Zustand meiner Not unveränderlich der gleiche. Erst am vierten Tage fiel ein Strahl der göttlichen Gnade in mein zerschlagenes Herz, sodaß ich Hoffnung zu schöpfen begann, Gott werde mir vergeben. Aber ich traute dieser Hoffnung nicht und bat Gott flehentlich, Er möge mir ein Zeichen geben von Seiner Bereitwilligkeit, mich um Jesu willen anzunehmen.

„O Gott!“ betete ich, „beuge Dich nieder zu meiner Schwachheit und laß mich eine Antwort in Deinem Wort finden, wenn ich die Bibel aufschlage.“

Und Gott hatte Mitleid mit mir und ließ sich zu mir herab, denn heute weiß ich, daß ein solcher Gebrauch der Heiligen Schrift nicht der richtige ist. Ich öffnete meine Bibel, und mein erster Blick fiel auf die Stelle in meiner Bibel oben rechts: „Ich habe deine Übertretungen getilgt wie einen Nebel, und wie eine Wolke deine Sünden. Kehre um zu mir, denn ich habe dich erlöst!“ (Jes. 44, 22.)

Die Antwort hätte nicht herrlicher ausfallen können. Aber was tat ich darauf?

„O Gott, gib mir noch eine Antwort“, betete ich. „Ich wage nicht, dieses Wort für mich anzunehmen. Laß mich noch eine Stelle finden, aber nicht rechts, sondern links, wohin mein Finger deuten wird.“

Dann öffnete ich meine Bibel wieder, und gerade an der bezeichneten Stelle links las ich die Worte: „Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden“.

Nun konnte ich nicht mehr zweifeln. Dennoch baß ich noch um eine dritte Stelle, und zwar diesmal wieder rechts. Und siehe da, Gott antwortete auch auf diese Bitte. Fürwahr, Seine Langmut ist groß! Ich las die Worte: „So wahr ich lebe, spricht der Herr, Jehova, ich habe kein Gefallen am Tode des Gesetzlosen, sondern daß der Gesetzlose von seinem Wege umkehre und lebe!“ (Hes. 33, 11.)

Der letzte Zweifel war verschwunden. Eine Freude und ein Friede erfüllten mein Herz, daß ich außer mir war vor Glück. In dem Überschwang meiner Freude wollte ich zuerst hinauseilen, um allen zu sagen, welche große Dinge der Herr an mir getan hatte. Aber dann sagte ich mir, daß es besser sei, zunächst in Seiner Gegenwart ruhig zu werden. So

blieb ich noch drei Tage in meinem Zimmer. Es waren köstliche Augenblicke, die ich da in der seligen Gemeinschaft mit Gott zubrachte. Ich schlief nicht viel, und was meine Körperkräfte betrifft, so muß ich sagen, daß ich in jenen Tagen die Wahrheit des Wortes empfand, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, sondern von jedem Worte Gottes, das aus Seinem Mund ausgeht.

Als ich nach dieser Zeit wieder ins Leben zurücktrat, konnte ich mit dem Apostel sprechen: „Das Alte ist vergangen, alles ist neu geworden“.

Die Lade Jehovas auf dem Wege nach Beth-Semes

(Mit Titelbild)

In den Büchern Samuel lesen wir zweimal, daß die Lade Jehovas, über welcher der Gott Israels zwischen den Cherubim thronte, auf einem Wagen gefahren wurde. Wer mit den Vorschriften, die den Israeliten betreffs der Bundeslade gegeben waren, bekannt ist, der weiß, daß dies ein grober Verstoß war. Verließ die Bundeslade ihren Platz unter den Teppichen der Stiftshütte, so mußte sie von besonders dazu bestimmten Leviten getragen werden.

Sehr interessant und zugleich sehr ernst ist es nun, zu sehen, in welcher Weise Gott eingriff, um den Menschen zu zeigen, daß Er, trotzdem Sein Heiligtum von den Heiden fortgeführt worden war, dieses noch nicht aufgegeben hatte.

Unser Bild zeigt uns die Lade Jehovas unterwegs, auf der Reise aus dem Philisterland nach Ra-

naans Grenzen. Die Philister hatten bekanntlich die Lade nach der Besiegung Israels mitgenommen, um sie in ihrem Lande als Siegeszeichen aufzustellen. Da hatten sie aber zu ihrem Schaden und Schrecken erfahren müssen, daß ihre Götter dem Gott Israels nicht gewachsen waren. Zweimal war ihr Gott Dagon vor der Bundeslade von seinem Ort gestoßen worden und hatte vor ihr auf seinem Angesicht gelegen, das zweitemal mit abgehauenen Kopf und abgehauenen Händen. Außerdem war eine schwere Beulenplage über das Volk von Asdod gekommen. Den Bewohnern von Gath und Ekron war es nicht besser ergangen. Die schreckliche Beulenplage, die viele Bewohner dahinraffte, hatte auch sie getroffen, und ihr bebautes Land war noch obendrein durch Mäuse verwüstet worden.

Es war kein Wunder, daß die Philister sich so schnell wie möglich des jüdischen Heiligtums, das ihrem Land nur Unglück brachte, zu entledigen suchten. Sie taten es, indem sie die Bundeslade auf einem eigens zu diesem Zweck angefertigten Wagen nach Kanaan zurückbrachten.

Unser Bild zeigt die Lade auf dem Wege nach Beth-Semes, der jüdischen Grenzstadt. Die zwei Röhre, die den Wagen ziehen, gehen brüllend ihre Straße. Kein Fuhrmann zeigt ihnen den Weg. Die Philisterfürsten, die den Wagen begleiten, schreiten hinter ihm einher. Es sind zwei säugende Röhre, auf die kein Joch gekommen ist, die die Philister für den Zweck ausgewählt haben. Ihre Kälber sind daheim zurückgeblieben. Widerwillig gehen die Tiere den unbekanntem Weg, aber sie müssen ihn gehen. Eine geheimnisvolle Macht zwingt sie dazu. Welch ein

Wunder! Staunend sehen es die Philister. Israel liegt besiegt am Boden, aber sein Gott ist nicht besiegt. Er ist der Lebendige, dessen Macht sich wohl einmal verbergen, die aber nie gebrochen werden kann.

Wie bereits bemerkt, war es verkehrt, die Lade Jehovas auf einem Wagen zu fahren. Aber konnte man von den Heiden die Kenntnis der göttlichen Verordnungen über diese Sache erwarten? Unversehrt kehren die fünf Fürsten der Philister daher in ihr Land zurück. Sie haben die wunderbare Macht des Gottes, von der sie bis dahin nur gehört, mit Augen geschaut. (Vergl. 1. Sam. 6, 6.)

Wehe aber, wenn diejenigen, die Jehova ihren Gott nennen, die Seine Macht und Majestät kennen, ihr nicht die nötige Ehrerbietung erweisen! Die Männer von Beth-Semes wagen es, neugierig in die Lade zu schauen. Da trifft sie Gottes Gericht. Siebzig Mann müssen den Frevel mit dem Tode büßen. Gott ist ein heiliger Gott. Er läßt sich nicht spotten. Was ein Mensch säet, das muß er ernten. So war es damals, und so ist es heute.

Viel schuldiger als die fünf Philister-Fürsten waren auch jene Männer, die zwanzig Jahre später die Lade Jehovas aus dem Hause Abinadabs, wo sie nach dem Unglückstage von Beth-Semes gestanden hatte, nach Jerusalem hinaufbringen wollten. Und ach! König David selbst war in ihrer Mitte. Auch sie machten einen neuen Wagen, bespannten ihn mit Rindern und fuhren die Lade darauf. Vielleicht taten sie dies in Erinnerung an das, was einst die Philister-Fürsten getan hatten. Aber was Gott in dem einen Fall in Geduld tragen konnte in Rücksicht auf mensch-

liche Unwissenheit, mußte Er in dem anderen Fall bei Seinem Volk ins Gericht bringen. David und seine Leute meinten es gut. Sie waren voller Freude im Gedanken daran, die Lade ihres Gottes, der zwischen den Cherubim thronte, nach Zion zu bringen. Aber gerade weil sie wußten, daß sie es mit dem heiligen Gott zu tun hatten, hätten sie umso peinlicher Seine Verordnungen beobachten sollen. Auf furchtbar ernste Weise wird ihnen ihr Versäumnis ins Gedächtnis gerufen. Die Kinder reißen sich los, Ussa, einer der Führer des Wagens, langt nach der Lade — eine ganz natürliche Sache —, um ihr Fallen zu verhindern, und der Zorn Jehovas entbrennt wider ihn. Er stirbt. So wahrte Gott die Heiligkeit Seines Thrones.

Gott fordert von den Seinigen Gehorsam gegen Sein Wort, damals wie heute. Ernst tönen die Worte des Apostels Petrus an unser Ohr: „Die Zeit ist gekommen, daß das Gericht anfange bei dem Hause Gottes“. Und auch für den Gläubigen steht das andere, Seele und Mark durchdringende Wort geschrieben: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“.

Gott ist heute noch derselbe heilige Gott, der Er damals war. Er wacht über die Ehre Seines Namens. Laßt uns das bedenken, die wir uns Seine Kinder nennen! Man kann in guter Meinung etwas tun und doch dabei das Wort Gottes vergessen. Dann aber wird nicht nur kein Segen auf solchem Tun ruhen, sondern Gott muß richtend eingreifen. Das erste Erfordernis für einen Gott wohlgefälligen Wandel ist: Gehorsam gegen Sein Wort.

Wenn aber nun die Zeit gekommen ist, daß das

Gericht anfangs bei dem Hause Gottes, was wird dann das Ende derer sein, die dem Evangelium Gottes nicht gehorchen! Wenn der Gerechte mit Not errettet wird, wo will der Gottlose und Sünder erscheinen? (1. Petr. 4, 17. 18.)

O unbefehrter Leser! Beachte dieses Wort des Apostels! Wie willst du mit deinen Sünden vor dem heiligen Gott stehen? Wie willst du dich vor Ihm rechtfertigen? Das ist in alle Ewigkeit unmöglich. Frieden mit dem heiligen Gott kann nur der Mensch empfangen, der gerechtfertigt ist durch den Glauben an das vergossene Blut Jesu Christi. Nur Sein Tod vermag mit Gott zu versöhnen, aber durch Sein Leben wird auch jeder Glaubende völlig errettet werden. (Vergl. Röm. 5, 10.)

Im ungleichen Hoch

Vor Jahren besuchte ein Diener des Herrn ein junges Mädchen, das Kind gläubiger Eltern, das auch selbst bekant hatte, ein Eigentum Jesu zu sein.

Sie hatte sich gerade mit einem unbefehrten Manne verlobt. Naturgemäß kam das Gespräch bald auf die Verlobung, und der Besucher sprach dem Mädchen sein Bedauern darüber aus, daß sie diesen Schritt getan hatte.

„Ich möchte Ihnen so gern von Herzen Glück wünschen“, sagte er unter anderem, „aber das kann ich nicht. Wenn ich vor Gott und Ihnen treu sein will, so muß ich Sie im Gegenteil warnen, auf diesem

„Wege weiter zu gehen und sich mit einem Ungläubigen zu verheiraten.“

„Sie kennen meinen Verlobten nicht“, lautete die Antwort. „Er ist ein sehr netter, gebildeter Mensch. Er hört auch auf mich. Schon manchmal hat er mich begleitet, um Gottes Wort zu hören. Ich hab' ihn so lieb, und ich hoffe, das Mittel zu werden, um ihn zu Jesu zu führen.“

„Daran zweifle ich nicht“, erwiderte ich, „aber wenn Sie diesen Mann heiraten, so übertreten Sie das Gebot Gottes, und Sie können dann nicht erwarten, daß Er Ihnen das Verlangen Ihres Herzens geben wird. Gottes Wort ermahnt uns aber: „Seid nicht in einem ungleichen Joche mit Ungläubigen. Denn welches Teil hat ein Gläubiger mit einem Ungläubigen?“ (2. Kor. 6, 14. 15.) Dieses Wort zeigt Ihnen, was Sie zu tun haben, und ich bitte Sie herzlich, es zu beachten. Der Herr Jesus hat Sie von dem Wege des Verderbens auf den Weg des Heils gebracht. Ihr Verlobter befindet sich aber noch auf dem breiten Wege. Wie können Sie nun einen und denselben Weg mit einem Manne gehen, dessen Ziel ein so ganz anderes ist wie das Ihrige? Schon der Prophet sagt: „Handeln wohl zwei miteinander, es sei denn daß sie übereingekommen sind?“ (Amos 3, 3.)

In dieser Weise sprach der treue Warner noch eine Zeitlang mit dem Mädchen. Diese erwiderte nichts mehr, denn sie mußte die Wahrheit seiner Worte anerkennen, war aber nicht zufrieden mit dem, was sie hörte. Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte ihren Heinrich heiraten. Armes Mädchen! Es erging ihr wie einst Israel, über das Jeremia

klagend ausrufen mußte: „Ich habe Wächter über euch bestellt, die da sagen: Merket auf den Schall der Posaune! Aber sie sprechen: Wir wollen nicht darauf merken.“ (Jer. 6, 17.)

Zwei oder drei Jahre später kam unser Freund wieder in die Stadt, wo Alice jetzt als junge Frau wohnte. Er suchte sie auf und erkannte bald, daß ihre Ehe nicht glücklich war. Heinrich war immer noch nicht bekehrt. Wohl schien er ein tüchtiger Mensch zu sein, der gut verdiente, aber das Schlimme war, daß er das meiste Geld für sich verbrauchte, vertrank. Er behandelte seine Frau nicht schlecht. Sie konnte ungehindert die Bibelstunden besuchen, aber es entging dem Besucher nicht, daß sie unbefriedigt und gedrückt war. Die arme junge Frau tat dem teilnehmenden Mann herzlich leid, aber er konnte ihr jetzt nicht mehr helfen. Damals hatte er gewarnt, war aber nicht gehört worden. Jetzt konnte er nichts anderes tun als sie bitten, ihren verkehrten Schritt zu verurteilen, den Herrn um Vergebung zu bitten und Ihn anzuflehen, sich über sie und ihren Mann zu erbarmen.

Dann verging eine lange Zeit. Neunzehn Jahre war Alice verheiratet, als der alte Freund wieder einmal ihre Wohnung betrat. Wie sah es jetzt darin aus! Welch eine Armut, welch ein Elend starrten ihm aus allen Winkeln entgegen! Die Frau sah aus, als stünde sie am Rande der Verzweiflung.

Auf die Frage, wie es ihr gehe, erwiderte sie: „Ich bin tief unglücklich. All mein Vertrauen auf Gott habe ich verloren. Mein Geld, meine Kleider, meine Möbel, alles ist weg. Sie sehen es ja. In dieser Wohnung kann selbst ein blindes Pferd

keinen Schaden mehr anrichten. Mein Mann vertrinkt jeden Pfennig, den er verdient.“

„Wollen wir gemeinschaftlich den Herrn bitten, daß Er Ihren Mann befehre?“ fragte der Besucher.

„Meinen Mann befehre?“ schluchzte sie. „Der kann nicht mehr befehrt werden.“

„Nicht? Ist denn heute nicht mehr die Zeit der Gnade? oder gehört Ihr Mann nicht mehr zu den auf Erden Lebenden, an die der Gnadenruf ergeht?“

„Ja, das wohl. Aber daß er noch befehrt werden kann, glaube ich nicht mehr.“

Bei diesen Worten verbarg sie ihr Gesicht in beiden Händen und weinte herzbrechend.

Die Augen des Besuchers wurden feucht. Er nahm die Hand des armen Weibes und sagte:

„Heute habe ich mehr Hoffnung, daß Ihr Mann befehrt werden wird als vor neunzehn Jahren, als Sie meinten, ihn zu Jesu führen zu können. Kommen Sie! Wir wollen unsere Kniee beugen und zusammen beten.“

So beteten sie.

„Ihr Mann kann noch befehrt werden.“ Mit diesen, im Tone völligen Vertrauens gesprochenen Worten nahm der alte Freund Abschied von der unglücklichen Frau. „Morgen mittag komme ich wieder. Dann gehen wir zusammen dahin, wo Gottes Wort verkündigt wird.“

Das war an einem Samstag.

Zur bestimmten Stunde kehrte der Freund in die armselige Wohnung zurück. Er traf den Mann zu Hause. Während Alice sich, so gut sie konnte, für den Ausgang fertig machte, sprach der Besucher einige freundlich-ernste Worte mit ihm.

Unterwegs schaute Alice sich einmal um. Da sah sie ihren Mann ihnen folgen. Erschrocken und erstaunt zugleich rief sie: „Da geht ja mein Mann hinter uns her!“

„Das ist gut!“ lautete die Antwort. „Wenn er uns folgt, geht er mit in die Versammlung.“

Und wirklich, er kam. Der Versammlungsraum war bereits so besetzt, daß nur noch ein Stuhl vorn in der ersten Reihe frei war. Der wurde ihm angewiesen. So saß der Trinker mitten unter Kindern Gottes.

Als unser alter Freund den armen, von seinen Leidenschaften geknechteten Mann da sitzen sah, betete er im stillen: „Herr! gib uns nun den rechten Abschnitt aus Deinem Wort, der Alices Mann zum Segen sein kann!“ Und der Herr erhörte die Bitte. Es wurde ein Abschnitt aus Luk. 16 vorgelesen, und zwar das Gleichnis von dem reichen Mann und dem armen Lazarus. Darauf schilderte der Sprecher zunächst mit vieler Wärme das herrliche und selige Los derer, die an den Heiland glauben, sprach von ihrer kostbaren Hoffnung, von dem Vaterhaus droben und den vielen Wohnungen, die der Herr Jesus selbst für die Seinigen dort bereitet hat. Dann aber ging er dazu über, auf Grund des Wortes Gottes zu beweisen, wie furchtbar es ist, für ewig verloren zu gehen. Er ging von der Person des reichen Mannes aus, der auf Erden in Fröhlichkeit und Glanz dahingelebt hatte, bis der Tod kam und ihn hinwegraffte. Auf Erden hatte er alles in Überfluß besessen, was sein Herz sich nur hatte wünschen können. In der Ewigkeit fehlte ihm alles. Nicht einmal ein Tropfen Wasser wurde ihm gereicht, um den quä-

lenden Durst zu löschen. Furchtbares Los! In ewigen Qualen, ohne jede Hoffnung, je aus ihnen erlöst zu werden! Ohne Labsal! Ohne Trost! Armer, verlorener reicher Mann!

Heinrich lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der ergreifenden Ansprache. Es ging viel vor in seinem Innern. Gottes Geist wirkte an seinem Herzen und Gewissen. Mit Schrecken sah er sein ewiges Schicksal vor Augen. Er war gewiß nicht besser als der reiche Mann. Eher das Gegenteil. Im Lichte Gottes erkannte er sich als einen verlorenen, verdammungswürdigen Sünder.

Als die Versammlung zu Ende war, eilte er, ohne auf seine Frau zu warten, nach Hause. Und als Alice kurz darauf die Wohnung betrat, fand sie ihren Mann auf den Knien, wie er Gott seine Sünden bekannte und um Vergebung und Errettung bat.

Am folgenden Morgen kam Alices treuer Freund, um noch einmal nach ihr und ihrem Manne zu sehen. Er traf Heinrich noch daheim.

„Nun, wie geht's?“ fragte er. „Hat das gestern gehörte Wort Eindruck gemacht?“

„Ja, das hat es“, lautete die Antwort. „Solange ich in der Versammlung war, hat es mir arg zu schaffen gemacht. Es war mir, als ob ich selbst der Mann gewesen wäre, der in der Flamme Durst und Qualen litt. Ich kann Ihnen sagen: Ich habe die Hölle gefühlt. Aber jetzt darf ich durch Gottes Gnade bekunden, daß meine vielen Sünden vergeben sind, und daß Gott mich in Christo Jesu angenommen hat. Ich bitte Ihn jetzt, daß Er mir Kraft und Gnade schenken möchte, fortan die Sünde zu hassen und Ihn lieb zu haben.“

Das war ein glücklicher Tag. Da war Freude bei dem Ehepaar, Freude in dem Herzen des Knechtes des Herrn, und Freude bei den Engeln Gottes. Gott hatte über Bitten und Verstehen getan. Beschämt mußte Alice es sich immer wieder sagen.

Was nichts kostet

Es gibt in dieser teuren Zeit wohl kaum etwas, das nichts kostet. Auch was früher völlig wertlos war, hat jetzt vielfach hohen Wert und bringt dem, der sich die Mühe des Sammelns nimmt, einen guten Gewinn. Und doch weiß ich etwas, das genau wie früher weiter nichts kostet als ein wenig guten Willen und etwas Selbstüberwindung, nämlich seinen Hausgenossen und Mitmenschen immer ein freundliches Gesicht zu zeigen, auch wenn mancherlei Sorge und Leid sich auf den Lebensweg gelegt haben.

Den fernerstehenden Mitmenschen gegenüber tut das ja mancher. Es ist eben eine Pflicht der Höflichkeit, und man will auch nicht in den Ruf kommen, unfreundlich und launisch zu sein. Aber den eigenen Hausgenossen gegenüber gibt es in diesem Stück zum meist ein Sichgehenlassen, das nicht heilsam ist für den Geist und für den Frieden des Hauses und viel Ursache gibt zur Verstimmung und zur Entfremdung der Hausgenossen und Familienglieder untereinander.

Wie kann ein Hausvater trotz aller Eile, mit der er vielleicht frühzeitig am Morgen zu seiner Arbeitsstätte gehen muß, einen Hauch des Friedens hinterlassen, wenn er freundlich und liebevoll blieb, auch

wenn nicht gleich alles zur Sekunde zur Hand war! Wie häßlich dagegen, wenn alles in Erregung und Ungeduld abgeht, wenn dazu noch herrische, lieblose Worte fallen, und zuletzt auch noch die Tür krachend ins Schloß fällt! Und es hätte wirklich nichts weiter gekostet als ein wenig Geduld und Einsicht und Selbstzucht. Wie ganz anders geht auch die Arbeit vonstatten, wenn nicht Groll und Bitterkeit im Herzen sitzen, sondern die Erinnerung an eine freundliche, sonnige Morgenstunde, die vielleicht noch geweiht war durch Gebet um Segen für das Tagewerk.

Wie viel Sonnenschein, wie viel Macht geht aus von einer Mutter, die auch bei Unarten und Verkehrtheiten der Kinder und anderen unliebsamen Vorkommnissen im Haushalt nicht gleich lichterloh brennt und in lautes Schelten ausbricht oder im aufwallenden Zorn zuschlägt, sondern in heiliger Selbstzucht ihre Ruhe behält und in Freundlichkeit und Liebe zurechtzubringen sucht, was den Frieden des Hauses stören will! Auch die Kinder, die doch zumeist ein getreues Abbild des Wesens ihrer Eltern sind, würden viel fröhlicher und sonniger dahinschreiten, wenn ihnen in diesem Stück ein besseres Vorbild gegeben würde.

Alles in allem: Auf kostlose Weise ließen sich hier köstliche Werte schaffen, die das jetzt oft so rauhe und harte Leben schmücken und die Menschen zum Guten erziehen.

Wie aber gelangen wir zu solcher Freundlichkeit? Von den Zeitgenossen Jesu wird erzählt, daß sie im Blick auf Ihn gern gesagt haben sollen: „Kommt, laßt uns zur Freundlichkeit gehen!“ Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß der Herr schon in ungezählt viele Menschenherzen

Sonnenschein gebracht hat und auch den Leser zu einem Menschen umwandeln will, der fortan Ihm ähnlich wird und Seine Tugenden ausstrahlt, unter denen insonderheit Güte, Milde und Langmut (Kol. 3, 12) diejenigen sind, die ein Haus mit Friede und Freude erfüllen und es zu einer Wohnstätte Gottes bei den Menschen machen.

Damit aber solches geschehen kann, mußt du dir vorher auch etwas schenken lassen, was von jeher umsonst zu haben war und auch heute noch nichts kostet, nämlich das ganze und volle Heil in Christo und damit das Bürgerrecht des unvergänglichen, ewigen Reiches Gottes. Aus eigener Kraft kannst du ja nie und nimmer im Sinne Christi handeln und wandeln, auch wenn du Ihn dir mit aufrichtigem Herzen zum Vorbild nähmest. Du würdest bald kläglich zuschanden und damit inne werden, daß es Wahrheit ist, was der fromme Tersteegen singt:

„Dem Sündengift ist nicht zu steuern,
Durchsalbe du mich, so geschieht's!
Du mußt von Grund auf mich erneuern,
Sonst hilft mein eignes Trachten nichts.“

Dieses Erneuertwerden kann aber nur stattfinden unter dem Kreuze Dessen, der für sündige, verlorene Menschen in den Tod ging, um uns mit Gott zu versöhnen und uns das himmlische Vaterhaus zu öffnen. Hüten wir uns nur ja vor der großen Torheit, durch selbstgerechtes Wesen und ehrbares Leben uns dem heiligen Gott angenehm machen zu wollen, wie es leider unzählig viele unserer Mitchristen tun! Lassen wir uns doch die Augen öffnen vom Geiste Gottes, um zu erkennen, daß unsere eigene Gerechtigkeit vor Ihm ist wie ein unflätiges Kleid (Jes.

64, 5), und daß keiner sicher ist vor dem ewigen Gericht, der sich nicht einhüllt in das herrliche Gottesgeschenk an jeden Glaubenden: Seine eigene Gerechtigkeit in Christo Jesu. (2. Kor. 5, 21.) Nochmals sei es gesagt: Diese Gottesgabe kostet nichts. Umsonst wird sie dem zuteil, der in Anerkennung der eigenen Kraftlosigkeit und Verderbtheit seine Zuflucht nimmt zum Kreuz auf Golgatha. G. S.

Die Sünderin von Labrador

Noch im Nordosten Nord-Amerikas, östlich von der Hudsonsbai, liegt die Halbinsel Labrador. Es ist ein großes, aber nur spärlich bewohntes Gebiet; wegen der Armut und Unwirtlichkeit des Landes kümmerten die Europäer sich nur wenig um es. Die Einwohner, Indianer und Eskimos, lebten in größter Unwissenheit dahin. Sie hatten weder Obrigkeit noch Gesetze, und jeder tat, was ihm gefiel.

Aber wenn die Menschen sich auch nicht um Labrador und seine Bewohner kümmerten, so kümmerte doch Gott sich um das wilde Land und sandte Seine Boten dorthin, um den armen Eingeborenen die Reichtümer Seiner Liebe zu offenbaren. Es war eine harte Arbeit. Die christlichen Missionare, deren erster wohl Jens Haven aus Jütland war, fanden, daß die Herzen der Einwohner noch weit schwerer zu bearbeiten waren als das unfruchtbare Erdreich. Jahrelang war ihre Tätigkeit, die sie anfangs unter Lebensgefahr ausübten, so gut wie vergeblich. Nur ganz allmählich durchbrach das Licht des Evangeliums die dichte Finsternis. Erst vom Beginn des 19. Jahr-

hundreds an machte die Arbeit Fortschritte. Wie wunderbar Gottes Geist dann in jenem finsternen Lande gewirkt hat, davon zeugt die nachfolgende einfache Begebenheit.

Ein Missionar predigte über das Wort: „Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten was verloren ist“. Er suchte seinen Zuhörern besonders ans Herz zu legen, daß der Herr Jesus Christus nicht nur Heiland und Retter heiße, sondern daß Er es auch in Tat und Wahrheit sei. Kein Mensch sei so schlecht, daß Jesus ihn nicht gern annehmen und ihm alle seine Sünden vergeben wolle, wenn er nur in aufrichtiger Reue zu Ihm komme. In dieser Versammlung war eine Frau zugegen, die ein so böses Leben hinter sich hatte, daß sie nicht nur von den ehrbareren unter den Heiden, sondern sogar von ihrer eigenen Familie verabscheut und gemieden wurde. Diese Person wurde von dem Gehörten tief ergriffen.

„Wie?“ sagte sie zu sich selbst, „sollte das wahr sein? Sollte der Herr Jesus auch für so schlechte Menschen gekommen sein? Hier ist ja niemand schlechter als ich.“

Und nun erwachte ihr Gewissen, und das Gewicht ihrer Sündenlast drückte sie tief darnieder. Sie weinte bitterlich und versank in so tiefes Nachsinnen, daß sie nichts mehr von dem hörte und sah, was um sie her vorging.

Inzwischen war der Vortrag zu Ende. Es wurde gesungen und gebetet. Die Versammelten gingen auseinander. Die Lichter wurden ausgelöscht, ohne daß die Sinnende etwas davon bemerkte. Kurz darauf ging der Missionar mit einer Laterne durch

den Saal, um in einem nebenan liegenden Zimmer etwas zu holen. Da hört er jemand seufzen, geht und leuchtet die betreffende Stelle ab und sieht die Frau da sitzen.

„Was machst du denn noch hier?“ fragt er verwundert. „Weißt du nicht, daß der Gottesdienst längst beendet ist?“

Sie blickt ihn bestürzt an, wird verlegen und geht zur Tür hinaus mit den Worten:

„Ach, ich habe mich vergessen. Laß mich gehen!“

Sie eilt in die Berge, an einen Platz, wo sie ganz allein ist. Dort fällt sie auf die Kniee und fleht:

„Herr Jesus, ich habe gehört, daß Du für die Schlechten gekommen bist. Ist das Wahrheit, so gib es auch mir zu erkennen! Ich bin die Allerschlechteste. Laß auch mich gerettet und selig werden!“

Und siehe da! Ihr Gebet wird erhört. Sie steht auf und weiß nicht, wie ihr geschehen ist. Von einer unbeschreiblichen Freude durchdrungen, eilt sie in ihre Wohnung zurück. Jedermann merkt die Veränderung. Ihr Mund ist voll Lobens und Dankens.

Dieser Vorfall machte tiefen Eindruck auf die heidnischen Bekannten dieses Weibes, besonders auf eine Frau, die in ihrem Lebenswandel das gerade Gegenteil von der ersten gewesen war. Sie hatte sich stets durch ein anständiges, sittsames Verhalten ausgezeichnet, und die Missionare schätzten sie wegen ihres rechtschaffenen Charakters. Diese Frau hörte die bisher so lasterhafte Person mit Verwunderung an und begriff nicht, wie jemand mit solcher Freude von Jesu sprechen und Ihn so lieb haben konnte. Sie dachte darüber nach, woher es wohl kommen möge, daß sie

das nicht könne, wurde mit der Zeit ganz unruhig und kam schließlich zu der Erkenntnis, daß sie mit all ihrer Tugend und Ehrbarkeit eine große Sünderin sei. Schmerzlich fühlte sie den Mangel an Liebe zu Jesu, die bei jener so sichtlich hervortrat, und sie eilte zu ihr, um sie um ihren Rat und Beistand zu bitten. Die andere sprach und betete mit ihr, erzählte ihr, auf welche Weise sie Frieden erlangt habe, und jetzt dauerte es nicht mehr lange, da konnte auch sie sich mit glücklichem Herzen ein Schäflein Jesu Christi nennen und Den rühmen, der ihren Frieden mit Seinem Blut erkaufte hatte.

Durch das Zeugnis dieser beiden Frauen ist dann noch eine ganze Reihe Seelen zu Jesu geführt worden. Es ging in dem kalten, unwirtlichen Labrador ganz ähnlich wie Jahrtausende zuvor im reichen Palästina, wo durch die Worte des Sohnes Gottes die Sünderin von Sichar zu einer Evangelistin geworden war, durch deren Wort „viele an Ihn glaubten“. (Lies Joh. 4, 1—42.)

„Alle, rette dich!“

D laß dich retten vom Verderben
 Der Sünde und der Eitelkeit;
 Such' dir ein Leben vor dem Sterben
 In dieser kurzen Gnadenzeit!
 Nur Jesus kann und will es geben,
 Er ist das Leben selbst und spricht:
 Wer an mich glaubt, wird ewig leben,
 Frei vom Gericht, bei Gott im Licht!
 Spitta.

Zu Geschenckzwecken werden empfohlen:

Wandkarte
der biblischen Länder
nach Entwürfen
von Seminarlehrer Brammer
1,80 m × 2,60 m groß. Preis Grundzahl*) 15.-

Unterredungen über
Biblische Geschichten
Bearbeitet von Otto Kunze, Darmstadt
Erste Lieferung (1. Buch Mose bis zur Geschichte Josephs
einschl. und das Buch Hiob, 144 Seiten)
Brotschert Grundzahl*) M. 1.20
In Halbleinen " " 1.80

Mit der Abnahme der 1. Lieferung verpflichten sich die Besteller zur Abnahme des ganzen Werkes. Die neuerscheinenden Lieferungen werden sofort nach Erscheinen ohne vorherige Mitteilung nachgeliefert.

Prophetische Karte
Des Menschen Tun und Gottes Wege
Entworfen von E. Neuffer, Ludwigsburg
M. 0.50 Grundzahl*)

Die vorzüglich ausgeführte Karte gibt unter Beifügung zahlreicher Erläuterungen auf dem Umschlag in allgemein verständlicher Darstellung ein klares Bild von den Ratschlüssen und Wegen Gottes mit der Erde und den Menschenkindern. Besonders in der heutigen Zeit, wo wir dem Ende so sichtbar nahe rücken, dürfte ihr Studium von Interesse sein.

*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

Inhalt:	Seite
Wie Gott meine Selbstmordversuche vereitelte und mich zu sich brachte	253
Die Lade Jehovas auf dem Wege nach Beth- Semes	264
Im ungleichen Hoch	268
Was nichts kostet	274
Die Sünderin von Labrador	277
„Eile, rette dich!“	280

Zu Beschenkungszwecken wird empfohlen:

Verleger:

Lieder für das christliche Haus

2. neu durchgesehene und verbesserte Auflage

Eine Sammlung (255 Nummern) vierstimmiger Lieder
und Choräle, sowie Einzel- und Doppelgesänge mit
Klavier- oder Harmoniumbegleitung

In Halbleinen gebunden . . . Mk. 2.75 Grundzahl*)

In Leinen gebunden Mk. 3.50 Grundzahl*)

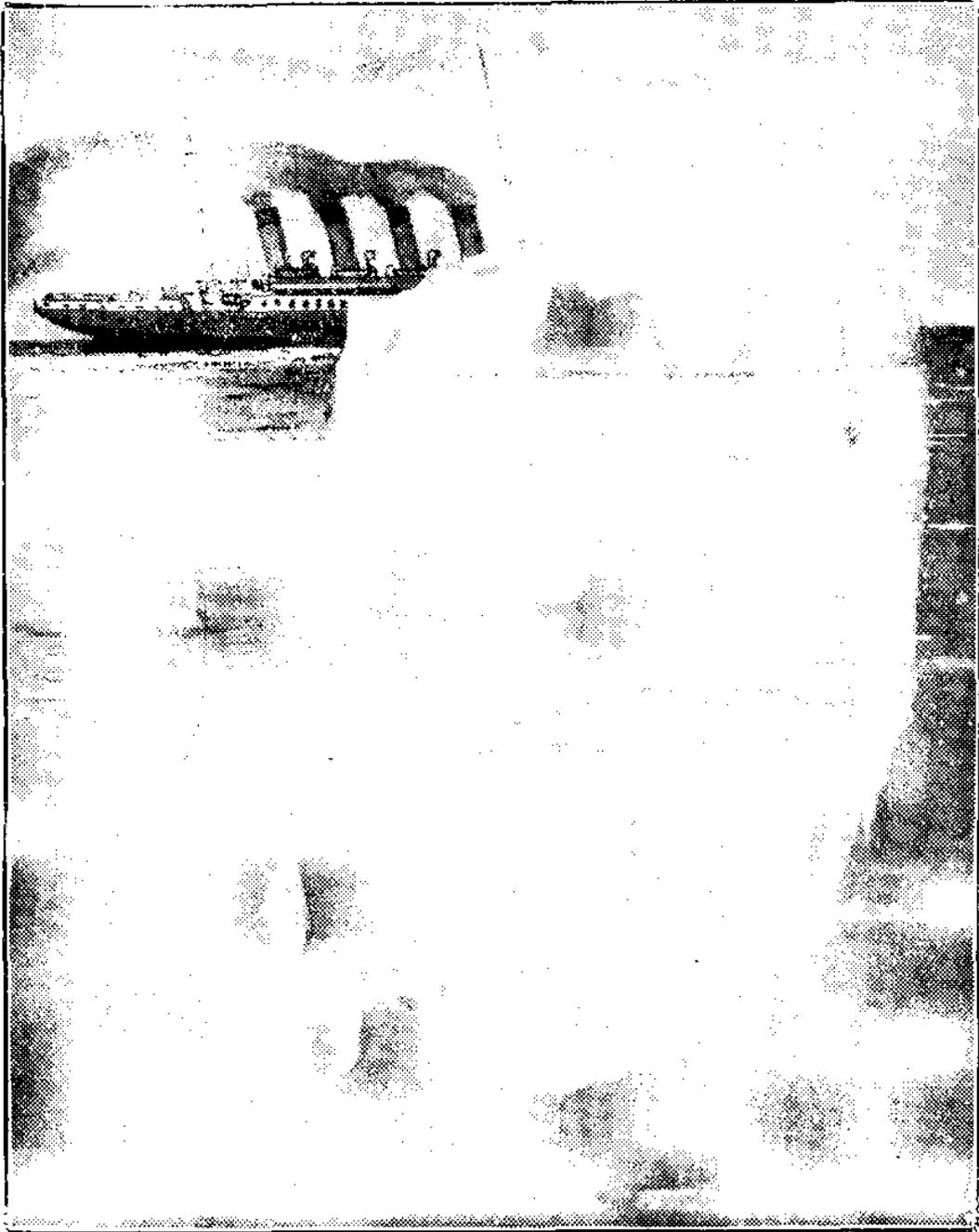
*) Die Grundzahl mit der jeweils gültigen Teuerungszahl des Börsenvereins der deutschen Buchhändler vervielfältigt, ergibt den Verkaufspreis.

In Amerika bestelle man bei
Mr. Anton Weise
Paterson N. J.
233 North 7th Street

Gedruckt bei F. u. W. Brodhäus, Kom.-Ges., G.berfeld, Baust. 47/49.

Samenkörner

413. Heft * November/Dezember 1923



Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld,
Postfach 227

Heftpreis 8 Gold-Pfennig
Bitte die dritte Umschlagseite beachten!

Zu Geschenkzwecken werden empfohlen:

Erzählungen für jung und alt

Band I, Inhalt: Der Sohn des Holzhauers und sein Hund Cäsar; Die gestohlenen Äpfel; Bis zum Tode getreu.

Band II, Inhalt: „Bitte, Mutter, gehe mit!“; Von der Straße zu Jesu; Es ist nichts so fein gesponnen.

Geschmackvoll gebunden je Mk. 0.75 Grundpreis*).

Jede Erzählung für sich, in starkem Umschlag,
je Mk. 0.20 Grundpreis*]

Der Sohn des Künstlers

Geschmackvoll gebunden Mk. 0.75 Grundpreis*]

Christliche Lieder mit Noten

für Sonntagschule und Familie

Stark gebunden mit Kalbförücken (ermäß. Preis)

Mk. 0.25 Grundpreis*]

In Ganzleinen mit Goldtitel Mk. 1.— Grundpreis*]

*) Der Verkaufspreis in Papiermark ist zu errechnen nach dem am Zahlungstage gültigen amtlichen Berliner Kurs.

Samenkörner

Neue Folge

Siebzehnter Jahrgang



Elberfeld
Verlag von K. Brockhaus
1923

Gedruckt bei F. u. W. Brockhaus, Rom.-Ges., Elberfeld, Baustr. 47/49.

Später, als du meinst

[Zum Titelbild]

Im Dorfe Gingins in der französischen Schweiz steht auf einer großen Sonnenuhr am Gemein-dehaus: „Passant! Il est plus tard que tu ne crois“, auf deutsch: „Wanderer! Es ist später, als du meinst“. Das ist ein Wort, das den wenigsten Menschen gefällt, dessen ernste Wahrheit aber tagtäglich in die Erscheinung tritt.

Da fährt ein Dampfer von Europa nach Nordamerika, ein schönes, starkgebautes Schiff, mit allem ausgerüstet, was die Sicherheit der Reisenden verbürgt. Es ist Nacht, und alles, bis auf die Wache und den Steuermann, liegt in tiefer Ruhe. Keiner denkt an eine Gefahr. Da plötzlich taucht aus dem Nebel ein gespensterhaft aussehender Berg auf. Ein furchtbares Krachen ertönt. Das Schiff ist mit einem schwimmenden Eisberg zusammengestoßen. Im Nu verändert sich die Szene. Ein gewaltiges Led klappt. Brausend ergießen sich die Wassermassen in das Innere des Schiffes. Entsetzt stürzen die Reisenden aus ihren Kabinen. Einen Augenblick später kämpfen Menschen verzweifelt um einen Platz in den Rettungsbooten. Wenigen gelingt es, das Leben zu retten. Die meisten werden hinabgerissen in den Strudel, den das sinkende Schiff um sich zieht. Fürwahr, es war später, als alle geglaubt hatten, zu spät, um sich auf einen solch plötzlichen Tod vorzubereiten.

Der 31. August dieses Jahres brach für die Bewohner Yokohamas an wie alle seine Vorgänger. Das Leben ging seinen Gang, und keiner dachte an eine Veränderung. Aber dann! „Eine Minute nach 12 Uhr wurde,“ so berichtet ein Augenzeuge, der sich auf einer Studienreise von Europa nach Japan und China befand, „unser Schiff mit einem schrecklichen Ruck ein bis zwei Ellen in die Höhe geworfen. Gleichzeitig knickten am Staden die großen Lagerhäuser ein. Sie stürzten in sich zusammen und versanken mit Menschen und Fahrzeugen in einem großen Erdriß. Das Wasser floß in den Erdriß und bedeckte im Augenblick alles. Brauner Rauch stieg überall auf, so daß ich zunächst glaubte, es habe eine ungeheure Explosion stattgefunden. Ein Blick nach Yokohama belehrte mich aber, daß auch dort das gleiche grausige Ereignis sich abgespielt hatte. Die ganze Stadt war in Dunkel gehüllt, aus dem nur noch vereinzelte Reste von Häusern hervorblickten.

Am Staden vor uns wimmelte es von Menschen, die um ihr Leben kämpften. Grausig war die unheimliche Stille, mit der sich alles abspielte. Der Schrecken war so groß, daß allen die Stimme versagte. Jeder neue Erdstoß brachte neue Schrecken. Die Stadt, die ab und zu sichtbar wurde, schaukelte und bewegte sich in großen Wellen. Nach den ersten Erdstößen waren fast alle Häuser vernichtet. Heute stehen von der ganzen Stadt nur noch fünf schwerbeschädigte Häuser. Nach dem dritten großen Stoß, der ungefähr um 12 Uhr 15 Minuten kam, brach an einigen Stellen Yokohamas Feuer aus. Gleichzeitig setzte ein Taifun von ungeheurer Gewalt ein, der die Flammen schürte und im Augenblick das

ganze Hafenviertel in Brand setzte. Mit dem Taifun kam eine Springslut. Die wild erregten Wasser brandeten nach der Stadt zu. Schon aber trafen die ersten halbverbrannten Menschen aus der Stadt am Ufer ein und suchten im Wasser Rettung vor dem Feuer. Auf den Fahrzeugen wurde selbst aufs heftigste mit dem Feuer gekämpft. Dabei wurde es immer dunkler. Um 2 Uhr nachmittags war völlige Nacht. Die Flammen der brennenden Stadt gaben die einzige Beleuchtung ab, blutrot und düster. Um diese Zeit ungefähr drehte sich der Taifun und trieb die Flammen auf das Wasser zu. Die kleinen Schiffe im Hafen fingen ohne weiteres Feuer, und auch unser Schiff wäre, wenn es nicht wirklich erstklassige Feuerlösch-einrichtungen gehabt hätte, in Flammen aufgegangen. Armdicke Laue entzündeten sich wie Zunder an der Hitze. Eisenteile wurden in kurzer Zeit rotglühend. Um 3¹/₂ Uhr schlug der Taifun abermals um. Er trieb die Wellen jetzt in die Stadt hinein, alles, Menschen und Tiere, die im Wasser Schutz vor den Flammen gesucht hatten, mit sich fortreißend. Das war das Ende von Yokohama und seiner Bevölkerung. Was nicht verbrannt ist, erstickte im Qualm oder dörrte von der Hitze aus.

Von dem Umfang der Katastrophe kann man sich vielleicht einen Begriff machen, wenn ich erwähne, daß am nächsten Morgen die Matrosen auf dem Wege zum Land lange Stangen benutzen mußten, um sich durch die Leichenmenge, die im Wasser stand oder schwamm, hindurchzuarbeiten. In Tokio wurde das größte Warenhaus einfach aus der Erde gerissen, in die Luft geschleudert, drehte sich dort um sich selbst und fiel, mit dem Dach zuerst, wieder auf die Erde.

Dabei haben Tausende von Menschen den Tod gefunden.

Als wir nach vollen acht Tagen abfuhren, brannten noch die Trümmer von Yokohama. Der Fudschijama*), das Wahrzeichen Japans, war zwar zu sehen, doch an seiner Krone fehlte ein Stück. Der Kraterrand war an einer Stelle eingestürzt. In weitem Bogen fuhren wir an der Marinestation vorüber. Dabei konnten wir die Feststellung machen, daß von den starken Befestigungsanlagen, den Forts und Depots, auch nicht die Spur heil geblieben war. Sie sind, wie die ganze Stadt, restlos zerstört worden.“

So weit der Bericht. In seiner Furchtbarkeit erinnert er an die Beschreibung der Gerichte, die das Buch der Offenbarung uns bringt. Wer von den Bewohnern Yokohamas hätte noch fünf Minuten vor Eintritt der Katastrophe derartiges für möglich gehalten? Es kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Friede und Sicherheit! sprachen die Menschen. Da brach das Verderben herein, dem nur wenige ent-rannen.

Es ist kein Wunder, daß angesichts der sich überstürzenden Schrecknisse auf der ganzen Erde manche Menschen meinen, die Endgerichte hätten angefangen. Das ist ein Irrtum, denn die Endgerichte sind nach Gottes Wort ausdrücklich dazu bestimmt, V e r d e r b e n über die Menschheit zu bringen. So weit sind wir aber heute, Gott sei Dank! noch nicht. Wenn Gott auch ernst redet in unseren Tagen, so hat Er doch noch Gedanken der Gnade und des Erbarmens über die armen, sündigen Menschenkinder. Das be-

*) Vulkanischer, 3778 Meter hoher Bergkegel.

weisen die vielen Befebrungen der jehigen Zeit. Aber, mein lieber Leser, das Verderben ist näher, als du denkst. Der Richter steht vor der Tür. Das Gericht, das ohne Barmherzigkeit ist, zögert nicht. „Die Zeit ist nahe. Wer unrecht tut, tue noch unrecht, und wer unrein ist, verunreinige sich noch, und wer gerecht ist, übe noch Gerechtigkeit, und wer heilig ist, sei noch geheiligt. Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, um einem jeden zu vergelten, wie sein Werk sein wird.“ (Offbg. 22, 11. 12.) Noch steht die Entscheidung, zwischen gut und böse zu wählen, bei dir; und ich bitte dich dringend, entscheide dich für das erstere, entscheide dich für Jesum. So oft haben die „Samenkörner“ dich schon vor diese Entscheidung gestellt. Sie tun es in diesem Jahre zum letztenmal. Ob sie es überhaupt noch einmal werden tun können, weiß Gott. Dunkel liegt die Zukunft vor uns. Aber bei Jesu ist heute noch Heil, Glück und ewiges Leben zu finden. Entscheide dich!

Wahrlich, es ist später, als du meinst.

Ein Engel des Lichts ?

Es waren nicht viele, die der Einladung zu den Evangelisationsversammlungen in A., einem Kreisstädtchen auf dem Westerwald, gefolgt waren.

„Ja, ja“, sagte mein Freund, als wir nach einer der Versammlungen noch ein wenig beieinander saßen, „es ist ein harter Boden hier. Doch habe ich mich gefreut, den Herrn B. im Saale zu sehen. Soviel ich beobachten konnte, hat er aufmerksam zugehört.“

Am anderen Tage meinte mein Freund: „Den Herrn B. könntest du einmal besuchen. Er ist leidend und deshalb wahrscheinlich zu Hause. Auf eine liebevolle Aufnahme darfst du freilich nicht rechnen. Möglicherweise weist man dir sogar die Tür. Weißt du, Herr B. ist ein sehr rechtschaffener, ehrbarer Mann. Nur sieht er die „Frommen“ nicht gern. Er hält sie für hochmütige Leute, weil sie behaupten, sie wüßten, daß sie in den Himmel kommen.“

Die Worte meines Freundes waren wenig ermutigend. Trotzdem machte ich mich im Aufblick zum Herrn auf den Weg. Es ging jedoch besser, als ich gemeint hatte. Anstatt mir die Tür zu weisen, empfing Herr B. mich recht liebenswürdig. Er schien sich sogar über meinen Besuch zu freuen und bat mich, Platz zu nehmen. Die Unterhaltung drehte sich bald um den am Abend vorher betrachteten Schriftabschnitt. Die Notwendigkeit der Befehrung, der Buße zu Gott und des Glaubens an den Herrn Jesus waren die Hauptgegenstände unserer Betrachtung gewesen. Herr B. war der Ansicht, kein Mensch könne auf Erden Gewißheit darüber erhalten, ob er von Gott angenommen sei. Wie er sagte, war er bestrebt, Gott zu gefallen, und tat, was in seinen Kräften stand, um ein Ihm wohlgefälliges Leben zu führen. Auf diesem Wege hoffte er, genau so gut einmal selig zu werden, wie alle die, die schon jetzt ihrer Seligkeit gewiß zu sein behaupteten.

„Nun“, versetzte ich, „die Heilige Schrift kennt diesen Weg zwar nicht. Aber Sie können ja mal versuchen, ob Sie auf ihm zu Ruhe und Frieden gelangen. Nur möchte ich Sie auf eine ernste Tatsache aufmerksam machen. Bereits mit Ihrer ersten Sünde

haben Sie Schuld auf sich geladen, und diese hat sich seitdem beständig vergrößert. Mit was wollen Sie diese Schuld vor dem heiligen Gott hinwegtun? Darüber denken Sie, bitte, einmal nach!“

Herr B. versprach es. Er versprach auch, nochmals die Versammlung besuchen zu wollen.

Ein Jahr danach war ich wieder auf dem Westwald und verkündigte an einem Ort das Evangelium, der etwa zwei Stunden Wegs von A. entfernt liegt. Gott gab reichen Segen zur Verkündigung. Mehrere Seelen wurden bekehrt und glücklich im Glauben an Jesu Erlösungswerk. Ich mußte in diesen Tagen oft an Herrn B. denken, und schließlich stattete ich ihm einen Besuch ab. Ich traf ihn in recht bedenklichem Zustand und mußte mir sagen: Die Krankheit führt sicher zum Tode. Doch Herr B. dachte nicht an den Tod. Er war sehr erfreut über meinen Besuch. Wie er mir sagte, hatte er sogar darauf gewartet, da er in der Zeitung von den Evangelisationsversammlungen gelesen hatte.

„Sehen Sie sich, Herr S.“, bat er. „Wie Sie sehen, bin ich nicht ganz wohl. Doch hoffe ich, bald wieder auf dem Damm zu sein.“

Ich setzte mich zu ihm und schaute ihn fragend an. Er verstand meinen Blick und sagte:

„Ich bin noch nicht bekehrt, Herr S. Gefämpft, gestrebt, gerungen um den Frieden meiner Seele habe ich genug. Stundenlang habe ich betend auf den Knien gelegen. Ich bin dann zu der Überzeugung gekommen, daß für mich kein Raum im Himmel ist. Ich bin wohl zu schlecht.“

Das war eine Sprache, die aus dem Munde dieses Mannes lieblich in meinen Ohren klang.

„Dann erklären Sie vor Gott Ihren völligen Bankerott, Herr B.“ erwiderte ich.

„Ja, das tue ich. Wenn man sein Leben mit allen Worten und allem Tun einmal wirklich an seinem Geistesauge vorüberziehen läßt, dann bleibt nichts wie Sünde übrig von frühester Jugend an. Durch die Sünde besteht aber eine Scheidewand zwischen mir und Gott. Und doch, Herr S., glaube ich sagen zu dürfen, daß Gott mich noch nicht ganz verworfen hat. Er bekümmert sich noch um mich. Hören Sie, was ich erlebt habe. Es ist keine Sinnestäuschung und keine krankhafte Einbildung. Nein, ich kann vor aller Welt bezeugen, daß das, was ich Ihnen jetzt erzähle, Wahrheit ist. Ich lag sinnend auf meinem Lager. Da öffnete sich die Tür. Eine lichte Gestalt trat ein, schritt, am Bett meines Kindes vorbei, auf mich zu, hob segnend die Hand und sagte: „B., fasse Mut! Du wirst gesund werden.“ Dann verschwand die Gestalt ebenso, wie sie gekommen war. War das nun nicht ein Bote des Himmels, von Gott mir zum Trost gesandt? Sehen Sie, Herr S., so hoffe ich, bald wieder gesund zu werden, und hoffe auch, daß Gott mich endlich in Gnaden annehmen wird. Was sagen Sie dazu?“

Lange blickte ich den Kranken schweigend an. Dann erwiderte ich langsam und jedes Wort betonend:

„Ich glaube, daß der, den sie als einen Boten des Himmels betrachten, ein Gesandter der Hölle war.“

War eine Granate ins Haus eingeschlagen? Fast hätte man es meinen sollen, wenn man die Aufregung sah, die den Kranken bei diesen wenigen Worten ergriff. Er sprang auf und lief im Zimmer auf

und ab. Nachdem er sich etwas beruhigt und wieder mir gegenüber Platz genommen hatte, fuhr ich fort:

„Vor alters offenbarte Gott sich den Menschen durch Engel. Wir finden das öfter in der Schrift. Heute aber haben wir das vollendete Wort Gottes in Händen. Durch dieses redet Gott jetzt zu uns. In ihm hat Er uns Seinen ganzen Willen und Rat-schluß kundgetan und zeigt uns den Weg des Heils. Doch da Sie, lieber Herr B., eine Seele sind, die der Macht des Bösen entrinnen möchte, so bietet Sa-tan, der Mörder und Lügner von Anfang, seine ganze Macht auf, um Sie festzuhalten. Er sucht Sie in eine falsche Sicherheit zu wiegen und Sie so zu verderben. Die Schrift sagt, daß Satan sogar die Gestalt eines Engels des Lichts annehme, und seine Diener desglei-chen. So fürchte ich, daß die Erscheinung, die Ihnen die Gesundheit versprach, ein Bote von ihm war.“

B. blickte mich starr an. Ein heftiger Kampf entbrannte in seinem Innern. Endlich, nach längerer Zeit, stand er wieder auf, und stöhnend kam es über seine Lippen:

„Wie furchtbar, wie schrecklich! Ich bin verloren!“

Dann ließ er sich schwer auf seinen Stuhl fallen und versank in stilles Brüten. Eine Zeitlang saßen wir schweigend einander gegenüber. Aus der Tiefe meines Herzens schrie ich zu Gott um ein Wort für den armen Mann. Schließlich schlug ich meine Bibel auf und sagte:

„Herr B., jetzt hören Sie, bitte, was Gott Ihnen durch Sein Wort zu sagen hat. In Röm. 3, 24 heißt es von den Menschen, die alle ausnahmslos Sünder sind, daß sie „u m s o n s t gerechtfertigt werden durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo

Jesu ist“. Und an anderer Stelle sagt der allmächtige und heilige, aber auch barmherzige Gott: „Ich will nicht den Tod des Sünders“. Ist das nicht ein Wort für Sie? Sie haben sich als Sünder erkannt und erklärt, Sie seien verloren, zu schlecht für den Himmel, und das ist auch so. Kein Mensch ist passend für den Himmel, Sie nicht und ich nicht. Kein Mensch kann sich auch den Himmel verdienen, mag er noch so viel Gutes tun und noch so sehr suchen, den heiligen Gott zu befriedigen. Ohne Unterschied sind alle Menschen Sünder und reichen nicht hinan an die Herrlichkeit Gottes. Sie alle sind abgewichen.“

„Ja, so ist es“, rief der Kranke. „Abgewichen, ein Sünder, verloren — —“

„Halt“, unterbrach ich ihn. „Hören Sie jetzt, was das untrügliche, ewig bleibende Wort Gottes, mit dessen Urteil über Ihren verlorenen Zustand Sie so übereinstimmen, weiter sagt! Es ruft Ihnen zu: „Umsonst gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist“. So bezeugt es nämlich der große Apostel Paulus. Er sagt: „Denn da ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes und werden umsonst gerechtfertigt durch Seine Gnade, durch die Erlösung, die in Christo Jesu ist, welchen Gott dargestellt hat zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben an Sein Blut; . . . zur Erweisung Seiner Gerechtigkeit, daß Er gerecht sei und den rechtfertige, der des Glaubens an Jesum ist.“ (Röm. 3, 23—26.)

Wie ein Verschmachtender nahm der Kranke das köstliche Wort auf.

„Umsonst, — durch Seine Gnade — durch die Erlösung in Christo Jesu — gerechtfertigt vor Gott durch den Glauben an Jesum“, so kam es langsam über seine Lippen. Dann sprang er auf, kam mit einem Jubelruf auf mich zu, schloß mich in die Arme und rief, während Freudentränen über seine Wangen rannen:

„Welch ein Glück erfüllt jetzt mein Herz! O ich weiß, und ich fühle es: Ich bin errettet, meine Schuld ist vergeben.“

Ein gerettetes Schäflein ruhte auf den Achseln des guten Hirten, und der gute Hirte hat es bald in seine wahre Heimat getragen. B. hat nur noch wenige Wochen gelebt. Dann ist er in Frieden entschlafen.

Der seltsame Führer

Wenn die vorige Erzählung uns gezeigt hat, wie Satan es versteht, die Menschenseelen einzuschläfern, indem er ihnen in der Gestalt eines „Engels des Lichts“ erscheint, so dürfen wir in dem nachfolgenden Bericht wohl ein sichtbares Eingreifen Gottes erkennen.

Der österreichische Leutnant F. W. v. S. berichtet folgendes wunderbare Ereignis aus seinem Leben:

Als ich . . . mit meinem Bataillon zu Rutttenberg in Böhmen stand, gehörte es zu meinen Gewohnheiten, weite Spaziergänge zu machen. Ich war gesund, lebensfroh und mit mir und aller Welt zufrieden.

An einem kalten Januartag hatte ich mich auf einem Spaziergang bis vor die Tore von Kollin verirrt. Schon war die Sonne untergegangen, und es wäre Zeit zur ungesäumten Rückkehr gewesen. Aber ich war so durchkältet, daß ich mich zu einer kurzen Einker in die Stadt entschloß. Im Gasthof zur Post fand ich — es war Sonntag — eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Es schlug bereits zehn Uhr, als ich aufbrach, nachdem ich ein wenig Wildbraten und etwas Wein mit Sauerbrunnen genossen hatte. Ich war also durchaus nüchtern. Einige hundert Schritte vor der Stadt führte ein Fußpfad rechts von der Straße ab nach Rutttenberg. Es war Vollmond. Die Straße war fest gefroren. Mein Budel trollte lustig neben mir her, und ich pfiß einen Marsch, nach dessen Takt ich frohgemut fürbaß schritt. Nach einiger Zeit glaubte ich die eiligen Schritte eines Mannes zu hören, der hinter mir her kam. Ich schaute mich um, aber die schneebedeckte, vom klarsten Mondlicht beschienene Gegend zeigte außer mir und meinem Hunde kein lebendes Wesen. Da bemerkte ich eine Strecke vor mir einen Mann, der, in einen Mantel gehüllt, denselben Fußpfad dahinschritt.

„Die Stille der Nacht bringt doch merkwürdige Täuschungen mit sich“, sagte ich zu mir selbst. „Schritte, die ich hinter mir zu hören glaubte, rühren von einem Manne her, der sich mindestens 400 Ellen vor mir befindet. Nun, wir wollen sehen, wie der Mann aussieht.“

Ich schritt nun schneller zu, aber wie viel Mühe ich mir auch gab, ich vermochte ihn nicht einzuholen. Nach einiger Zeit merkte ich, daß ich vom richtigen Wege abgekommen war. Ich war unwillkürlich dem

Fremden gefolgt. Indessen mußte ich auch auf diesem Wege nach Kuttenberg kommen, nur eine halbe Stunde später. Ohne sich aufzuhalten, schritt mein Führer dahin. Nur einmal blieb er stehen und deutete mit seiner vom Mantel verhüllten Rechten nach einer Stelle hin, die nahe am Wege lag. Dann setzte er seinen Weg fort. Als ich an jene Stelle kam, fand ich, daß der Pfad knapp an einem tiefen Loch vorüberführte. Bei einiger Unachtsamkeit konnte man an dieser Stelle ernstlich Schaden nehmen. Es war Mitternacht, als wir endlich nach Kuttenberg kamen. Hier schlug der Seltsame den Weg zum Kasernenplatz ein. Dadurch verlor ich ihn für einen Augenblick aus dem Gesicht. Deshalb fragte ich den vor der Wohnung des Kommandanten stehenden Posten, wer der Mann gewesen, der eben hier vorübergegangen sei. Der Soldat versicherte, niemand gesehen zu haben. Jetzt sah ich den Fremden wieder, wie er langsam der Kaserne zuschritt. „Dort, dieser!“ rief ich dem Soldaten zu und wies mit der Hand nach dem Fremden. Aber auch jetzt erklärte der Posten, er sehe niemand. Ich eilte nun dem Fremden nach. Dieser ging geradeswegs auf das Lazarett zu, das im östlichen Flügel der Kaserne, eines ehemaligen Jesuitenkollegiums, untergebracht war. Die Tür öffnete sich vor ihm, und nachdem er sich noch einmal nach mir umgeblickt hatte, verschwand er in der Tür, die sich sofort wieder schloß.

„Wer ging soeben ins Lazarett?“ fragte ich den Posten am Eingang, der in seinem weißen Mantel vor dem Schilderhause auf und ab schritt.

„Niemand, Herr Leutnant!“ erwiderte der Soldat, ein Pole, „seitdem ich hier stehe.“

Ungeduldig zog ich die Glöde. Ich mußte einige Minuten warten, ehe der wachthabende Unteroffizier mich einließ.

„Wer ist soeben nach Hause gekommen?“ fragte ich.

„Ich habe seit neun Uhr niemand geöffnet“, antwortete der Unteroffizier.

„Hat jemand einen zweiten Schlüssel zu dem Eingang hier?“

„Niemand, Herr Leutnant.“

„Welcher Arzt hat heute Nacht Dienst?“

„Unterarzt W.“

„Ist der Unterarzt in seinem Zimmer?“

„Nein, er ist in Nummer 8 bei dem Gemeinen S., der die Nacht wohl nicht überstehen wird. W. ist schon seit mehreren Stunden bei ihm.“

Ich begab mich in das bezeichnete Zimmer und fand dort den Unterarzt am Bett des Sterbenden sitzen. Bei meinem Eintritt erhob er sich leise und deutete auf den Kranken.

S. war mir persönlich bekannt. Ich trat an sein Lager. Er war ein Mensch ohne jede Bildung. Vor seiner Einstellung war er Tagelöhner gewesen. Sein Aussehen war stets das eines derben, durch Strapazen und Entbehrungen abgehärteten Mannes gewesen. Seine Gesichtszüge waren gewöhnlich, ja, plump, und bei jeder Gelegenheit hatte er sich als ein Mensch von außerordentlich schwerfälligem Fassungsvermögen erwiesen. Jetzt aber hatte sein Gesicht einen edlen, beinahe erhabenen Ausdruck angenommen. Eine seltsame Verklärung lag auf seinen Zügen. Bald nach meinem Eintritt öffnete er die Augen und erkannte mich. Er veränderte seine Lage.

etwas und begann dann zu reden. Er sprach über den Tod und die ewige Bestimmung des Menschen in einer Weise, die ich bewundern mußte. Nach einiger Zeit hielt er erschöpft inne; dann aber heftete sich sein Auge wieder forschend auf mich. Er machte mir ein Zeichen, mich zu ihm herabzubeugen. Ich setzte mich auf das Bett und ergriff seine Hand.

„Wünschst du etwas?“ fragte ich.

Mit beinahe gebrochener Stimme versetzte er:

„G l a u b e n S i e?“

Ich verstand ihn nicht. Da zog er die freie Hand unter der Decke hervor und wies nach oben. Jetzt wurde mir deutlich, was er meinte. Die Frage bestürzte mich. Ich hatte bis dahin nur für dieses Leben gelebt. Wohl glaubte ich, daß es noch ein anderes Leben nach diesem irdischen gab, aber ich hatte mich nie darum gekümmert. Ich hatte dreißig Jahre in völliger Gleichgültigkeit verrinnen lassen. Ich war, lebte und hoffte auch, aber was ich glaubte und hoffte, danach hatte ich mich noch nie gefragt.

„G l a u b e n S i e?“ fragte S. noch einmal, indem er wieder nach oben wies.

Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen. Einige Minuten blieb es still. Dann gewann ich Kraft für die Worte:

„Was willst du, das ich glaube?“

„An Gott — an Christum — an das ewige Leben.“

„Amen!“ sagte ich und faltete die Hände.

„Und an eine göttliche Vorsehung, die über uns wacht“, fuhr er nach einer Pause fort. „Und so Sie gläubig sind, wird nicht vergebens sein, was an Ihnen getan wurde.“

Er sank zurück und sprach nicht mehr. Ich drückte ihm das gebrochene Auge zu. Dann kehrte ich in meine Wohnung zurück. Den Anlaß, der mich ins Lazarett geführt, hatte ich ganz vergessen. Mich beschäftigte nur noch die eben erlebte Stunde. So kam ich nach Hause. Mein Bursche erwartete mich.

„Sie können heute nicht in Ihrem Zimmer schlafen, Herr Leutnant“, sagte er zu mir. „Vor einer Viertelstunde ist die Decke eingestürzt, und Ihr Feldbett nebst vielem anderen liegt in Trümmern.“

Es war so. Jetzt erst erinnerte ich mich wieder meines seltsamen Führers und zugleich der letzten Worte des Sterbenden: „Und so Sie gläubig sind, wird nicht vergebens sein, was an Ihnen getan wurde“.

Es ist nicht vergebens gewesen.

(Aus Witt, Der ewig reiche Gott.)

Was ist der größte Gedanke?

Man erzählt, jemand habe bei einer Gelegenheit einen hervorragenden amerikanischen Staatsmann gefragt, was der größte Gedanke gewesen sei, der ihn je beschäftigt habe. Darauf soll der Gefragte erwidert haben:

„Der Gedanke, daß ich vor Gott Rechenschaft ablegen muß über mich.“

Das war eine Antwort, die dem Betreffenden alle Ehre macht, denn sie beweist, daß er ein weiser Mann war. Er glaubte dem göttlichen Wort. Der Apostel Paulus sagt: „Wir werden alle vor den Richterstuhl Gottes gestellt werden“, und: „Wir müs-

sen alle vor dem Richterstuhl Christi offenbar werden“. (Röm. 14, 10; 2. Kor. 5, 10.)

Wir sind verantwortliche Geschöpfe. Wir sind nicht wie die Tiere, deren Bestehen nicht über dieses Leben hinausgeht, und die natürlich auch keine Rechenschaft abzulegen brauchen, die da fressen und laufen und morgen sterben, und damit Schluß.

Nein, für uns ist ein großer Tag im Anzug, an dem „Gott das Verborgene der Menschen richten wird durch Jesum Christum“. (Röm. 2, 16.) Und was wird den Maßstab bilden für jene Abrechnung? Das vollkommen gerechte Gesetz Gottes, in welchem es heißt, daß wir den Herrn, unseren Gott, lieben sollen mit ganzem Herzen und ganzer Seele und ganzem Verstand und unseren Nächsten wie uns selbst. Wer wird gegen die vollkommene Gerechtigkeit eines solchen Gesetzes etwas einwenden können? Aber wer vermöchte auch es zu halten? Deswegen steht geschrieben: „Da ist kein Gerechter, auch nicht einer“; „alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes“. (Röm. 3, 10. 23.) Gott nimmt nicht nur Kenntnis von geschenehen Sünden, von gesprochenen Worten. Er sieht auch die Sünden des Herzens, alles, was der Mensch im tiefsten Innern verborgen wähnt. Selbst der hassende Gedanke und der nach dem Bösen gelüstende Blick sind Gottes gerechtem Urteil verfallen. (Matth. 5, 22. 28.)

Doch das alles wäre ja nicht von so grundlegender Bedeutung, wenn mit dem Tode wirklich alles aus wäre. Manch einer sagt: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode“. Mag sein. Aber wie ist es mit dem, was nach dem Tode kommt? Es steht geschrieben: „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu

sterben, danach aber das Gericht". (Hebr. 9, 27.) Und was sagte unser Herr Jesus selbst? „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, die Seele aber nicht zu töten vermögen; fürchtet aber vielmehr Den, der sowohl Seele als Leib zu verderben vermag in der Hölle . . . Ja, sage ich euch, diesen fürchtet." (Matth. 10, 28; Luf. 12, 5.)

Zweifellos war es der Gedanke an seine Sünden, der den Landpfleger Felix, als der Apostel „über Gerechtigkeit und Enthaltbarkeit und das kommende Gericht" redete, „mit Furcht erfüllte" und ihn sagen ließ: „Für jetzt gehe hin!"

Das gleiche, verbunden mit dem Gedanken an den kommenden großen Tag der Abrechnung, preßte dem Kerkermeister zu Philippi, als die Grundfesten des Gefängnisses erschüttert wurden, den Ruf aus: „Was muß ich tun, auf daß ich errettet werde?"

Und wir? Auch wir gehen dem Tage des Gerichts entgegen. Es gibt kein Entrinnen vor ihm. „Was müssen wir tun, auf daß wir errettet werden?" Gott sei Dank! Wenn es auch kein Entrinnen von dem Offenbarwerden vor Gott gibt, so gibt es doch sicher und gewiß ein Entrinnen von der ewigen Verdammnis. Das Mittel dazu ist ebenso groß wie einfach. Paulus teilt es dem zitternd vor ihm am Boden liegenden Kerkermeister mit: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden". Das ist das einfache, aber auch das einzige Rettungsmittel. „Es ist keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind." „In Ihm haben wir die Erlösung durch Sein Blut, die Vergebung der Vergehungen." Jesus ist für alle, die zu Ihm gekommen sind, die an Ihn glauben, Heiland und Retter, und zwar auf Grund Seines

Blutes, das eine vollkommene Sicherung zustande gebracht hat. Wer an Sein vollbrachtes Werk glaubt, der ist gerettet für Zeit und Ewigkeit.

Nicht wahr? das ist auch ein großer Gedanke.

Die Brücke zur Heimat

Nach beendeter Abendmahlzeit sitzen der Schuhmachermeister M. und seine Frau im traulichen Bohnstübchen. Während er die Zeitung liest, beugt sich die Mutter über den Strickstrumpf. Verstoßen fällt eine Träne zwischen die Maschen, und ein leiser Seufzer entfährt den Lippen.

„Weißt du, Väterchen, was heute für ein Tag ist?“ — „Ja“, erwidert er, „unseres Sohnes Geburtstag.“

„Wo mag er sein?“ fragt sie schluchzend.

„Gott hat Mittel und Wege genug, ihn wieder heimzubringen; wir wollen Ihn darum bitten“, antwortet bekümmert der Vater, und als sie sich zur Ruhe legen, dringt aus dem stillen Kämmerlein der beiden Alten gar inniges Flehen um des Sohnes Heimkehr zum Herrn der Welt empor.

Lange schon ist es her, daß er von dannen ging. Er hatte bis dahin als Geselle beim Vater gearbeitet, während seine Schwester in einer Fabrik des Ortes ihr Brot verdiente. Nach Feierabend sollte sie der Mutter noch ein wenig im Haushalt helfen, aber sie wollte lieber mit ihren Freundinnen Arm in Arm bis in die Nacht hinein im Dorfe umherschlendern und schließlich sich hinaus. Darüber stellte sie der Vater zur Rede, worauf sie ihm schnippisch antwortete, wie es ihr die guten Freundinnen eingegeben hatten: „Ich

hab's nicht nötig. Die anderen Mädchen tun es auch nicht. Kann mir ja auch ein anderes Kosthaus suchen."

Da erzürnte der Vater, und er brauste auf: „Ist das der Geist, der in euch jungem Volk steckt? Ist das Vaterhaus ein Kosthaus? Kind, fürchtest du dich nicht vor solcher Sünde?“

Da aber stellte sich der Sohn auf die Seite der Schwester und verteidigte sie mit harten Worten in gleichem Geiste der Auflehnung, worauf dem erregten Vater das schon so oft bereute Wort entfuhr: „Pack du nur auch dein Bündel!“ Und der Sohn packte sein Bündel und verließ das Vaterhaus, und niemand daheim weiß, wo er ist.

Die Tat des Bruders brachte das Mädchen zur Besinnung. Sie blieb daheim und diente ungeheißener Mutter, die sich oft des Tages mit der Schürze die Tränen trocknete. Der Vater aber schlug seitdem die Nägel in die Schuhe dreimal so fest wie sonst.

* * *

Viele Meilen von der Heimat entfernt ziehen auf der Landstraße drei Wanderburschen dahin. Sie kommen an eine Brücke, in deren mächtigen Steinquadern Bänke zum Ausruhen angebracht sind. Die Wanderer sind müde und durstig vom staubigen Wege und wollen ein wenig ruhen.

„Schau einmal“, sagt der eine, „da steht etwas geschrieben! Wird ein sauberes Sprüchlein sein!“ Er buchstabiert die in die Brückenwand gehauene Schrift und liest: „Alles ist Übergang“.

„Eine feine Weisheit“, fällt ihm spottend der andere ins Wort, „Übergang von einem Wirtshaus ins andere.“

„Vielleicht steht hier auf dieser Seite auch noch ein Sprüchlein“, sagt der erste wieder. „Richtig, da ist die Fortsetzung: zur Heimat hin!“

„In die Heimat bringen mich keine zehn Gäule zurück“, entgegnet der zweite, „ich habe alle Brücken hinter mir abgebrochen.“

Der dritte aber schweigt still. „Alles ist Übergang zur Heimat hin!“ Das Wort hat seine Seele getroffen. Er, der vorhin der lauteste gewesen, ist nun beim Weiterwandern still und in sich gekehrt. In der Herberge zahlt er, ungesehen von seinen Wandergenossen, sein Abendessen, nimmt sein Bündel zurück und wandert in die Nacht hinaus — zur Brücke.

Es ist die Stunde, in der die Eltern daheim für ihr Kind beten, und der dort weinend an der Brücke lehnt, ist ihr Sohn. Er erinnert sich wieder, daß heute sein Geburtstag ist — o, wie mögen sie daheim seiner gedenken! Zur Heimat hin! — Ja, hat er sich denn nicht die Heimat verscherzt? Und die andere Heimat dort oben — führt dahin auch keine Brücke mehr? Die Gestalt des verlorenen Sohnes steht vor seinen Augen, und er sieht sich als seinen Genossen.

Lang lehnt er so an der Brüstung der Brücke. Dann rafft er sich auf und faßt Stock und Bündel. „Alles ist Übergang zur Heimat hin!“ Dieselbe Straße, die ihn von der Heimat entfernte, kann ihn wieder heimführen. „Zur Heimat hin!“ spricht er und wandert, wandert die Nacht hindurch und noch manchen Tag der Heimat entgegen. Unterwegs denkt er darüber nach, wie er die abgebrochene Brücke wieder aufbauen kann. Ehrerbietung und Gehorsam, Dankbarkeit und Liebe sollen die vier Eck-

quader der Brücke sein. So ist er heimgekommen, mit Jubel und Freude daheim empfangen.

* * *

Die Brücke mit der trefflichen Inschrift, die den jungen Wanderburschen zur Heimat zurücktrieb, steht irgendwo in unserem Vaterland — wo, will ich nicht verraten. Der liebe Leser möge vielmehr fleißig acht haben auf alle Brücken, über die er geht oder fährt, ob er sie vielleicht finde, und sollte er auch lange vergeblich suchen müssen, so möge er doch bei jeder Brücke des schönen Wortes gedenken: „Alles ist Übergang zur Heimat hin!“ Und wenn einer dieses Blatt in die Hände bekäme, der sich die Heimat verscherzt hat, so will es ihn mahnen an den Weg zur Heimat zurück, wo gewiß liebende Herzen in Sorge und Sehnsucht und verzeihender Güte ihm entgegenschlagen, auch wenn durch schwere Verfehlungen vergangener Tage die Brücke zur Heimat scheinbar abgebrochen worden ist. Eile, eile, liebes Menschenkind, weil es sonst gar leicht zu spät sein könnte!

Und dann weiß ich noch von einem anderen Herzen, das sehrend wartet auf heimatferne Menschen — vielleicht auch auf dich, lieber Leser? Es ist das große, erbarmungsreiche Herz unseres Gottes, dessen Liebe noch unendlich größer ist als Menschenliebe. Unseren Seelen liegt droben bei Ihm, von dem sie ausgegangen sind, Heimat und Vaterhaus bereit, und das ganze Leben soll ein Übergang zu dieser ewigen Heimat hin sein.

Dazu bedarf es freilich des Betretens einer besonderen Brücke, die aber, Gott sei Dank! ohne Mühe zu finden ist für jeden, der sie ernstlich sucht: der

Brücke über die tiefe Kluft zwischen dem heiligen Gott und uns sündigen Menschenkindern; der Brücke aus der Welt des Unglaubens und der Gottesferne in die selige Gemeinschaft mit dem Heiland-Gott; der Brücke aus dem vergänglichem, der Vernichtung anheimfallenden Leben der Erdenzeit hinüber ans Ufer der unvergänglichen Herrlichkeit des ewigen Lebens. Hast du diese Brücke deiner Errettung schon gefunden und sie betreten?

Jesus heißt diese rettende Brücke, neben der eine andere nicht zu finden ist, wolltest du auch die ganze Erde danach absuchen. Denn allein Jesus, der vom Himmel herabgekommene Sohn Gottes, hat die Kluft überbrückt, indem Er in den Riß getreten ist und sich selbst als Opfergabe für Schuld und Sünde hingegeben hat zur Versöhnung mit Gott. Wer diese Brücke noch nicht betreten hat, der täusche sich ja nicht über den Wert seines Christentums, auch wenn es äußerlich den Anschein der Echtheit hat, denn der ist noch nicht auf dem rechten Heimatwege nach oben, sondern irrt noch heimatlos in dieser Welt der Vergänglichkeit umher.

Darum tritt im Glauben an das auf Golgatha vollbrachte Erlösungswerk auf diese rettende Brücke! Dann wirst du sicher und gewiß einmal eingehen dürfen in die Herrlichkeit droben, die denen gehört, die des Glaubens an Jesum sind, und die in keinem anderen als in Ihm Heil und Rettung suchten und fanden.

G. S.

Ein Wort

„Eine gelinde Antwort wendet den Grimm ab,
aber ein fränkendes Wort erregt den Zorn.“

(Sprüche 15, 1.)

„Goldene Apfel in silbernen Prunkgeräten:
so ist ein Wort, geredet zu seiner Zeit.“

(Sprüche 25, 11.)

Ein Wort — ist's nur ein Hauch, der schnell verweht?
Ein Nichts, aus dem auch nur ein Nichts entsteht?
Oft scheint es so; doch wirkt ein jedes Wort,
Ob gut, ob böse, in der Stille fort.

Was haben böse Worte oftmals schon
Auf Erden angerichtet! — kaum entflohn
Dem Munde, wirkt die unheilvolle Saat
Sich aus zu Früchten unheilvoller Tat.

Doch auch ein gutes Wort, hineingesät
In Menschenherzen, nicht verloren geht.
Hab' nur Geduld, wenn's oft auch lange währt,
Bevor es gute Früchte uns beschert.

Bedenke sorgsam drum zu aller Frist,
Daß nur ein guter Säemann du bist
Mit deinen Worten! Laß sie wahr und rein
Und gut und heilsam stets zu hören sein!

Kein Wort in Ungeduld, Haß oder Zorn,
Doch jedes Wort ein gutes Samenkorn.
O möcht' bei mir und dir es also sein,
Wie würde dann die Ernte uns erfreun!

G. H.



Inhalts „ Verzeichnis

	Seite
Gott sucht dich	1
Das lebendige und wirksame Wort Gottes	7
Das stille Jüdchen	19
„Jetzt ist die wohllangenehme Zeit“	23
Ganz für Jhn (Gedicht)	28
„Wenn ich nichts anderes hätte!“	29
Ein guter Freund	35
Gibt es noch Wunder?	36
Gebetserhörung	42
„Wenn ihr auch zu diesem Berge sagen werdet . . .“	51
Treu	56
Aus Sündentiefen gerettet	57
Indische Götzen	63
Die verlorene Brieftasche	68
Der barmherzige Samariter	76
Ein Sieg	80
Befreiung aus Knechtschaft	85
Ein schlimmer Meeresbewohner	95
Du und dein Nachbar	98
Heldentum	101
„Mutter, ich will mich aufmachen!“	108
Ein Telegramm von Gott	111
Schöpfung und Offenbarung (Gedicht)	112
Frei geworden	113
Der Schiffsjunge von Havre	126
Kuins Bekehrung	133
Treu	139
Eine königliche Glaubensheldin	141
Es gibt ein wunderschönes Land	150
Sechs steinerne Wasserkrüge	155
Wenn wir aber Nahrung und Bedeckung haben	158
Die Geschichte eines Judenknaben	163
„Kommt, denn alles ist bereit!“ (Gedicht)	167

	Seite
„Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser . . .“	168
An der Southern Pacific Eisenbahn	169
Die rettende Brücke	174
Nergal	180
Unter einem Dach	182
Wie ein Jude zum Glauben kam	190
Umgürtet mit Wahrheit	193
Glücklich sind, die nicht gesehen usw. (Gedicht)	196
Der Pharisäer und der Zöllner	197
Einmal ist - einmal	204
Die Märtyrer von Amoria	207
Am Waldquell	214
Sellert und der reiche Mann	216
„Alles, was irgend ihr im Gebet glaubend begehrt . . .“	220
• Geduld (Gedicht)	224
Nr. 9	225
„Du bist heute morgen noch nicht oben gewesen!“ . . .	231
Die kleine Strafpredigerin	234
An der Giftquelle	243
Der gestohlene Flachs	246
Um des Herrn willen	249
Dir zur Verfügung (Gedicht)	252
Wie Gott meine Selbstmordversuche vereitelte und mich zu sich brachte	253
Die Lade Jehovas auf dem Wege nach Beth-Semes	264
Im ungleichen Joch	268
Was nichts kostet	274
Die Sünderin von Labrador	277
„Eile, rette dich!“ (Gedicht)	280
Später als du meinst,	281
Ein Engel des Lichts?	285
Der seltsame Führer	291
Was ist der größte Gedanke?	296
Die Brücke zur Heimat	299
Ein Wort (Gedicht)	304



Zur gest. Beachtung!

Die Schwierigkeiten in unserem Lande wachsen täglich. Vielen ist es kaum möglich, das zum Leben Notwendige zu erwerben. Manchem unserer l. Leser wird es infolgedessen schwer, die wachsenden Kosten für die Zeitschriften zu bestreiten. Um nun in dieser Beziehung möglichste Erleichterung zu schaffen, haben wir uns entschlossen, die November- und Dezemberrnummer zusammenzulegen. Das vorliegende Heft (Botschafter wie Samenkörner) ist also das letzte, das in diesem Jahr erscheint. Ferner konnte durch die tatkräftige Beihilfe einer Anzahl von Brüdern der Grundpreis für diesmal um 20% ermäßigt werden. Ob und wie lange diese Ermäßigung für die Zukunft beibehalten werden kann, hängt von der Weiterentwicklung der Verhältnisse ab. Wir vertrauen dem Herrn, daß Er auch über die gegenwärtige schwere Krise hinweghelfen und das Weitererscheinen unserer Blätter ermöglichen wird.

Die Preise sind fortan Goldmarkpreise. Zur Errechnung der Papiermarkpreise gilt der am Zahltag bestehende amtliche Berliner Kurs.

Eine außerordentlich große Hilfe wäre es für den Verlag, wenn nach Möglichkeit in wertbeständigem Geld bezahlt würde, oder, wenn das nicht geht, wenigstens in Reichsbanknoten*) (mittels Brief) oder durch Postanweisung. Die Benutzung des Postcheckkontos führt, solange die sich immer mehr entwertende Papiermark gesetzliches Zahlungsmittel bleibt, zu fast unerträglichen Verlusten.

Wer die Zeitschriften nicht bezahlen kann, sie aber gern weiter beziehen möchte, wende sich wie bisher wegen billigeren oder ganz unentgeltlichen Bezugs freimütig an den Schriftenbesorger an dem betreffenden Ort oder an den Verlag selbst.

Den Schriftenbesorgern sei an dieser Stelle wiederholt für ihre aufopfernde, vielfach mit Kosten und mancherlei Mühen verbundene Arbeit aufs herzlichste gedankt. Auch dieser Dienst gehört zu dem Werke des Herrn (1. Kor. 15, 58), und Er wird Belohner und Vergelter sein.

Die nächsten Hefte erscheinen, so Gott will, Mitte Januar 1924. Bis dahin wolle man freundlichst alle Neu-, Um- und Abbestellungen bewirken.

*) Notgeld von Städten usw. ist für uns wertlos.

Inhalt:	Seite
Später, als du meinst	281
Ein Engel des Lichts?	285
Der seltsame Führer	291
Was ist der größte Gedanke?	296
Die Brücke zur Heimat	299
Ein Wort (Gedicht)	304

Zu Geschenkzwecken wird empfohlen:

Verleger:

Lieder für das christliche Haus

2. neu durchgesehene und verbesserte Auflage

Eine Sammlung (255 Nummern) vierstimmiger Lieder
und Choräle, sowie Einzel- und Doppelgesänge mit
Klavier- oder Harmoniumbegleitung

In Halbleinen gebunden . . . Mk. 2.75 Grundpreis*)

In Leinen gebunden Mk. 3.50 Grundpreis*)

*) Der Verkaufspreis in Papiermark ist zu errechnen nach dem am Zahlungstage gültigen amtlichen Berliner Kurs.

In der Schweiz bestelle man bei

Herrn C. Widmaier

Schaffhausen

Vordergasse

in Amerika bei

Mr. Anton Weise

Paterson N. J.

233 North 7th Street

Gebrüder F. u. W. Brockhaus, Kom.-Ges., Elberfeld, Baustr. 47/49.